

Sebastian Werr – Musikwissenschaft und Rassenforschung
im Nationalsozialismus

Allitera Verlag

MÜNCHNER VERÖFFENTLICHUNGEN ZUR MUSIKGESCHICHTE

Begründet von Thrasybulos G. Georgiades
Fortgeführt von Theodor Göllner
Herausgegeben seit 2006
von Hartmut Schick

Band 80

Sebastian Werr
Musikwissenschaft und Rassenforschung
im Nationalsozialismus

Sebastian Werr

Musikwissenschaft und Rassenforschung im Nationalsozialismus

Allitera Verlag

Dezember 2020
Allitera Verlag
Ein Verlag der Buch&media GmbH München
© Dezember 2020 Buch&media GmbH München
Layout, Satz und Umschlaggestaltung: Johanna Conrad
Gesetzt aus der Minion Pro
Printed in Europe · ISBN 978-3-96233-245-7

Allitera Verlag
Merianstraße 24 · 80637 München
Fon 089 13 92 90 46 · Fax 089 13 92 90 65

Weitere Publikationen aus unserem Programm finden Sie auf www.allitera.de
Kontakt und Bestellungen unter info@allitera.de

Inhalt

Einleitung	7
Fachgeschichte	15
Paradigmen nationalsozialistischer Musikwissenschaft	15
Die Beteiligten: Überzeugte oder Opportunisten?	25
»Alte Kämpfer«	31
<i>Forscher im Parteikontext</i>	35
<i>Akademische Musikwissenschaftler</i>	41
Grundlagen	51
Vorbemerkung: Wissenschaft oder Identitätsdiskurs?	51
Biologische Unterschiede	57
<i>Identität und Ausgrenzung</i>	57
<i>Inneres und Äußeres</i>	60
<i>Gesund und »entartet«</i>	64
Deutsche und Germanen	69
<i>Identifikationsmodell</i>	69
<i>Kulturbedeutung</i>	74
<i>Wanderbewegungen</i>	78
<i>Vereinnahmungen</i>	83
Rassenforschung im Nationalsozialismus	86
<i>Medizinisch-biologische Forschung</i>	86
<i>Anthropologisch-kulturgechichtliche Theorien</i>	90
<i>Lehmann, Günther, Clauß</i>	93
<i>Typologien von Körper und Seele</i>	97
Themen	101
<i>Heroen der Musikgeschichte</i>	101
<i>Rassentheoretische Deutungen</i>	101
<i>Querstände zum Nationalgedanken</i>	108
<i>Rassenmischung und musikalische Begabung</i>	113
<i>Versuche musikwissenschaftlicher Professionalisierung</i>	116

Altgermanische Musik	120
<i>Vorgeschichtsforschung als Weltanschauungswissenschaft</i>	120
<i>Musikwissenschaft und Germanenforschung</i>	123
<i>Lure und Hochkultur</i>	126
<i>Kult und Kunst</i>	131
<i>Mehrstimmigkeit und Tonsystem</i>	135
Frühchristliche und mittelalterliche Musik	142
<i>Einbruch des Christentums in die Welt der Germanen</i>	142
<i>Jüdische Wurzeln der frühchristlichen Musik.</i>	147
<i>Römische Liturgie im Frankenreich</i>	151
<i>Germanische Anteile</i>	155
<i>Heinrich Himmler und die Choralforschung</i>	158
Körpergebundenheit	161
<i>Klangliche Verwirklichung</i>	161
<i>Bewegung und Physiognomie</i>	166
<i>Körperhaltung</i>	170
<i>Homogenität</i>	176
Das verfehlte Forschungsziel:	
Die musikalische Disposition der nordischen »Rasse«	181
Epilog	186
Anhang	190
Literaturverzeichnis	190
Abbildungsnachweis	216
Namensregister	217

Einleitung

1902 klagte der Hamburger Rabbiner Paul Rieger, dass sich Teile der deutschen Gelehrtenchaft der »Tendenzwissenschaft« geöffnet hatten. Es sei unbestreitbar, dass die Widerstandsfähigkeit »gegenüber den Tagesströmungen bedenklich nachgelassen habe, daß der moderne Byzantinismus und Servilismus auch in die Republik der Gelehrten eingegangen« sei. Dies sei besonders gefährlich, denn in weiten Teilen des deutschen Volkes herrsche vor ihnen »eine beinahe abergläubische Ehrfurcht«. Durch die angeblichen wissenschaftlichen Begründungen habe völkisches Gedankengut die gebildeten Kreise der Gesellschaft erreicht, die ihm sonst verschlossen gewesen wären.¹ Auch wenn die Klage über bestimmte Auswüchse berechtigt war, gab es zu dieser Zeit noch starke Gegenströmungen. Sie erlahmten in der Zeit der Weimarer Republik, und besonders im Zuge der Gleichschaltung der Wissenschaft nach 1933, die oft genug eine Selbstgleichschaltung war.

Das für die deutsche Nachkriegsgesellschaft charakteristische Beschweigen der NS-Vergangenheit bestimmte auch die Universitäten. Erst nach dem Ausscheiden der letzten direkt beteiligten Ordinarien, von denen nicht wenige die im »Dritten Reich« erkämpften Lehrstühle bis weit in die Nachkriegszeit hinein innehatten, begann in den Geisteswissenschaften eine zaghafte, anfangs als Nestbeschmutzung heftig bekämpfte Aufarbeitung der Fachgeschichten im Nationalsozialismus. Noch immer werden die Debatten mitunter emotional geführt, auch wenn es angesichts des großen zeitlichen Abstands heute endlich möglich sein sollte, die Zusammenhänge nüchtern zu rekonstruieren und den Zwiespalt auszuhalten zwischen der wissenschaftlichen Lebensleistung bedeutender Forscher und der Problematik ihres Wirkens vor 1945. Vertuschungsversuche sind niemals der Wissenschaft dienlich, sondern vergrößern die Beschädigung der Integrität nur noch mehr. Der Romanist und Historiker Frank-Rutger Hausmann macht die nie aufgearbeitete Verflechtung mit der nationalsozialistischen Ideologie für die internationale Marginalisierung der deutschsprachigen Geisteswissenschaften nach 1945 mitverantwortlich. Dieser Ansehensverlust, der von den beteiligten Disziplinen lange minimalisiert worden sei, hätte eine klare Distanzierung erforderlich gemacht, wo doch das Eingestehen von Fehlern zur Seriosität eines Wissenschaftlers gehört. Auch die später gelegentlich vorgebrachten exkulpierenden Hinweise auf »verdecktes Sprechen« – bestimmte Passagen seien für den damaligen Leser deutlich als unernst gemeint erkennbar gewesen –,

¹ Paul Rieger, »Antisemitismus und Wissenschaft. Ein Mahnruf an die deutschen Juden«, in: *Im deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* 8 (1902), S. 473–480, hier S. 473f.

wären glaubhafter, hätte man sie von sich aus offen thematisiert.² Die Forschungsgeschichte der Musikwissenschaft ist an anderer Stelle bereits dargelegt worden, sodass hier wenige Bemerkungen ausreichen mögen.³ Bestrebungen zur Aufarbeitung des Musikbereichs, in denen auch die Musikwissenschaft berührt wurde, gingen anfangs von akademischen Außenseitern wie Joseph Wulf⁴ und Fred K. Prieberg⁵ aus, die umfangreiches Quellenmaterial zusammengetrugen; eine erste Grundlagenarbeit zur Geschichte der Musikwissenschaft entstand außerhalb der deutschen Fachcommunity.⁶ In den letzten Jahrzehnten kam es dann auch innerhalb des Fachs zu größeren Initiativen, die zuletzt aber stärker auf Kontinuitäten in die Nachkriegszeit fokussiert waren.⁷ Die zentrale Frage nach der inhaltlichen Verflechtung mit der nationalsozialistischen Ideologie wird dabei bestenfalls an isolierten Beispielen behandelt. Hier drängt sich der Anglizismus des »Elefanten im Raum« auf, ein unübersehbares, aber tabuisiertes Problem, über das man zu sprechen vermeidet.

Von der breiteren Öffentlichkeit wird die nationalsozialistische Vergangenheit von Geisteswissenschaftlern meist nur bei spektakulären Enthüllungen wahrgenommen wie beim Romanisten Hans Robert Jauß,⁸ vor seiner Universitätslaufbahn hochdekorerter Offizier der Waffen-SS, oder der filmreifen Vita des Germanis-

² Frank-Rutger Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im »Dritten Reich«*, Frankfurt am Main 2011, S. 12–14, 26.

³ Zur ersten Einordnung in die deutsche Hochschullandschaft vgl. Anselm Gerhard, »Musikwissenschaft«, in: *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, hg. von Frank-Rutger Hausmann, München 2002, S. 165–192; Pamela Potter, »Musikwissenschaft und Nationalsozialismus«, in: *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Band 1: Fächer – Milieus – Karrieren*, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004, S. 129–141.

⁴ Joseph Wulf, *Musik im Dritten Reich*, Frankfurt am Main 1989 [Erstausgabe 1963].

⁵ Fred K. Prieberg, *Musik im NS-Staat*, Frankfurt am Main 1982. Die Ergebnisse seiner Jahrzehntelangen Materialsammlung sind dokumentiert im *Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945*, Kiel 2009 [CD-ROM].

⁶ Pamela Potter, *Most German of the Arts. Musicology and Society from the Weimar Republic to the End of Hitler's Reich*, New Haven und London 1998 [dt. als *Die deutscheste der Künste. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des deutschen Reichs*, Stuttgart 2000].

⁷ Siehe u. a. Anselm Gerhard (Hg.), *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin. Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittglauben und Modernitätsverweigerung*, Stuttgart und Weimar 2000; Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling (Hg.), *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, Mainz 2001; Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges (Hg.), *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, München 2016. Auch die Jahrestagung der Gesellschaft für Musikgeschichte 2016 hatte einen Fokus auf der Fachgeschichte.

⁸ Seit den 1980er-Jahren war bekannt, dass Jauß während seiner Zeit bei der SS eine in Kriegsverbrechen verstrickte Kompanie geführt hatte, dennoch kam eine umfassende Untersuchung erst 2014 auf Initiative seiner Alma Mater zustande. Die Ergebnisse sind dokumentiert in: Jens Westemeier, *Hans Robert Jauß. Jugend, Krieg und Internierung*, Konstanz 2016.

ten Hans Ernst Schneider,⁹ der ebenfalls bis zum SS-Hauptsturmführer aufgestiegen war. Aufsehen erregte die Vergangenheit des Musikwissenschaftlers Wolfgang Boetticher, der nicht nur Mitglied der Waffen-SS war, sondern sich auch an Plündерungen des Alfred Rosenberg unterstehenden Sonderstabs Musik beteiligt hatte, was erst durch die Publikation eines niederländischen Journalisten allgemein bekannt wurde.¹⁰ Mit dem »Fall« Eggebrecht gelangte zuletzt die Kriegsteilnahme eines weiteren bekannten Fachvertreters in die deutschen Feuilletons.¹¹ Von größerer Tragweite für die deutsche Hochschullandschaft als diese aufgrund der Schwere der Vorwürfe spektakulären Lebensläufe war die breite Bereitschaft selbst namhaftester Ordinarien, Forschung und Lehre den Zielen des Regimes unterzuordnen und der nationalsozialistischen Ideologie damit akademische Glaubwürdigkeit zu verleihen. Die hier behandelten Schriften sind aus vielerlei Gründen hoch problematisch, und Publikationen wie die aggressiven antisemitischen Texte von Karl Blessinger lassen sich nicht anders als geistige Brandstiftung verstehen. Dennoch muss man den Autoren zugestehen, dass das Schreiben opportunistischer Texte, insbesondere über musikhistorische Spezialfragen wie etwa »artgemäße« Tonalität, anders bewertet werden muss als eine Beteiligung an Kriegsverbrechen. Opportunistische Texte bedeuten auch nicht in jedem Fall, dass der »Verfasser Nationalsozialist war, sie bedeuten allerdings, daß er sich – bewußt oder unbewußt – Sehweisen und Begriffe der nationalsozialistischen Ideologie zu eigen mache und zur Fundierung fachwissenschaftlicher Argumentationen benutzte«.¹²

Sich zu vorgegebenen politischen Positionen bekennen zu müssen, ist ein typisches Merkmal totalitärer Systeme. Zugleich sind die Texte Ausweis des Konformitätsdrucks in der Wissenschaft, die generell dazu neigt, Anpassung mit Anerkennung

⁹ Nach dem Krieg ließ sich Schneider, der u. a. für die Beschaffung von medizinischen Geräten für KZ-Menschenversuche zuständig gewesen war, von seiner Frau für tot erklären, heiratete sie als Hans Schwerte erneut und absolvierte eine Hochschulkarriere, bei der er bis zum Rektor der RWTH Aachen aufstieg. Vgl. Bernd-A. Rusinek, »Von Schneider zu Schwerte: Anatomie einer Wandlung«, in: *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, hg. von Wilfried Loth und Bernd-A. Rusinek, Frankfurt am Main 1998, S. 143–180.

¹⁰ Willem de Vries, *Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa*, Köln 1998.

¹¹ Boris von Haken versuchte 2009 den Nachweis zu führen, Hans Heinrich Eggebrecht sei als Feldgendarm an Erschießungen auf der Krim beteiligt gewesen. In der Fachwelt wurden die hierbei vorgelegten Dokumente überwiegend als nicht hinreichend zum Beweis einer derart schwerwiegenden Anschuldigung angesehen. Für eine Übersicht über die in diesem Zusammenhang entstandenen Publikationen siehe Matthias Pasdzierny, Johann Friedrich Wendorf und Boris von Haken, »Der ›Fall‹ Eggebrecht. Verzeichnis der Veröffentlichungen in chronologischer Folge 2009–2013«, in: *Die Musikforschung* 66 (2013), S. 265–269. Die Vorgänge sind nicht Teil dieser Untersuchung, da es um den Fachdiskurs bis 1945 geht, also zu einem Zeitpunkt, zu dem der spätere Freiburger Ordinarius mit dem Studium der Musikwissenschaft noch nicht einmal begonnen hatte.

¹² Hausmann, *Die Geisteswissenschaften im »Dritten Reich«*, S. 19.

zu belohnen und »durch einen ausgeklügelten Codex berechenbares Verhalten zu erzeugen und Abweichungen zu sanktionieren«.¹³ Der damals in Heidelberg lehrende Heinrich Besseler, der bei aller Begeisterung für den Nationalsozialismus eine gewisse Distanz zum nationalsozialistischen Wissenschaftssystem behielt, äußerte 1937 privat die Befürchtung, im Ausland würde man angesichts der neueren Texte »die deutschen Wissenschaftler für Schwachköpfe und charakterlose Byzantiner« halten. Bei allen Ungereimtheiten, deren Existenz er einräumte, hielt er den Eindruck aber für ungerechtfertigt, denn er war überzeugt, im »weltanschaulichen Kern« des Nationalsozialismus tiefe Wahrheiten zu erkennen.¹⁴ Mitunter war das Karrierestreben so offenkundig, dass es sogar offiziellen Stellen auffiel. Dennoch kann wenig Zweifel daran bestehen, dass viele derjenigen, die sich am hier behandelten Diskurs beteiligten, von der Sinnhaftigkeit einer Kategorisierung der Menschen und dessen Übertragung auf die Musik überzeugt waren – wiewohl Uneinigkeit über die zu wählen den Methoden bestand. Die Überzeugung, dass Kultur in irgendeiner Weise mit der charakteristischen biologischen Ausstattung von Menschengruppen verbunden sei, war über unterschiedliche politische Lager hinweg verbreitet; sie scheint noch heute in Stereotypen auf wie dem, Südländer haben »Musik im Blut«. Heute abstrus wirkende Annahmen wie die Zusammenhänge von Äußerem und Innerem galten nach damaliger Überzeugung als wissenschaftlich fundiert.¹⁵ Das Aufzeigen der Zeitbezogenheit von Forschung im »Dritten Reich« kann daher auch dazu anregen, die eigene Verstricktheit mit dem Zeitgeist zu reflektieren. Sie kann dazu dienen, die »Begrenztheit und Fehlbarkeit der eigenen Arbeit [...] zu bedenken sowie die ungeliebte, aber unleugbare Verwandtschaft mit Wissenschaftlern, die unter anderen politischen Umständen [...] schuldig geworden sind« wahrzunehmen.¹⁶

Die vorliegenden Einzelpublikationen zur Vergangenheit von Musikwissenschaftlern¹⁷ setzen das Bild eines Lehrkörpers zusammen, der sich nicht wesentlich von dem

¹³ Thomas Etzemüller, »Ich sehe das, was Du nicht siehst. Zu den theoretischen Grundlagen geschichtswissenschaftlicher Arbeit«, in: *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, hg. von Jan Eckel und Thomas Etzemüller, Göttingen 2007, S. 27–68, hier S. 57.

¹⁴ Heinrich Besseler an Jacques Handschin vom 17. Mai 1937. Zitiert nach Jörg Büchler und Thomas Schipperges (Hg.), *Heinrich Besseler und Jacques Handschin. Briefe 1925 bis 1954. Kommentierte Ausgabe*, München 2020, S. 44.

¹⁵ So waren die zu einem System ausgebauten Annahmen des Psychiaters Cesare Lombroso, Kriminelle anhand ihres Äußeren zu identifizieren, anerkannte Methode der Kriminologie. In Bayern wurden Verbrecher noch zwischen den Weltkriegen anthropometrisch vermessen und fotografiert, um eine Prognose ihrer künftigen Kriminalität abzugeben. Vgl. Thomas Kailer, *Die Vermessung des Verbrechers. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern*, Bielefeld 2011, S. 12–14.

¹⁶ Dirk Rupnow, *Judenforschung im Dritten Reich. Wissenschaft zwischen Politik, Propaganda und Ideologie*, Baden-Baden 2011, S. 427.

¹⁷ Über Parteizugehörigkeiten etc. geben Auskunft: Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*; Ernst Klee, *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*, Frankfurt am Main

der anderen Fächer unterschied. Für Ludwig Finscher war er in der Regel konservativ bis reaktionär eingestellt, lehnte die Weimarer Republik ab und war zumindest in Teilen anfällig für Antisemitismus. Es gab die, die sich begeistert in den Dienst des Regimes stellten, andere, die aus Opportunismus mitmachten, wieder andere, die in die innere Emigration gingen, aber nur verschwindend wenige, die sich aktiv am Widerstand beteiligten.¹⁸ Bei aller Empörung über die Bereitschaft, sich in der einen oder anderen Weise einem verbrecherischen Regime anzudienen, steht hier nicht individuelle Schuld im Mittelpunkt. Zur Bewertung der Schriften ist es allerdings notwendig, die wichtigsten Lebensstationen der damals aktiven Musikwissenschaftler zu nennen, um sie in den Wissenschaftskontext einordnen zu können. Dabei wird die bisher in der Fachgeschichte dominierende Sicht auf einzelne Karriereverläufe durchbrochen, um Muster der Annäherungen an den Nationalsozialismus aufzuzeigen. Mit diesen lässt sich die Regimenähe beleuchten, was es wiederum erlaubt zu fragen, in welcher Beziehung die Begeisterung für die nationalsozialistische Politik und die Ideologisierung von Fachtexten stehen.

Bei allem bisher Geleisteten geriet aus dem Blick, dass sich die Aufarbeitung, wie Eckhard John bereits 1991 forderte, »nicht in der Klärung von Parteimitgliedschaften und internen Vorgängen der lokalen Institution Universität« erschöpfen könne.¹⁹ Merkwürdigerweise besteht sogar in der Fachgeschichte ein nur geringes Interesse an den Inhalten, als seien sie aufgrund ihrer offensichtlichen wissenschaftlichen Unzulänglichkeit vernachlässigbar oder disqualifizierten sich sogar für eine ernst-

2007. Von den auf einzelne Musikwissenschaftler bezogenen Publikationen können hier nur Monographien genannt werden: Maria Bruckbauer, »... und sei es gegen eine Welt von Feinden!« *Kurt Hubers Volksliedersammlung und -pflege in Bayern*, München 1991; Thomas Nußbaumer, *Alfred Quellmalz und seine Südtiroler Feldforschungen (1940–42). Eine Studie zur musikalischen Volkskunde unter dem Nationalsozialismus*, Innsbruck u. a. 2001; Thomas Schipperges, *Die Akte Heinrich Besseler. Musikwissenschaft und Wissenschaftspolitik in Deutschland 1924 bis 1949*, München 2005; Bernhard Bleibinger, *Marius Schneider und der Simbolismo: Ensayo musicológico y etnológico sobre un buscador de símbolos*, München 2005; Rosemarie Schumann, *Leidenschaft und Leidensweg. Kurt Huber im Widerspruch zum Nationalsozialismus*, Düsseldorf 2007; Michael Custodis (Hg.), *Herman-Walter Frey. Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und ihre Folgen*, Münster und New York 2014; ders., *Rudolf Gerber und die Anfänge der Gluck-Gesamtausgabe*, Mainz und Stuttgart 2015; Manfred Günningmann, *Werner Korte und die Musikwissenschaft an der Universität Münster 1932 bis 1973*, Münster 2015. Weitere Literatur wird im Text genannt.

¹⁸ Ludwig Finscher, »Musikwissenschaft und Nationalsozialismus. Bemerkungen zum Stand der Diskussion«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 1–7, hier S. 4.

¹⁹ Eckhard John, »Der Mythos vom Deutschen in der deutschen Musik: Musikwissenschaft und Nationalsozialismus«, in: *Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus*, hg. von Eckhard John u. a., Freiburg und Würzburg 1991, S. 163–190, hier S. 163.

hafte Untersuchung. Wenn in der Fachgeschichte bisher auf die Zusammenhänge von musikwissenschaftlichen Inhalten und der Ideologie eingegangen wurde, dann war dies meist auf isoliert betrachtete Akteure und die Suche nach Schlagworten wie »arisch« beschränkt. Letzteres muss zu Fehlschlüssen führen, wenn nicht gefragt wird, inwieweit sie überhaupt geeignet sind, das Fachspezifische der Musikwissenschaft zu erfassen.

1948 spielte Friedrich Blume als Präsident der zwei Jahre zuvor neu gegründeten Gesellschaft für Musikforschung die Verbindungen seines Fachs mit dem Regime herunter. Für die im »Dritten Reich« betriebenen Aktivitäten räumte er lediglich eine »gewisse Überbewertung und Überbetonung der deutschen Musik«²⁰ ein. Diese Ausrichtung hatte er selbst energisch gestützt und 1939 in einer dem »Führer und Reichskanzler« gewidmeten Festschrift in zeittypischer Diktion gefordert, die deutsche Musikwissenschaft habe »eines der edelsten Güter der deutschen Kultur zu hüten«. Er behauptete, das deutsche Volk habe sich mit den großen Werken der Musik eine »Siegesallee« großartigster Denkmale gesetzt, was einer Musikforschung, »die es mit ihren Pflichten gegen Volk und Staat ernst nimmt, die Ausrichtung« vorzeichne.²¹ Die forcierte Beschäftigung mit der deutschen Musik ließ sich nach dem Krieg umso leichter einräumen, als sie nicht als ehrenrührig galt; insbesondere nicht die von Blume erwähnten Denkmälerausgaben, die eine politische Funktion durch die Mehrung des Ansehens der Deutschen erfüllte, deren Herausgabe sich aber vorwiegend auf unpolitische Quellenstudien und Editionsarbeiten stützte. Die Auseinandersetzung mit deutscher Musik, teils mit nationalchauvinistischen Begleitklängen, hatte schon vor 1933 das Fach dominiert, was sich nach 1945 unverändert fortsetzte. Belastender, und deshalb soweit wie möglich verschwiegen, waren die inhaltlichen Verflechtungen mit der Rassenideologie, deren Nutzbarmachung Blume in der genannten Festschrift als ein »demnächst [...] planmäßig zu bestellendes Feld der deutschen Musikforschung« bezeichnet hatte. Deren »nationalsozialistische Ausrichtung« stelle die »eindeutige Aufgabe, den Grund zu legen, auf dem das Gebäude einer musikalischen Rassenforschung errichtet werden kann«.²²

Die vorliegende Monografie untersucht die bis 1945 verfasste Konformliteratur, in der sich in charakteristischer Weise biologistische Erklärungsmuster von Kultur und Gesellschaft mit nationalchauvinistischen Lesarten von Musikgeschichte verbanden. Behandelt werden also lediglich die Gegenstände des damaligen musikwissenschaftlichen Diskurses zum Themenfeld »Musik und Rasse«. Das Ziel ist weder eine Gesamt-

²⁰ Friedrich Blume, »Bilanz der Musikforschung«, in: *Die Musikforschung* 1 (1948), S. 3–18, hier S. 4.

²¹ Friedrich Blume, »Deutsche Musikwissenschaft«, in: *Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe. Dem Führer und Reichskanzler [...] zu seinem 50. Geburtstag [...]*, hg. von Bernhard Rust, Leipzig 1939, S. 16–18, hier S. 16.

²² Ebd., S. 18.

darstellung der Musikwissenschaft im Nationalsozialismus noch des höchst umfangreichen Bereichs Musik und Rassismus. Das Themenfeld schloss den vergleichsweise gut aufgearbeiteten Bereich²³ der antisemitischen Musikpublizistik ein, beschränkte sich aber nicht auf ihn. Die Ausrichtung am zeitgenössischen Fachverständnis hat zur Folge, dass bestimmte Aspekte gegenüber ihrer damaligen gesamtgesellschaftlichen Bedeutung deutlich unterrepräsentiert sind: Die Musik der Moderne wurde von der damaligen deutschen Musikwissenschaft weitgehend ignoriert, und der Jazz, wie man die populäre Tanzmusik amerikanischer Provenienz damals nannte, galt erst recht nicht als ein forschungswürdiger Gegenstand. Dagegen hatte die außereuropäische Musik, die in der deutschen Gesellschaft keine Rolle spielte, für den hier behandelten Diskurs eine gewisse Bedeutung; wenn auch meist nur als Kontrastfolie. Der in der Musikwissenschaft geführte Diskurs war nicht freischwebend, denn bei aller Neigung zur Spekulation griff man immerhin auf historische Quellen zurück – so fragwürdig die Schlussfolgerungen waren. Er war eingebunden in ein komplexes System von teilweise in das 19. Jahrhundert zurückreichenden Anschauungen, was es erforderlich macht, den Bereich der Musik gelegentlich für ideologie- und wissenschaftsgeschichtliche Exkurse zu verlassen.

Zum Aufbau: Ein fachgeschichtlicher Block beschreibt die Paradigmen einer sich dezidiert als »nationalsozialistisch« verstehenden Musikwissenschaft und gibt einen kurorischen Überblick über die Beziehungen namhafter Musikwissenschaftler zum Nationalsozialismus. Weitere Kapitel umreißen die Grundlagen der Rassentheorien, die sich trotz ihres wissenschaftlichen Anspruchs als ein Identitätsdiskurs erweisen. Dabei stand die für die nationalsozialistischen Lehren charakteristische Überhöhung des germanisch-nordischen Menschen mit dem deutschen Identifikationsmodell des Germanentums in Verbindung; ursprünglich aus der Literatur der Romantik stammend, wurde es immer mehr in den Bereich des Politischen überführt, mit nationalem Chauvinismus vermengt und scheinbar naturwissenschaftlich unterfüttert, wobei man sich teilweise auf anerkannte anthropologische Verfahren wie die Schädelmessung stützte. Hier wird berücksichtigt, dass die nationalsozialistische Rassenforschung ausdifferenziert werden muss in medizinisch-biologische und anthropologisch-kulturgeschichtliche Methoden. Diese teilten bestimmte Grundannahmen, weshalb die Grenzen manchmal fließend sind, aber sie nahmen unterschiedliche Gegenstände in den Blick und waren außerhalb des Fachs eigenständig institutionalisiert. Während naturwissenschaftliche Ansätze in der von ihrer historischen Aus-

²³ Eckhard John, *Musik-Bolschewismus. Die Politisierung der Musik in Deutschland 1918–1945*, Stuttgart 1994; Annkathrin Dahm, *Der Topos der Juden. Studien zur Geschichte des Antisemitismus im deutschsprachigen Musikschrifttum*, Göttingen 2007; Albrecht Dümling (Hg.), *Das verdächtige Saxophon. »Entartete Musik« im NS-Staat-Dokumentation und Kommentar*, Regensburg 2015.

richtung dominierten Musikwissenschaft nur begrenzt anwendbar waren – beschrieben werden die Ansätze von Fritz Bose und Wilhelm Heinitz –, erwiesen sich die kulturgeschichtlich ausgerichteten rassenkundlichen Schriften von Hans F. K. Günther als anschlussfähig. 1932 erschien mit *Musik und Rasse* des Studienrats Richard Eichenauer, eines Leiters ideologischer Schulungen bei der SS, eine erste umfassende Übertragung dieser Lehre auf die Musikgeschichte. Auch wenn sie fast durchweg als unzureichend beurteilt wurde, prägte sie den kurz darauf einsetzenden musikwissenschaftlichen Diskurs, der durch das Abarbeiten an der Schrift geschrägt wurde. Die Ablehnung seiner Vorgehensweise war nicht gleichbedeutend mit der Absage an eine musikwissenschaftliche Rassenforschung, denn sie ging einher mit Vorschlägen zur Professionalisierung des Bereichs und zahlreichen Versuchen namhafter Musikwissenschaftler, ihre spezifischen Kompetenzen einzubringen. Da sich die Deutung von Komponisten aus dieser Perspektive als besonders problematisch erwies, rückte die ältere Musikgeschichte in den Mittelpunkt. Besonders die bereits in der völkischen Bewegung verbreitete Germanen-Römer-Antithese schien geeignet, kulturelle Phänomene zu erklären, wobei die frühchristliche und mittelalterliche Musik wegen ihrer Verbindung zur römischen Kirche zum Widerpart einer angeblichen autochthonen germanischen Musikkultur erklärt wurde.

Mein Dank geht an diejenigen, die zu diesem Buch beigetragen haben. Hartmut Schick hat ihr durch die Aufnahme in die Reihe *Münchener Veröffentlichungen zur Musikgeschichte* einen passenden Rahmen gegeben, Florian Besthorn, Irene Holzer und Gerhard Schönberger haben sich der Mühe unterzogen, eine frühere Fassung durchzuschauen. Thomas Schipperges danke ich für die Möglichkeit, sich über verschiedene Aspekte des Themas auszutauschen. Die umfangreiche Quellenarbeit wäre ohne das Zutun der Mitarbeiter der Bayerischen Staatsbibliothek München und des Bundesarchivs nicht möglich gewesen. Im Allitera Verlag haben Alexander Strathern, Dirk Peschl und Johanna Conrad das Projekt durchgeführt und zum Abschluss gebracht.

Der größte Dank geht an meine Familie, ohne die das Buch nicht möglich gewesen wäre. Meine Frau musste die vielfältigen Einschränkungen ertragen, die das Schreiben für gemeinsame Aktivitäten bedeutete. Ein erheblicher Teil der Recherchen geschah, während ich meinen Sohn Leandro in der Elternzeit betreut habe. Ihm ist das Buch gewidmet.

Fachgeschichte

Paradigmen nationalsozialistischer Musikwissenschaft

Wie andere historische Fächer war die Musikwissenschaft in den aufkommenden Nationalstaaten des 19. Jahrhunderts institutionalisiert worden, was die Wahl von Themen förderte, die zur Legitimation dieser Staatsgebilde beizutragen vermochten. Auch das NS-Regime wertete Fächer auf, die wie die Musikwissenschaft aufgrund ihrer Beschäftigung mit der deutschen Kultur politisch instrumentalisierbar und deren Vertreter zur Anpassung bereit waren. Die Überhöhung des Nationalen nahm auch im »Dritten Reich« breiten Raum ein. So häuften sich nach 1933 die Versuche, nicht-deutsche Komponisten aufgrund ihrer Vorfahren für das Deutschtum zu vereinnahmen. Hans Joachim Moser behauptete fälschlich, der polnische Nationalkomponist Stanisław Moniuszko sei der Sohn einer Deutschen gewesen. Das Polnische an ihm solle nicht verkleinert werden, aber es sei »gut, dem polnischen Selbstgefühl eine kleine Gegenrechnung aufzumachen«.²⁴ Hans Engel erklärte Franz Liszt für »voll und ganz deutschstämmig«, »beide Großmütter sind Deutsche [...], alle acht Urgroßeltern sind deutschstämmig, die ganze Sippe deutsch«. Deutschstämmig sei auch seine Tochter Cosima – und damit die Wagner-Dynastie –, die keineswegs das Kind eines Ungarn und einer Französin war, denn von ihren vier Großeltern waren drei deutsch und einer französisch.²⁵ Wie sich das spezifisch Deutsche in der Musik nachweisen lasse, galt in der deutschen Musikwissenschaft über lange Zeit als eine zentrale Fragestellung, die Untersuchungen führten aber kaum zu befriedigenden Ergebnissen. Willibald Gurlitt schätzte die Frage als eine »jeden Musiker und Musikwissenschaftler bewegende Frage« ein, deren Klärung allerdings dadurch behindert werde, dass es zur Voraussetzung das Wissen um das deutsche Wesen habe, das längst nicht so gesichert sei, »wie man es angesichts der gegenwärtigen Neubesinnung auf das Deutschtum sich gern wünschen würde«.²⁶

²⁴ Hans Joachim Moser, »Deutsche Musik im polnischen Raum«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939/40), S. 155–157, hier S. 156f.

²⁵ Hans Engel, »Franz Liszt – Deutscher!«, in: *Deutsche Musikkultur* 1 (1936/37), S. 103f.

²⁶ Willibald Gurlitt, »Der gegenwärtige Stand der deutschen Musikwissenschaft«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 17 (1939), S. 1–82, S. 30f. Für eine neuere Gesamtdarstellung des Phänomens »Deutsche Musik« siehe Friederike Wißmann, *Deutsche Musik*, Berlin 2015.

Eine »neue« Musikwissenschaft, wie sie von den nachfolgend behandelten Fachvertretern gefordert wurde, hatte jedoch zu berücksichtigen, dass der Nationalsozialismus auf mehr abzielte als nur auf eine Steigerung des Deutschtums. Er ist gekennzeichnet durch ein biologistisches Gesellschaftsverständnis, das sich unter anderem in der alle Bereiche des Lebens durchwirkenden Klassifikation von Menschen in »Rassen« zeigte. Für den im Sinne des Regimes verfassten *Volks-Brockhaus* von 1939 war die »Erkenntnis von der Bedeutung der Rassen [...] ein Grundpfeiler nationalsozialistischer Weltanschauung«.²⁷ Auch das damalige Standardwerk zur Vererbung konstatierte, Nationalsozialismus sei »angewandte Biologie, angewandte Rassenkunde«;²⁸ eine Aussage, die durch ähnlich lautende Aussprüche von Rudolf Heß und des bayerischen Kultusministers Hans Schemm bekannt wurde.²⁹

Die Glorifizierung der Deutschen war streng genommen nicht deckungsgleich mit der Überhöhung des germanisch-nordischen Menschen, denn nach der im »Dritten Reich« verbreiteten Terminologie von Hans F. K. Günther setzten sie sich aus regional unterschiedlichen Mischungen von »nordischer«, »dinarischer«, »ostischer« sowie geringeren Anteilen weiterer »Rassen« zusammen.³⁰ Die Differenzierung sollte forschungsleitend werden, wie Friedrich Blume in seiner damals stark rezipierten Schrift *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung* ausführte. Dort forderte er ausdrücklich, in der Musikwissenschaft müsse es künftig um »Rasse« gehen, »nicht um Volk, Nation oder andere Einheiten«.³¹ Allerdings wurde diese Trennung nicht konsequent eingehalten und die Begriffe teils synonym verwendet. Obwohl Nationalismus oft mit Rassismus vergesellschaftet ist, sind die Konzepte von Nation und »Rasse« keineswegs kongruent. Da es sich um konkurrierende imaginierte Gemeinschaften handelt, stehen sie in einem gewissen Spannungsverhältnis zueinander.³² Großenteils zählten die Deutschen gar nicht zum überhöhten germanisch-nordischen Typ. Der Arzt Rudolf Vir-

²⁷ *Der Volks-Brockhaus. Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus*, Leipzig ⁸1939, S. 556.

²⁸ Erwin Baur, Eugen Fischer und Fritz Lenz, *Grundriß der menschlichen Erblehre und Rassenhygiene*, München 1931, S. 131.

²⁹ Robert N. Proctor, *Racial Hygiene. Medicine under the Nazis*, Cambridge und London 1988, S. 64.

³⁰ Diese Differenzierung ist nicht identisch mit der aus der Landeskunde übernommenen Unterteilung in deutsche »Stämme«, die sich u. a. in der Präambel der Weimarer Verfassung fand und die die »Altstämme« (Bayern, Schwaben, Franken, Thüringer, Sachsen und Friesen) sowie verschiedene »Neustämme« meinte.

³¹ Friedrich Blume, *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung*, Wolfenbüttel 1939, S. 5. Zur Wirkung der Schrift vgl. d. Verf., »Anspruch auf Deutungshoheit. Friedrich Blume und die musikwissenschaftliche ›Rassenforschung‹«, in: *Die Musikforschung* 69 (2016), S. 361–379.

³² Christian Geulen, *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2007, S. 14.

chow hatte schon 1886 auf der Basis von sieben Millionen Schulkindern den Anteil der Blonden im gesamten Deutschen Reich mit 31,8 % ermittelt, den der Brünetten mit 14,05 % und den der Mischtypen mit 54,15 %.³³ Dies hatte das Potenzial, die Bewegung von innen heraus zu sprengen. Der völkische Publizist Otto Schmidt-Gibichenfels hielt es daher 1922 für »ganz ausgeschlossen [...], das Blutsbekenntnis auf sämtliche Merkmale der nordischen bzw. germanischen Rasse auszudehnen«, da dann nur noch zehn Prozent der Bevölkerung als wirkliche Deutsche zählen dürften.³⁴

Obwohl das Bedürfnis, die Menschen hierarchisch zu sortieren, als dem Erkenntnisgewinn dienende Wissenschaft präsentiert wurde, ist offensichtlich, dass die Theorien nur im Kontext bestimmter gesellschaftlicher und politischer Strukturen zu verstehen sind. Der Verweis auf die Naturwissenschaften diente zur Legitimierung hierarchischer Ordnungsvorstellungen, die als naturgegeben dargestellt wurden; dadurch übernahm die Wissenschaft in gewisser Weise die Rolle der Religion, die zuvor für die Begründung der gesellschaftlichen Ordnung zuständig gewesen war. Die Kategorisierungen ordnen sich in die bekannte Unterscheidung des sozialistischen Philosophen Norberto Bobbio ein, wonach die politischen Lehren der Rechten eher die Ungleichheit der Menschen betonen, die als natürlich und unverrückbar gekennzeichnet wird, während in denen der Linken davon ausgegangen wird, Ungleichheiten seien sozialer Natur und könnten beseitigt werden.³⁵ Diese Zielsetzungen müssen nicht allen Beteiligten volumnäßig bewusst gewesen sein. Für den Historiker Patrik von zur Mühlen kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Anhänger der Rassenlehren vielfach überzeugt waren, neue biologische und historische Gesetze entdeckt zu haben, die Gesellschaft und Kultur erklären könnten.³⁶ Die Akzentuierung derartiger Fragestellungen führte zu einem Bedeutungsgewinn anschlussfähiger Disziplinen, an dem auch Musikwissenschaftler partizipieren wollten. So stellte Engel, der gerade im Begriff war, an der Universität Königsberg zum Lehrstuhlinhaber aufzusteigen, 1944 klar, dass bei ihm die »Rassenfrage« in den Vordergrund gerückt sei, weshalb er es für notwendig hielt, an den Beginn einer Untersuchung der musikgeschichtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Itali-

³³ Rudolf Virchow, »Gesammtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland«, in: *Archiv für Anthropologie* 16 (1886), S. 275–466, hier S. 282.

³⁴ Otto Schmidt-Gibichenfels, »Die Rassenlehre und die Völkischen«, in: *Hammer* 21 (1922), Heft 469, S. 7f.

³⁵ Norberto Bobbio, *Rechts und Links. Gründe und Bedeutungen einer politischen Unterscheidung*, Berlin 1994, S. 78f. Dies bedeutet keineswegs, dass rassistische Vorstellungen nicht auch aufseiten von Linken zu finden sind. Der Briefwechsel von Karl Marx und Friedrich Engels bietet ein buntes Kaleidoskop aller denkbaren Stereotype ihrer Zeit, worauf u. a. ein von Gregor Gysi und Harry Rowohlt gelesenes Hörbuch hinweist.

³⁶ Patrik von zur Mühlen, *Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe*, Berlin und Bonn ²1979, S. 27.

en die Frage zu stellen, »welche rassischen Beziehungen« zwischen diesen Ländern bestehen.³⁷

Die Musikwissenschaft wurde durch die Verstrickungen mit dem NS-Regime nicht nur moralisch diskreditiert, sondern auch wissenschaftlich beschädigt, denn die Öffnung gegenüber völkischen Irrationalismen erzwang die Aufgabe akademischer Standards. Die Wendung vom Objektiven zum Subjektiven, von überprüfbarer Fakten zu intuitiven Betrachtungen eines nebulösen germanisch-nordischen Wesens, erweist sich charakteristisch für völkisch-nationalsozialistische Texte, die mit ihrer Neigung zum Emotionalen und zum Irrationalen in gewisser Weise an die Romantik anschlossen.³⁸ In exemplarischer Weise forderte der antisemitische Agitator Franz Haiser 1912, man müsse sich endlich von der »maßlosen Vernunftvergötterung« abwenden und wieder »die edlen Instinkte unseres deutschen Blutes« berücksichtigen. »Das fortgesetzte konsequente Logisieren muß schließlich auf allen Gebieten zur Negation führen, nur der Glaube schafft positive Werte.«³⁹ Die Verbindung des Nationalen mit Positivismuskritik beschränkte sich nicht auf fragwürdige völkische Publizisten. Auf einer anderen intellektuellen Ebene wurde die faktenbasierte wissenschaftlich-objektivierende Betrachtungsweise auch von führenden Gelehrten der Zeit infrage gestellt. Mit philosophischem Überbau versehen, beeinflusste sie unter anderem Besseler, der damals als der brillanteste deutsche Musikwissenschaftler galt und der das Verhältnis von Musik und Welt neu zu bestimmen versuchte. Er hielt es, wie er dem in Basel lehrenden Jacques Handschin schrieb, für »ganz unmöglich« geschichtliche Ereignisse »von ihren lebensmäßigen Grundlagen (Volkstum und Rasse) zu trennen: die Einheit des ›Lebens‹ als eines leiblich-seelisch-geistigen Tatbestands wird hier so überzeugend wie vielleicht nirgends sonst«. Man sehe zu wenig, dass diese »Einheit und Ganzheit des Lebens [...] das philosophische Kernproblem des Nationalsozialismus« sei. Sie sei allerdings etwas anderes als die modischen Rassenlehren von Günther, die Besseler als unzulänglich ablehnte und die er ansah als ein »hilfloser Versuch für die instinktiv erfasste Ganzheit des Lebens gewisse Begriffe zu finden«.⁴⁰

Die Idee war, dass Musik keineswegs eine völkerverbindende Sprache sei; dies erschien Karl Blessinger als Propaganda von »Verfechtern internationaler Gedan-

³⁷ Hans Engel, *Deutschland und Italien in ihren musikgeschichtlichen Beziehungen*, Regensburg 1944, S. 9.

³⁸ George L. Mosse, *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*, Königstein/Taunus 1979, S. 21. In extremer Form brachte die Verbindung zum Irrationalen der Romantik der nationalsozialistische Musikpublizist Friedrich Baser zum Ausdruck, der seine »arische« Deutung des *Parsifal*-Stoffs auf die von Clemens Brentano notierten Visionen der Mystikerin Anna Katharina Emmerick stützte. Baser, »Richard Wagner als Künster der arischen Welt«, in: *Die Musik* XXVI/2 (Dezember 1933), S. 85–90.

³⁹ Franz Haiser, *Die Krisis des Intellektualismus*, Hildburghausen 1912, S. 7, 24.

⁴⁰ Heinrich Besseler an Jacques Handschin vom 17. Mai 1937. Zitiert nach Büchler und Schipperges (Hg.), *Heinrich Besseler und Jacques Handschin*, S. 46f.

kengänge«.⁴¹ Günther definierte »Rasse« als eine »Menschengruppe, die sich durch die ihr eignende Vereinigung körperlicher Merkmale und seelischer Eigenschaften von jeder anderen (in solcher Weise zusammengefassten) Menschengruppe unterscheidet«.⁴² Dies übertrug Blume auf die Musik, wenn er postulierte, der Zugang eines Individuums zu bestimmten kulturellen Praktiken und Musikwerken sei an die Zugehörigkeit zu einer derartigen »Menschengruppe mit gleichem und konstantem leiblich-seelischem Erbgut«⁴³ gebunden. Deren kulturelle Äußerungen müssten Außenstehenden unzugänglich bleiben, während sich der Zugehörige »warm umfangen vom Altvertrauten [fühle], das eben nicht nur deswegen altvertraut ist, weil diese ›Art Musik‹ uns gewohnt ist, sondern weil in ihr etwas vom Blut und Rasse unseres eigenen Wesens lebt«.⁴⁴ Durch die Übertragung von einer »Rasse« zur anderen verliere sie ihre Bindungen und werde zum »isolierten und blutlosen Bildungsgut«; ihm war es ein Rätsel, wie sich etwa Japaner mit deutscher Musik identifizieren könnten.⁴⁵

Vorderhand war zu klären, wie sich diese Eigenheiten überhaupt in einer begriffslosen Kunst wie der Musik nachweisen lassen. Naturwissenschaftliche Perspektiven wären den angenommenen Zusammenhängen zwischen Musik und einer den »Rassen« spezifischen leiblich-seelischen Ausstattung des Menschen vielleicht angemessener gewesen als kulturgeschichtliche Einlassungen; mit wenigen Ausnahmen kamen die beteiligten Fachvertreter aber aus der Historischen Musikwissenschaft und verfügten nicht über das notwendige Instrumentarium. Über erste Ansätze gelangte auch Engel nicht hinaus, obwohl er forderte, die Musikwissenschaft könne sich künftig nicht mehr auf Philologie und Historie beschränken. Sie dürfe künftig »bei allen Fragen der Forschung, ob es sich um Kunstwerk und Künstler oder Stilgeschichte handelt, auf die Anwendung naturwissenschaftlich psychologischer Typologie« nicht verzichten.⁴⁶ 1939 kommentierte der Musiksoziologe Kurt Blaukopf im Exil die Anfänge der musikwissenschaftlichen Rassenforschung. Zu diesem Zeitpunkt kristallisierten sich für ihn zwei Kernthemen heraus: Die Geschichte der Tonsysteme, die exklusiv bestimmten »Rassen« zugeordnet wurden, und Versuche, »die Zusammenhänge zwischen der biologischen Beschaffenheit einzelner Komponis-

⁴¹ Karl Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis auf dem Gebiete der Musik«, in: *Ziel und Weg. Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärzte-Bunds* 8 (1938), Heft 24, S. 673–679, hier S. 673.

⁴² Hans F. K. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, München 1930, S. 14.

⁴³ Blume, *Rasseproblem*, S. 5.

⁴⁴ Friedrich Blume, »Musik und Rasse. Grundfragen einer musikalischen Rassenforschung«, in: *Die Musik* XXX / 11 (August 1938), S. 736–748, hier S. 737.

⁴⁵ Ebd., S. 738f.

⁴⁶ Hans Engel, »Die Bedeutung Konstitutions- und psychologischer Typologien für die Musikwissenschaft«, in: *Archiv für Musikforschung* 7 (1942), S. 129–153, hier S. 153.

ten und dem ›rassenseelischen‹ Gehalt ihrer Werke zu beleuchten«.⁴⁷ Eine Zeit lang war die Annahme verbreitet, dass es sich bei bestimmten Arten von Harmonik, aber auch von Rhythmisik und Melodik, nicht um vom Komponisten frei wählbare Mittel handle, sondern um einen natürlichen Ausfluss seiner »Rasse«. Erhebliche Anstrengungen wurden auf die Suche nach Gesetzmäßigkeiten verwendet, und Hans Joachim Moser vermutete bereits 1930, große Tonschritte seien bei den »Fremdvölkern« selten, »ganz überwiegend kriechen ihre Weisen, wie ängstlich auf schmalem Dschungelpfad geduckt, um einen Mittelpunkt in kleinen Intervallen, während bei uns ein herrenhaftes Ausgreifen, ein herzhafter Wagemut kühn und sicher den Tonraum durchspringt«.⁴⁸

Das »Rassen«-Konzept ging von der Annahme einer in ihrem innersten Wesen unveränderten Musik aus, die der verbindende Strom germanisch-nordischen Blutes durch die Jahrhunderte getragen habe. Ganz neu war die Idee nicht, denn bereits um 1900 hatte der Berliner Musikwissenschaftler Oskar Fleischer ein musikalisches Kontinuum entworfen, das sich von den alten Germanen bis in die deutsche Gegenwart erstreckte.⁴⁹ Die Kontinuität zeigt sich darin, dass es möglich war, vorhandene Texte an den neuen Rahmen anzupassen, wie Joseph Müller-Blattaus Monografie *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst* (1938) belegt, die eine Erweiterung eines Aufsatzes aus dem Sammelband *Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung* (1926) war. Indem er das Volkslied stärker gewichtete, den Gegensatz zwischen römischem Christentum und germanisch-deutschem Volkstum deutlicher akzentuierte und gelegentlich den Begriff der »Rasse« einführte,⁵⁰ gelang es ihm den Erwartungen nationalsozialistischer Entscheidungsträger in einem Maße zu entsprechen, sodass die Publikation in die Schriftenreihe der Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe aufgenommen wurde. Eine neue Entwicklung war allerdings, dass nach dem Ersten Weltkrieg das Thema aus der Randständigkeit völkischer Autoren allmählich in die universitäre Wissenschaft überwechseln und nach 1933 zu einer zentralen Forschungsfrage aufsteigen konnte. Blume forderte 1939, die Musikwissenschaft müsse künftig das »große Problem der germanischen Kontinuität« bearbeiten, die »Frage nach den dauernden Wesens-

⁴⁷ Kurt Blaukopf, »Musikwissenschaft und Rassentheorie« [1939], in: Kurt Blaukopf (Hg.), *Unterwegs zur Musiksoziologie. Auf der Suche nach Heimat und Standort*, kommentiert von Reinhard Müller, Graz und Wien 1998, S. 89–96, hier S. 89.

⁴⁸ Hans Joachim Moser, *Geschichte der deutschen Musik*, 2 Bände, Stuttgart und Berlin 1930, I, S. 10.

⁴⁹ Vgl. d. Verf., »Zwischen völkischer Bewegung und Nationalsozialismus. Oskar Fleischer und die ›germanische Kontinuität in der Musikgeschichte«, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 77 (2020), S. 49–65.

⁵⁰ Manfred Schuler, »Zum völkisch-nationalen Denken in der Musikwissenschaft«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster u. a., Mainz 2001, S. 319–327, hier S. 323.

merkmalen der deutschen Musik«.⁵¹ Weniger theoretisch als musikhistorisch widmete sich der an der TH Breslau lehrende Hermann Matzke dem Kontinuitätsgedanken, wenn er mit Blick auf die altgermanischen Luren ein spezifisches Musikempfinden in der Bevorzugung bestimmter klanglicher Mittel zu erkennen glaubte. Er hielt es für keinen Zufall, dass sich »den großen deutschen Meistern [...] an gewissen, ganz den inneren Menschen in Weihe oder jenseitiger Schau erfassenden Stellen [...] eine Art Urklang offenbart, der dem Kenner unmittelbar das Klangerlebnis der Luren zurückruft«. Dies zeige sich u. a. beim Trauermarsch aus der *Eroica*-Sinfonie oder den Posaunen in der *Zauberflöte*, vor allem aber im »klangliche[n] Bedürfnis Wag-ners und Bruckners, deren Tuben einem uralten lurenhaften Klangsinn abgerungen erscheinen«.⁵²

Fakten wurden vielfach durch gefühlte Wahrheiten ersetzt, und selbst renommier- te Musikwissenschaftler verstanden die in der etablierten Wissenschaft verbindli- chen Kriterien als ein Korsett, das zu sprengen sei, um zu den eigentlichen Inhalten vorstoßen zu können. Werner Korte, der das musikwissenschaftliche Seminar in Münster von 1932 bis 1973 leitete, forderte die »weltanschauliche und methodi- sche Überwindung der sogen. Geisteswissenschaft und ihrer völkisch-wertmäßigen Unbezogenheit«.⁵³ Die ältere Musikwissenschaft, für die Geschichte in erster Linie »ein Ausgrabungsfeld zur Darstellung geistesgeschichtlicher Fakten« sei, habe der politische Umbruch endgültig überholt; sie sei »tot für das neue Reich«.⁵⁴ Wie Blume sah Korte die Aufgabe darin, überzeitliche Merkmale zu ermitteln:

»Alle Geschichte kann nur dazu dienen, als vorgeborne Gegenwart unserer Weg zu erhellen, sie wird nur *ein* Thema kennen: unser Volk, sie wird nicht allein geisteswissenschaftliche Epochen abgrenzen, sie wird vor allem berufen sein, das bewusst zu machen, was über alle Epochen hinweg *bleibendes Gut* unseres Volkes und unserer Rasse ist. Diese Ursbstanz unserer künstlerischen Äußerung, heute wirksam wie vor 1000 Jahren, dieser *Glaube*, nicht an Zeit und Raum, sondern an die metaphysische Bedingtheit ewig gleicher Lebensfunktion verbindet Gegen- wort und Geschichte und weist der Musikwissenschaft im Dienste dieses Glau- bens, im Dienste unseres Reiches ihre verbindende Verpflichtung für alle zu.«⁵⁵

⁵¹ Blume, »Deutsche Musikwissenschaft«, S. 18.

⁵² Hermann Matzke, »Von den alten Luren. Betrachtungen anlässlich des Neubaus von Ventillu- ren«, in: *Zeitschrift für Instrumentenbau* 56 (1935/36), S. 150–152, hier S. 151.

⁵³ Werner Korte, »Die Grundlagenkrise der deutschen Musikwissenschaft«, in: *Die Musik* 30 (1938), S. 668–674, hier S. 673.

⁵⁴ Werner Korte, »Die Aufgaben der Musikwissenschaft«, in: *Die Musik* 27 (1934/35), S. 338–344, hier S. 340.

⁵⁵ Ebd., S. 341. Hervorhebungen von Korte.

Aus der Perspektive der Rassenlehrnen waren die Menschen nicht allein wegen ihrer äußerlichen Merkmale unterscheidbar, sondern auch aufgrund ihrer seelischen und intellektuellen Eigenschaften. Das Fehlen entwickelter und standardisierter Verfahren begünstigte hierbei die Verwendung intuitiver Methoden, die einen großen Spielraum subjektiver und willkürlicher Beurteilungspraxis eröffneten.⁵⁶ Nicht wenigen der Beteiligten war völlig bewusst, dass dies im Konflikt stand mit den gemeinhin an Wissenschaft angelegten Kriterien. Korte geißelte die philologisch ausgerichteten Geisteswissenschaften als »Endirrtum der liberalistischen Kunsthissenschaften«, die es zu überwinden gelte; für die von ihm angestrebte »Wertungswissenschaft« sei »Subjektivität [...] eine naturgegebene, und Wertung [...] ihre politische Verpflichtung«.⁵⁷ Auch wenn die Geisteswissenschaften heute die neuen Fragestellungen wie »Rasse und Stil« berücksichtigen, so suchen sie »trotzdem – wie es ihrem objektiven Wissenschaftsbegriff vorschwebt – nach ›Beweisen‹, die etwa die Abhängigkeit des Stiles von der Rasse [...] belegen könnten«. Die neue wissenschaftliche Ausrichtung sei hingegen »davon überzeugt, daß sich die Zusammenhänge von Rasse und ihren sämtlichen künstlerischen und außerkünstlerischen Äußerungen nicht ›beweisen‹ lassen noch dieses Beweises bedürfen, sondern daß diese Zusammenhänge naturgegeben eine primäre und nicht rückführbare völkische Erfahrungstatsache ausdrücken«.⁵⁸

Rudolf Gerber, außerordentlicher Professor in Gießen und ab 1943 Ordinarius an der Universität Göttingen, forderte gleichfalls die Vorstellung einer »wertfreien, autonomen Wissenschaft« aufzugeben; sie zerrinne »zu einem wesenlosen Phantom, das in dem anbrechenden Zeitalter der ›politischen‹ Wissenschaft kein Lebensrecht mehr besitzt«.⁵⁹ Derartige Äußerungen können kaum als ernst zu nehmende Positivmusikritik gelesen werden. Wenngleich die Verfasser vermutlich überzeugt waren, tiefen Wahrheiten auf die Spur zu kommen, so erscheinen die Texte heute doch eher als Versuche, sich einen Freibrief auszustellen, der es erlaubt, die Fakten so zu verbiegen, dass sie die vorgefassten Überzeugungen stützen. 1937 veröffentlichte das *Archiv für Musikforschung* einen Text des Studienrats Siegfried Günther (nicht verwandt mit dem Rassentheoretiker Hans F. K. Günther), der von Gerber promoviert worden war. Dieser griff den amerikanischen Psychologen Thomas Russell Garth an, dessen empirisch angelegte *Race Psychology* (1931) dem von ihm vermuteten Zusammenhang zwischen musikalischer Begabung und »Rasse« widersprach. Günther forderte, »zahlenmäßige Ergebnisse« seien ganz anders zu werten, »wenn sie aus von Grund auf

⁵⁶ Hans-Christian Harten, Uwe Neirich und Matthias Schwerendt, *Rassenhygiene als Erziehungs-ideologie des Dritten Reichs. Bio-bibliographisches Handbuch*, Berlin 2006, S. 39.

⁵⁷ Korte, »Die Grundlagenkrise der deutschen Musikwissenschaft«, S. 671.

⁵⁸ Ebd.

⁵⁹ Rudolf Gerber, »Aufgaben der Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Musik* 102 (1935), S. 497–501, hier S. 497.

ganzheitlicher d.[as] i.[st] nationalsozialistischer Weltanschauung heraus zu werten sind und nicht im Sinne nur mechanisch-exakter, rationaler und individualistischer Wissensfindung und Erkennung gesehen werden«. Es sei die »Haltung einer typisch deutschen Wissenschaft«, sich loszulösen »von der nur rationalen und konstruktiven, oft aber gerade deshalb unschöpferischen Erkenntnisweise«.⁶⁰ In einer rassenkundlichen Zeitschrift forderte er wenig später explizit »die umfassende Schau, das intuitive Erleben auf der Grundlage exakter Forschung« als musikwissenschaftliche Methode zuzulassen.⁶¹ Festzuhalten bleibt allerdings, dass die Hinwendung zu intuitiven Verfahren in der traditionell stark philologisch ausgerichteten Musikwissenschaft auf Widerstand stieß – und dies nicht nur bei denen, die dem Regime ablehnend gegenüberstanden, sondern auch bei einigen dezidiert regimenahen Musikforschern. Der Musikethnologe Fritz Bose, der eine Zeit lang die Nähe zu Heinrich Himmler suchte und eine Karriere im SS-Ahnenerbe anstrebte, forderte angesichts des Überhandnehmens spekulativer Betrachtungen, es müsse »zunächst einmal die Tatsache rassischer Einflüsse in der Musik überhaupt nicht nur intuitiv erlebt, auch nicht nur wissenschaftlich erkannt, sondern auch bewiesen werden«.⁶²

Das Judentum stand im Mittelpunkt der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, nicht aber der nationalsozialistischen Musikwissenschaft. Auch wenn Fanatiker wie Karl Blessinger radikale antisemitische Pamphlete verfassten, wurden jüdische Musiker sonst eher am Rande behandelt. Die vergleichsweise geringe Berücksichtigung erklärt sich weniger durch die Abwesenheit antisemitischer Ressentiments (von der man bis zum Gegenbeweis im Einzelfall freilich ausgehen muss), da sie selbst von Forschern aus dem Umfeld der SS nur am Rande berührt wurden. Dass dabei ein so scharfer Antisemit wie Richard Eichenauer wegen nicht eindeutig genug formulierter Äußerungen zur Zielscheibe partiointerner Kritik wurde, ließ es als strategisch geschickter erscheinen, das heikle Thema besser ganz zu vermeiden. Das Fehlen begründet sich weiterhin durch die Strategie, jüdische Künstler soweit wie möglich aus der deutschen Musikgeschichte zu eliminieren bzw. ihren Anteil zumindest zu minimieren. Einige Antisemiten wie Alfred Lorenz sprachen ihnen im Anschluss an Richard Wagners Schrift *Das Judentum in der Musik* daher jegliche eigene Musik ab; er behauptete, nicht einmal der Synagogalgesang aus vor- und frühchristlicher Zeit stamme von ihnen und äußerte so absurde Vermutungen wie die, Giacomo Meyerbeer habe seine besten melodischen Einfälle armen arischen Komponisten abge-

⁶⁰ Siegfried Günther, »Musikalische Begabung und Rassenforschung im Schrifttum der Gegenwart. Eine methodologische Untersuchung«, in: *Archiv für Musikforschung* 2 (1937), S. 308–339, hier S. 309, 327.

⁶¹ Siegfried Günther, »Rassenseelenforschung und Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und gesamte Forschung am Menschen* 9 (1939), Heft 1, S. 40–47, hier S. 47.

⁶² Fritz Bose, »Klangstile als Rassenmerkmale (I. Teil)«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen* 14 (1943), S. 78–97, hier S. 85.

kauf.⁶³ Größere Bedeutung erlangte das Judentum in diesem Kontext erst wieder mit Blick auf die nach seiner Emanzipation entstandene Musik. Dies begründete sich nicht zuletzt damit, dass jüdische Musiker über lange Zeiträume nur hinter Ghetto-mauern hatten wirken können, wiewohl einzelne von ihnen (wie Salomone Rossi) im Italien der Renaissance und des Barocks eine gewisse Bedeutung erlangt hatten; auch nach Ansicht jüdischer Musikhistoriker wie Simon Levy war der jüdische Anteil an der Musik der christlichen Mehrheitsgesellschaft vor 1800 daher gering.⁶⁴ Die Lücke verdeutlicht ein Aufsatz Gerbers über »Die Musik der Ostmark«, die für ihn vom Mönch von Salzburg bis zu Hugo Wolf reichte. Da ihm offensichtlich erst die jüngere Musikgeschichte geeignet erschien, seine antisemitische Gesinnung zum Ausdruck zu bringen, schloss er mit einem unvermittelten Ausfall: Dann sei eine Generation in den Vordergrund getreten, »deren Wortführer nicht mehr Menschen der Ostmark waren, sondern das internationale Judentum, dessen erster Hauptvertreter, der tschechische Ghetto-Jude Gustav Mahler, eine Ära des äußersten und inneren Zerfalls einleitete«.⁶⁵ Wenn jüdische Musiker erwähnt wurden, dann in der Regel mit diffamierender Absicht, wofür es keiner historischen oder philologischen Untersuchungen bedurfte. So passte Moser in der 1943 erschienenen Neuauflage seines *Musiklexikons* die Urteile über jüdische Musiker entsprechend an, indem aus dem zuvor positiv besprochenen Felix Mendelsohn Bartholdy in Anwendung des Topos der Andersartigkeit der Juden ein »fremder Hospitant der dt. Musikromantik« wurde.⁶⁶ Zwar gab es außerhalb der Musikwissenschaft einen Bereich als »Judenforschung« bezeichneter geistes-, kultur- und sozialwissenschaftlicher Arbeiten, die sich aus antisemitischer Perspektive mit der Geschichte und Kultur des Judentums beschäftigten. Generell war das Interesse nationalsozialistischer Entscheidungsträger an der Erforschung des Jüdischen aber eher gering – und beschränkte sich meist auf die zum Ausschluss erforderliche Identifikation desselben –, sodass sich auch die zur SS gehörende Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe kaum damit befasste.⁶⁷ Die in der nationalsozialistischen Tagespresse übliche Diffamierung der musikalischen Moderne, bei der die Auflösung der traditionellen Formen begründet wurde mit dem gegenüber den Juden vorgebrachten Vorwurf eines angeborenen Drangs zur Zersetzung,

⁶³ Alfred Lorenz, »Musikwissenschaft und Judenfrage«, in: *Die Musik* XXXI / 3 (1938 / 1939), S. 177–179, hier S. 178.

⁶⁴ Simon Levy, *Das Judentum in der Musik. Eine historisch-kritische Betrachtung*, Erfurt 1930, S. 11, 15.

⁶⁵ Rudolf Gerber, »Die Musik der Ostmark. Eine Wesensschau aus ihrer Geschichte«, in: *Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft* 1 (1939), Heft 1, S. 55–78, hier S. 77f.

⁶⁶ Hans Joachim Moser, *Musiklexikon*, Berlin 2¹⁹⁴³, S. 547.

⁶⁷ Zu den besonderen Umständen der Ermordung jüdischer Häftlinge 1943 zum Zwecke anthropologischer Forschung vgl. Julien Reitzenstein, *Das SS-Ahnenerbe und die »Straßburger Schädel-sammlung« – Fritz Bauers letzter Fall*, Berlin 2018.

war unter Musikwissenschaftlern nicht unbekannt; Ernst Bücken, außerordentlicher Professor an der Universität Köln, sah in der Sinfonik Mahlers eine Stilkrisis repräsentiert, die aus »persönlichen, rassischen und in der gewählten Hauptgattung liegenden Voraussetzungen« resultiere.⁶⁸ Derartige Urteile konnten in der akademischen Musikwissenschaft aber schon deshalb nur beschränkten Raum einnehmen, weil man sich dort mit der musikalischen Moderne generell nur am Rande befasste. Sie wurde überwiegend von Autoren wie Paul Bekker, Richard Specht und Paul Stefan bearbeitet, die nicht Teil des universitären Diskurses waren. Von den 110 Referaten des Musikwissenschaftlichen Kongresses der Deutschen Musikgesellschaft im Jahr 1925 hatten sich nicht mehr als fünf der Musik der Gegenwart gewidmet, was Arnold Schering klagen ließ, das Fach habe es verlernt, über sie zu sprechen.⁶⁹ Die Ablehnung der Moderne blieb auch in den ersten Nachkriegsjahren unverändert und eine Auswertung des *Archivs für Musikwissenschaft* zeigt, dass sich dort bis 1955 nicht mehr als zwei bis drei Prozent der Beiträge der Musik der Gegenwart widmeten.⁷⁰

Die Beteiligten: Überzeugte oder Opportunisten?

Die Masse derjenigen, die sich an den Universitäten für den Nationalsozialismus engagierten, rekrutierte sich anfangs vor allem aus den noch nicht Etablierten, den Assistenten, Privatdozenten und außerordentlichen Professoren, weshalb man bald von einer »Privatdozentenkrankheit« sprach; die Ordinarien waren anfangs eher gering vertreten, folgten später aber in großer Zahl. Diese Unwucht erklärt sich durch die aufgrund der Weltwirtschaftskrise besonders prekären Berufsaussichten, aber auch durch das Auftreten der NSDAP als eine Art von Jugendbewegung, die gegen die älteren opponierte.⁷¹ Als ideologische Hauptthemen der frühesten Anhänger hat eine Untersuchung ermittelt, sie seien vor allem Antikommunisten gewesen; daneben wurden das Interesse an solidarischer Volksgemeinschaft, Patriotismus, Begeiste-

⁶⁸ Ernst Bücken, *Musik der Nationen*, Leipzig 1937, S. 438.

⁶⁹ Arnold Schering, »Musikwissenschaft und Kunst der Gegenwart«, in: *Bericht über den I. Musikwissenschaftlichen Kongress der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 9–20, hier S. 13.

⁷⁰ Jörg Rothkamm, »Terror der Avantgarde« oder »vorwärtsweisend zu Schönberg? Kontinuitäten und Brüche in der fachgeschichtlichen Rezeption der Neuen Musik in Deutschland 1945–1955/60«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 27–59, hier S. 42.

⁷¹ Michael Grüttner, »Die deutschen Universitäten im Dritten Reich«, in: *Herman-Walter Frey.: Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und ihre Folgen*, hg. von Michael Custodis, Münster und New York 2014, S. 13–28, hier S. 21.

rung für die Person Adolf Hitlers und natürlich Antisemitismus genannt.⁷² Nach 1933 kam Opportunismus hinzu, da die Zurschaustellung einer nationalsozialistischen Gesinnung erhebliche Karrierevorteile verhieß. Welche Motive unter den Musikwissenschaftlern dominierten, wäre noch zu untersuchen; vermutlich waren sie ebenso vielfältig wie in der Gesamtbevölkerung. Während radikale Antisemiten wie Karl Blessinger oder der Wiener Ordinarius Robert Lach vermutlich ein Ventil für ihren Judenhass suchten, hofften andere wie Wilhelm Ehmann offenbar auf eine Neuauflistung der Deutschen als egalitäre Volksgemeinschaft; zumindest sah er im gemeinsamen Musizieren eine Voraussetzung der Gemeinschaftsbildung.⁷³

Die individuelle Nähe zum Regime ist nicht immer leicht zu ermitteln. Die nach dem Krieg u. a. gegenüber Entnazifizierungskommissionen getätigten Aussagen von Belasteten können kaum als verlässlich gelten, da es verständlicherweise darauf ankam, sich in einem möglichst günstigen Licht zu präsentieren. Auseinandersetzungen mit Parteistellen, die nach dem Krieg vielfach zu Akten des Widerstands stilisiert wurden, waren mitunter durch persönliche Animositäten begründet; nicht durch weltanschauliche Differenzen. Bei der Parteizugehörigkeit ist nicht allein das damit zum Ausdruck gebrachte Bekenntnis aufschlussreich, sondern vor allem das jeweilige Eintrittsdatum. In der NSDAP versuchte man zwischen tatsächlich Begeisterteren und bloßen Mitläufern zu differenzieren und ging nicht ohne Grund davon aus, ideologische Zuverlässigkeit besonders bei denjenigen zu finden, die sich schon zu einem Zeitpunkt für den Nationalsozialismus eingesetzt hatten, als es noch nicht karrierefördernd gewesen war. Alfred Lorenz betonte gegenüber dem Rektorat der Münchner Universität, »Gewähr für Einfügung in den jungen Geist der Universität und für meine politische Haltung [...] durch mein Eintrittsdatum in die NSDAP bieten zu können: Nov. 1931«.⁷⁴ Damit gehörte er zu den »Alten Kämpfern«, zu denjenigen, die bereits vor der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler entweder Mitglied

⁷² Ian Kershaw, *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, Stuttgart 1999, S. 282. Zur Mitgliederstruktur vgl. auch: Jürgen W. Falter, *Hitlers Parteigenossen. Die Mitglieder der NSDAP 1919–1945*, Frankfurt am Main 2020.

⁷³ »Da stehen die Volksgenossen gedrängt beieinander [...] der Arbeiter neben dem Kaufmann, der Handwerker neben dem Studenten, der Beamte neben dem Professor, Mann und Frau, die Kinder vorn, die Mütter tragen die Kleinsten auf dem Arm [...]. Man singt gemeinsam, wechselt in den verschiedensten Möglichkeiten miteinander ab, singt ernst und ausgelassene Lieder und Kanons, ruft sich Singsprüche zu, hört einen vielstimmigen Chor still an und schunkelt schließlich gemeinsam den Kehraus, wobei sich alles froh unterfaßt. [...] Hier ist ein Stück NS->Gemeinschaft<, ein Stück ›Kraft durch Freude< verwirklicht.« Wilhelm Ehmann, »Die Liederstunde des Volkes«, in: *Deutsche Musikkultur* 1 (1936 / 37), S. 74–83, hier S. 76.

⁷⁴ Zitiert nach William Kinderman, »Das Institut für Musikwissenschaft in der NS-Zeit. Der Fall des Wagner-Forschers Alfred Lorenz«, <https://lmuwi.hypotheses.org/alfred-lorenz-2> [Besucht am 30. April 2020].

der Partei, der SA oder der SS gewesen waren.⁷⁵ Dieser Personenkreis, dem aus der Musikwissenschaft auch Blessinger, Hermann Matzke sowie der 1933 in Tübingen habilitierte Otto zur Nedden angehörten, genoss Privilegien und wurde unter anderem bevorzugt mit Stellen versorgt.

Nach der Regierungsübernahme ließ das Eingehen hunderttausender Aufnahmeanträge bei der Parteiführung den Verdacht aufkommen, der plötzliche Ansturm sei nicht durchweg durch politische Überzeugungen motiviert. Bevor zum 1. Mai 1933 ein genereller Aufnahmestopp in Kraft trat, wurden Hans Albrecht, Ernst Bücken, Gott-hold Frotscher, Joseph Müller-Blattau und Eugen Schmitz Mitglieder der NSDAP. Max Seiffert gelang es 1935, Hans Joachim Moser 1936 trotz weiter bestehender, aber durch einzelne Sonderregeln aufgeweichter Sperre aufgenommen zu werden. Als sie 1937 für diejenigen gelockert wurde, die sich schon in anderen Parteigliederungen oder in den angeschlossenen Verbänden engagiert hatten, kam es zum Massenbeitritt. Unter den Neumitgliedern bzw. Parteianwärtern befanden sich Anna Amalie Abert, Heinrich Besseler, Herbert Birtner, Werner Danckert, Wilhelm Ehmann, Rudolf Gerber, Walter Gerstenberg, Martin Karl Hasse, Wilhelm Heinitz, Werner Korte, Hellmuth Osthoff, Alfred Quellmalz, Hermann Stephani, Walter Wiora und Hermann Zenck. Kurt Gudewill, der bereits 1929 / 30 für einige Monate Mitglied der NSDAP gewesen war, trat erneut ein; 1938 folgte Wolfgang Boetticher. Die Sperre entfiel 1939, im dar-auffolgenden Jahr traten Fritz Bose und Kurt Huber ein, 1941 Hans Engel und Karl Gustav Fellerer. Zu den Unterzeichnern des *Bekenntnisses der deutschen Professoren zu Adolf Hitler* im Jahr 1933 zählten Birtner, Frotscher, Heinitz, Schmitz und Stephani. Besseler, Birtner, Gerber, Gudewill, Müller-Blattau und Zenck gehörten der paramilitärischen SA an, deren Angehörige vielfach körperliche Gewalt gegen politische Gegner und jüdische Mitbürger ausübten, ohne dass eine Beteiligung der Genannten damit bewiesen wäre. Boetticher und Quellmalz waren Mitglieder der SS, was ebenso als ein Indikator besonderer Fanatisierung gelten kann wie die 1936 für die Meldebehörden eingeführte Konfessionszugehörigkeit »gottgläubig«, für die Bose und Frotscher votierten.⁷⁶ Friedrich Blume wurde nicht Mitglied der NSDAP, er beteiligte sich aber an Aktivitäten von Teilgliederungen; so leitete er an der wissenschaftlichen

⁷⁵ Soweit nicht anders angegeben, sind die Angaben übernommen aus: Harten, *Rassenhygiene*; Klee, *Kulturlexikon*; Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*.

⁷⁶ Mit ihr konnte man die Abwendung von den christlichen Religionen erklären, ohne zugleich in die verpönte Kategorie des Freidenkers zu fallen. Cornelia Schmitz-Berning, *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 2007, S. 281–283. Das »arteigene Bekenntnis« war besonders in der SS verbreitet, wo sich 1938 mehr als jeder Fünfte dazu bekannte, darunter Heinrich Himmler. Peter Longerich, *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008, S. 229.

Akademie, die der Nationalsozialistische Deutsche Dozentenbund seit 1938 der Universität Kiel unterhielt, den Arbeitskreis »Musik des Nordens«.⁷⁷

Nicht immer wurde die Parteimitgliedschaft von einer ideologischen Aufladung der Texte begleitet – und umgekehrt verfassten auch Personen, deren Haltung zum Nationalsozialismus nicht ganz eindeutig ist, opportunistische Texte. In einem partiinternen Bericht notierte Besseler, dass sich von den jüngeren Musikwissenschaftlern besonders Blume, Engel, Fellerer, Huber, Müller-Blattau sowie Marius Schneider für die neuen Fragestellungen einsetzten, womit vor allem die Fragen um Volk und »Rasse« gemeint waren.⁷⁸ Überraschenderweise waren dies mit Ausnahme Müller-Blattaus sämtlich Forscher, die entweder nicht oder erst sehr spät in die NSDAP eintraten. Dies legt die These nahe, dass gerade die, die mit dem Bekenntnis des Parteieintritts zögerten, unter Druck standen, sich wenigstens mit ihren Texten dem Regime anzudienen, wenn sie Karriere machen wollten. Obwohl Blume zur Minderheit der Nicht-Parteimitglieder zählte, positionierte er sich an der Spitze der musikwissenschaftlichen Rassenforschung, wobei es ihm gelang, dies ohne später justiziable antisemitische Äußerungen zu bewerkstelligen. Dagegen erfüllte sein Assistent Gudewill, der bereits weit vor 1933 erstmals in die NSDAP eingetreten war, im Musikzug einer SA-Standarte das Tenorhorn blies⁷⁹ und das antisemitische *Lexikon der Juden in der Musik* als ein »ausgezeichnetes Buch«⁸⁰ lobte, alle Kriterien eines begeisterten Nationalsozialisten. Dennoch ist seine Dissertation⁸¹ einer unpolitischen historisch-analytischen Vorgehensweise verpflichtet, und selbst in einem Beitrag über Schleswig-Holstein als »Nordmark«, als nördliches Grenzgebiet der Deutschen, ging er nur ganz beiläufig auf das »Rassen«-Thema ein, indem er das Nordische bei Dietrich Buxtehude betonte.⁸²

Auch die, die ihre Begeisterung für den Nationalsozialismus in ihre Schriften zu tragen versuchten, bedienten sich vielfach nur oberflächlich der Rassenlehren, indem sie in ihre Texte bloß entsprechende Schlagwörter einbauten. Selbst ein so stark ideo-logisierter Vertreter wie Müller-Blattau, der in einem Gestapo-Bericht als »einhundertfünfzigprozentiger Nazi«⁸³ eingeschätzt wurde, konnte einen weniger biologischen, aber dennoch völkischen Zugang wählen. Richard Eichenauer hob hervor,

⁷⁷ Michael Fahibusch u. a. (Hg.), *Handbuch der Völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*, München und Wien 2017, S. 1715.

⁷⁸ Schipperges, Besseler, S. 397.

⁷⁹ Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 2727.

⁸⁰ Kurt Gudewill, »Das Lexikon der Juden in der Musik« [Rezension], in: *Deutsche Musikkultur* 5 (1940 / 41), S. 149.

⁸¹ Kurt Gudewill, *Das sprachliche Urbild bei Heinrich Schütz und seine Abwandlung nach textbestimmten und musikalischen Gestaltungsgrundsätzen in den Werken bis 1650*, Kassel 1936.

⁸² Kurt Gudewill, »Nordmark: Schleswig-Holstein«, in: *Deutsche Musikkultur* 5 (1940 / 41), S. 116–118, hier S. 116.

⁸³ Prieberg, *Handbuch deutscher Musiker*, S. 4749.

dass Müller-Blattau nur selten das Wort »Rasse« gebrauche, aber es ihm dennoch gelinge nachzuweisen, dass die »uralten, blutlich bedingten Kräfte immer wieder als Lebensspender gewirkt haben, wie auf ihren unerschütterlichen Grundfesten eigentlich alles spätere Musikgeschehen in deutschen Landen« ruhe.⁸⁴ Trotz des Untertitels »Ein Beitrag zur Vererbung« vermied er es in einem Beitrag über die Familie Bach, die medizinische Vererbungslehre anzuwenden, sondern fabulierte in zeittypischer Diktion über die »aus Blut und Boden erwachende, aus den Kräften bäuerlicher Lebensfertigkeit genährte, als Erbgut von Geschlecht zu Geschlecht weiterströmende musikalische Kernkraft der Sippe Bach«.⁸⁵ Dem anachronistischen Begriff »Sippe« (statt Familie) kam eine politische Funktion zu, und für den Romanisten Victor Klemperer markierte seine Verwendung eine »nazistische Infektion«.⁸⁶ Um diese Bedeutung wussten auch Gerber, der bei Christoph Willibald Gluck vermutete, bei ihm entspringe »das Seelenhafte seiner Schöpfung und seines Wesens [...] den Kräften der durch Volkstum und Rasse getragenen Sippe«,⁸⁷ und Engel, der allgemein fragte: »Welche Meister blieben seßhaft, im Kreise ihrer Heimat, ihres Stammes, ihrer Sippe?«⁸⁸ Osthoff, der Direktor des musikwissenschaftlichen Seminars der Universität Frankfurt, versuchte einem zeittypisch pathetischen, ansonsten unauffälligen Text politische Aktualität durch Johannes Brahms' Einordnung in Abstammungsgemeinschaften zu verleihen. Brahms' Genie erkläre sich nicht allein durch seine Abstammung im »nordmärkisch-friesischen Raum«, aber sie ermögliche es, seinen Charakter zu verstehen, denn er verkörpere den in dieser Region häufigen fälisch-nordischen »Verharrungsmenschen«, womit er sich der Terminologie des Rassentheoretikers Ludwig Ferdinand Clauß bediente. Für Osthoff war ein »Mensch dieses Schlags [...] ernst, wuchtig, nach innen gerichtet. Ueberschwang und Sprunghaftigkeit sind seinem besinnlichen Wesen fern«.⁸⁹

Besonders karrierefördernd waren Arbeiten, durch die man Kenntnisse der gängigen Theorien demonstrieren konnte. Dies setzte eine Durchdringung der umfangreichen Spezialliteratur voraus, die anfangs auch bei den Musikwissenschaftlern nicht

⁸⁴ Richard Eichenauer, »Musik« [Sammelrezension], in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 6 (1939), S. 298–303, hier S. 299.

⁸⁵ Joseph Müller-Blattau, »Die Sippe Bach«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 67.

⁸⁶ Victor Klemperer, LTI, Stuttgart 2⁴007, S. 87. Der Begriff wurde popularisiert durch die »Blut- und-Boden«-Schriften von R. Walter Darré, für den Sippe und Boden zusammengehörten; für jeden Angehörigen der SS wurde ein »Sippenbuch« geführt, das besonders für Eheschließungen relevant war. Schmitz-Berning, *Vokabular des Nationalsozialismus*, S. 574–578.

⁸⁷ Rudolf Gerber, »Neue Beiträge zur Gluckschen Familiengeschichte«, in: *Archiv für Musikforschung* 6 (1941), S. 129–150, hier S. 130.

⁸⁸ Hans Engel, »Musik, Stamm und Landschaft«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 57–65, hier S. 59.

⁸⁹ Helmuth Osthoff, *Johannes Brahms und seine Sendung*, Bonn 1942, S. 6.

immer gegeben war, die dem Regime in hohem Maße positiv gegenüberstanden. Gerber forderte 1935, die Musikwissenschaft habe den Nachweis der »rassischen Sonderheiten innerhalb der deutschen Musikgeschichte«⁹⁰ zu liefern, er war aber selbst nicht zu mehr imstande, als Lippenbekenntnisse zu liefern. Aus der Perspektive des Rassenforschers klagte daher Eichenauer, dass sich die Verständigung über das Forschungsgebiet »Musik und Rasse« schwierig gestalte, da die meisten älteren Musikwissenschaftler über »auf musikgeschichtlichem Gebiet sehr ausgedehnte, dagegen auf rassenkundlichem sehr mangelhafte Kenntnisse« verfügten.⁹¹ Aus diesem Grund war das Thema zuerst auf einen kleinen Personenkreis besonders Ideologisierter beschränkt, von denen nur wenige über akademisches Renommee verfügten. Aus randständigen völkischen Publikationen wanderten die Beiträge allmählich in Publikumszeitschriften wie die 1933 gleichgeschalteten *Die Musik* und *Zeitschrift für Musik* (die später mit weiteren Blättern zu *Musik im Kriege* vereint wurden), bevor sie die Kernmedien des Fachs erreichten. Wesentlich zur Akzeptanz in der akademischen Musikwissenschaft trug bei, dass sich das *Archiv für Musikforschung* in den Jahren 1937 und 1938 mit zwei Aufsätzen des erwähnten Siegfried Günther dem Thema öffnete. Anstöße zur Beschäftigung mit dem Thema gingen weiterhin von den 1938 durch Joseph Goebbels initiierten *Düsseldorfer Reichsmusiktagen* aus, in deren Rahmen neben der Ausstellung *Entartete Musik* eine Tagung stattfand, auf der eine der fünf Sektionen dem Bereich »Musik und Rasse« gewidmet war.⁹² Dort präsentierte Blume erste Gedanken zum Thema, die er kurz darauf in der Zeitschrift *Die Musik* veröffentlichte und im folgenden Jahr zu einer Monografie ausbaute. Gleichfalls 1938 erschien der im Auftrag der Reichsjugendmusikführung herausgegebene Sammelband *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, in dem Frotscher, Huber, Müller-Blattau, Fritz Metzler, Georg Schünemann und Guido Waldmann einige Grundfragen des Forschungsbereichs behandelten.

Für Wissenschaftlerinnen gab es im Hochschulbereich nur wenige Karrieremöglichkeiten, wenngleich Anna Amalie Abert, Parteimitglied und Musikreferentin der NS-Frauenschaft,⁹³ im Anschluss an ihre Habilitation ab 1943 an der Universität Kiel lehrte. Gleichfalls ins Jahr 1943 fällt die erste Lehrtätigkeit einer Frau in der Musikwissenschaft an der Universität Wien; die musiktheoretischen Propädeutika übernahm die Komponistin Frida Kern, wobei bei ihrer Verpflichtung neben dem kriegsbedingten Fehlen männlicher Bewerber auch ihre durch regimekonforme Kompositionen

⁹⁰ Gerber, »Aufgaben der Musikwissenschaft«, S. 501.

⁹¹ Eichenauer, »Sammelrezension«, S. 299.

⁹² Zur Tagung vgl. Pamela Potter, »Wissenschaftler im Zwiespalt«, in: *Das verdächtige Saxophon. »Entartete Musik« im NS-Staat. Dokumentation und Kommentar*, hg. von Albrecht Dümling, Regensburg 2015, S. 155–161.

⁹³ Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 72.

bezeugte politische Einstellung eine Rolle spielte.⁹⁴ Mit eigenen rassentheoretisch ausgerichteten Publikationen scheinen Forscherinnen in der Musikwissenschaft nicht in Erscheinung getreten zu sein. Jedoch arbeiteten in der Geschäftsstelle der von Quellmalz geleiteten Forschungsstätte für indogermanisch-deutsche Musik des SS-Ahnenerbes neben ihm ausschließlich Frauen – wenngleich vermutlich auch hier vor allem deshalb, weil im Krieg Männer kaum zur Verfügung standen.⁹⁵ Außerhalb der Musikwissenschaft gab es Wissenschaftlerinnen, die sich in der Rassenforschung zu profilieren vermochten. Die Anthropologin Ilse Schwidetzky habilitierte sich 1937 in Breslau und zählte nach dem Krieg zu den führenden Vertreterinnen ihres Fachs. Am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie forschten während der Kriegsjahre zehn Doktorandinnen, und die Biologin Karin Magnussen, die mit Josef Mengele zusammenarbeitete, wurde zur engen Mitarbeiterin des Institutsleiters Otmar von Verschuer.⁹⁶ Die Anthropologin Eva Justin war als rechte Hand des Rassenforschers Robert Ritter am Genozid an den Roma beteiligt; in ihrer Dissertation forderte sie gesetzliche Regelungen, »die das weitere Einfließen minderwertigen, primitiven Erbgutes in den deutschen Volkskörper unterbinden«.⁹⁷

»Alte Kämpfer«

Eine vorläufige Typologisierung der beteiligten Wissenschaftler hinsichtlich ihrer Nähe zum nationalsozialistischen Regime lässt sich sowohl anhand des Zeitpunkts ihres Eintritts in die NSDAP wie auch hinsichtlich ihres Wirkungsfelds anstellen. Begeisterung für den Nationalsozialismus und Musikforschung überschnitten sich vor 1933 vor allem in den »Alten Kämpfern«. Der Musikpublizist und Volksschulrektor Reinhold Zimmermann gehörte mit Parteieintritt 1923 zu den frühesten Mitgliedern der NSDAP; seine politische Einstellung brachte er auch durch das Bekenntnis »Gottgläubig« zum Ausdruck. Ab 1936 wirkte er in der Reichsleitung des Rassenpolitischen Amtes, wurde aber 1944 aus unbekannten Gründen aus der Partei ausgeschlossen.⁹⁸ Fritz Stege (NSDAP 1930), der 1922 an der Universität Berlin in Musikwissenschaft

⁹⁴ Gerlinde Haas: »Die jeweils ersten und »... Lektorat nur auf Kriegsdauer«, in: *Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Damals und heute. Internationales Symposium (1998) zum Jubiläum der Institutsgründung an der Universität Wien vor 100 Jahren*, hg. von Theophil Antonicek und Gerhard Gruber, Tutzing 2005, S. 89–99, hier S. 95.

⁹⁵ Dabei handelte es sich um die Musikwissenschaftlerinnen Ursula Lehmann, Gerda Lichtenecker und Gertraut Simon sowie um die Germanistin Sascha Winzer. Alfred Quellmalz an Wolfram Sievers vom 3. Dezember 1942 und 4. Juli 1944, Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

⁹⁶ Kathrin Kompisch, *Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus*, Köln und Weimar 2008, S. 152.

⁹⁷ Eva Justin, *Lebensschicksale artfremd erzogener Zigeunerinder und ihrer Nachkommen*, Diss. mschr. Berlin 1943, S. 5.

⁹⁸ Harten, *Rassenhygiene*, S. 497f.

promoviert worden war, trug zur Gleichschaltung von Musikwissenschaft und Partei bei, da er seit 1933 als Schriftleiter der *Zeitschrift für Musik* und zugleich als Musikkritiker der Parteizeitung *Völkischer Beobachter* tätig war. Als Leiter der Arbeitsgemeinschaft Deutscher Musikkritiker betrieb er den Ausschluss nicht regimekonformer Kollegen.⁹⁹ Alfred Lorenz und Karl Blessinger verband eine enge Bindung an die Münchner Universität, an der ersterer von 1923 bis 1938 lehrte; Blessinger war dort von Adolf Sandberger mit einer Arbeit über die Musikgeschichte Ulms promoviert worden, in seinem Nachlass findet sich das Manuskript einer Habilitationsschrift.¹⁰⁰ Ihre Schriften stehen im Gefolge der durch Richard Wagners *Das Judentum in der Musik* beeinflussten älteren antisemitischen Literatur, was durch ihre Nähe zum Wagnerismus erklärbar ist: Lorenz war ein bekannter Wagner-Forscher, Blessinger ein Schüler des bayerischen Generalmusikdirektors Felix Mottl. Lorenz hatte nach eigenen Angaben bereits von 1912 bis 1921 dem »Deutschbund« angehört, der, wie er 1935 gegenüber dem Rektorat der Münchner Universität betonte, ein »durchaus antisemitischer Verein« war.¹⁰¹ In seinem mehrbändigen Hauptwerk *Das Geheimnis der Form bei Richard Wagner* ließ er Bemerkungen fallen, die die Übereinstimmung der Ideen seines Idols Wagner und denen des Nationalsozialismus behaupteten, wenn er aus dem *Parsifal* herauslas: »Wir sollen den Verfall überwinden und als rassisches hochgezüchtetes Volk zum Siege schreiten, will Wagner.¹⁰²

Blessinger unterrichtete seit 1920 an der Münchner Akademie für Tonkunst, anfangs als Vertragslehrer, seit 1926 als Studienrat. Er war der radikalste Antisemit in der deutschen Musikwissenschaft und veröffentlichte 1938 das Pamphlet *Mendelssohn, Meyerbeer, Mahler. 3 Kapitel Judentum in der Musik als Schlüssel zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts*, das er 1944 erweiterte zu *Judentum und Musik. Ein Beitrag zur Kultur- und Rassenpolitik*. Dort unterstellte er jüdischen Komponisten, sie seien niemals »Kulturschöpfer, sondern stets nur Schacherer«, die das Gut der sie beherbergenden Völker anzueignen verstehen, »um es im Wesenskern zu verfälschen«.¹⁰³ Nicht völlig geklärt ist seine Rolle bei einem Vorfall im Jahr 1933, als Siegmund von Hausegger, der Präsident der Akademie für Tonkunst, bei einer Veranstaltung von SA-Leuten vom Podium gezerrt und verhaftet wurde; man vermutet, dass Blessinger die Situation durch den Befehl zum Singen des Horst-Wessel-Lieds hatte eskalieren

⁹⁹ Klee, *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich*, S. 586f.

¹⁰⁰ Karl Blessinger, *Die symphonische Dichtung. Ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte der musikalischen Romantik in Deutschland*. Bayerische Staatsbibliothek München, Ana 763.

¹⁰¹ Zitiert nach Kinderman, »Institut für Musikwissenschaft in der NS-Zeit«.

¹⁰² Alfred Lorenz, *Der musikalische Aufbau von Richard Wagners »Parsifal«*, Berlin 1933, S. 153.

¹⁰³ Karl Blessinger, *Mendelssohn, Meyerbeer, Mahler. 3 Kapitel Judentum in der Musik als Schlüssel zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1938, S. 91.

lassen.¹⁰⁴ 1935 wurde er zum außerordentlichen Professor ernannt, denn nach Einschätzung des Kultusministeriums hatte er sich in den Fächern Musikgeschichte, Instrumentenkunde, Akustik, Orgelbaukunde, musikalische Elementarlehre, allgemeine Musiklehre und Gehörbildung ausgezeichnet bewährt.¹⁰⁵ Allerdings beschwerte sich die Studentenschaft über charakterliche Verfehlungen Blessingers, der »auf pädagogischem Gebiet [...] ein Versager« sei.¹⁰⁶ Das Gutachten der Hochschulleitung zu seiner Ernennung zum ordentlichen Professor würdigte ihn 1941 dennoch als qualifizierten Hochschullehrer und hob seine frühe Parteimitgliedschaft und die Übernahme von Funktionen als Gauredner und Dozentenführer hervor. Es müsse ihm hoch angerechnet werden, dass er »als Schriftsteller schon sehr früh bewusst in den musikalischen Kulturkampf der Nachkriegsjahre eingegriffen« habe.¹⁰⁷ Seine Hochschulkarriere endete 1945, da die Hochschulleitung ihn als untragbar ansah, obwohl sie selbst keineswegs unbelastet war.¹⁰⁸

Zu den wenigen namhaften Musikwissenschaftlern, die schon vor dem Regierungsantritt Hitlers in die NSDAP eingetreten waren, gehörte Hermann Matzke, der seit 1932 an der TH Breslau das Institut für musikalische Technologie leitete.¹⁰⁹ Er war tief in der politischen Rechten verwurzelt, wie eine 1933 erschienene Publikation deutlich macht, die er als »Kampfschrift wider falsches Prophetentum und für Sauberkeit in der deutschen Musikgesinnung« bezeichnete. Dort waren Vorträge eingeflossen, die er in den Vorjahren bei nationalen, völkischen und »sonstigen vaterländischen Organisationen« gehalten hatte.¹¹⁰ Die Schrift ist durchdrungen von den Ideen seines Lehrers Oskar Fleischer zur germanischen Kontinuität in der Musikgeschichte.¹¹¹ Wie

¹⁰⁴ Stephan Schmitt, »Die Staatliche Hochschule für Musik – Akademie für Tonkunst in der Zeit des Nationalsozialismus«, in: *Geschichte der Hochschule für Musik und Theater München von den Anfängen bis 1945*, hg. von Stephan Schmitt, Tutzing 2005, S. 313–390, hier S. 360.

¹⁰⁵ Bayerisches Staatsministerium für Unterricht und Kultus an Reichstatthalter Epp vom 25. März 1935. Bundesarchiv R9361-II/83710.

¹⁰⁶ Musikreferent der Reichstudentenführung an Gauoberzentenführer Dr. Führer vom 1. Juli 1938. Bundesarchiv Berlin R 9361-VI/180. Zu den Konflikten mit der Studentenschaft vgl. auch Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 539.

¹⁰⁷ Allgemeine Beurteilung des außerordentlichen Professors Dr. Blessinger vom 18. August 1941. Bundesarchiv R9361-II/83710.

¹⁰⁸ Michael Malkiewicz, »Personalentscheidungen an musikwissenschaftlichen Lehrstühlen nach 1945. Zur Bewertung von Publikationen am Beispiel von Karl Blessinger und Werner Korte«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 323–349, hier S. 328.

¹⁰⁹ Die im Archiv Prieberg aufbewahrte Mitgliedskarte einer NS-Teilgruppierung nennt als Mitgliedsnummer 295574, was auf einen Parteieintritt Matzkes im September 1930 hinweist.

¹¹⁰ Hermann Matzke, *Über deutschen Musikausdruck und deutsche Musikpflege*, Breslau 1933, S. 5.

¹¹¹ Zum Konzept Fleischers vgl. d. Verf., »Zwischen völkischer Bewegung und Nationalsozialismus.«

dieser stellte Matzke, der die *Zeitschrift für Instrumentenbau* herausgab, die altgermanischen Luren in den Mittelpunkt und leitete von ihnen ab, dass »die beglaubigte Entwicklung der abendländisch-germanischen, voran der deutschen Musik, nicht nur einen immer stärker ansteigenden Grundzug der Vergeistigung, sondern auch der instrumentalen Formgebung« aufweise.¹¹² In den völkischen Kontext ordnete sich Matzke auch ein, indem er postulierte, »der Eintritt der Germanen [sei] das größte Wunder der Musikgeschichte, das Erwachen der Mehrstimmigkeit und damit die Harmonie«.¹¹³ Damit bezog er sich auf Houston S. Chamberlain, der den »Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte« als ein epochales Ereignis gefeiert hatte, als »die Errettung der agonisierenden Menschheit aus den Krallen des Ewig-Bestialischen«.¹¹⁴

Wegen der Tätigkeit von Robert Lach, Robert Haas und Alfred Orel galt das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität Wien als eine Hochburg des Antisemitismus. Lach und Haas waren bereits 1933 der NSDAP beigetreten, also zu einem Zeitpunkt, als dies in Österreich karriereschädlich war. In diesem Jahr wurde der dortige Ableger der NSDAP verboten, da er in offenem Konflikt mit der austrofaschistischen Regierung stand, was im darauffolgenden Jahr zu einem Putschversuch führte, in dessen Verlauf der österreichische Bundeskanzler Engelbert Dollfuß von Nationalsozialisten ermordet wurde. Der Institutsleiter Lach, der Nachfolger Guido Adlers, gehörte einem geheimen Netzwerk von Professoren der Wiener Universität an, das gegen die Habilitation und Berufung jüdischer Wissenschaftler agierte und die Karrieren antisemitischer Kandidaten förderte;¹¹⁵ unter anderem war er an Intrigen gegen Egon Wellesz beteiligt.¹¹⁶ In einem Gutachten für ein Grazer Berufungsverfahren ordnete er die Kandidaten in die als wertend gedachten Kategorien »Volljude von reinstem Schlag«, »Halbjude« und »stramm deutsch gesinnte Vollblutarier« ein.¹¹⁷ Die Bruckner-Forscher Haas und Orel, die Leiter der Musikabteilungen der Österreichischen Nationalbibliothek bzw. der Wiener Stadtbibliothek, exponierten

¹¹² Hermann Matzke, »Von der instrumentalen Leistung der germanisch-deutschen Musikbegabung«, in: *Zeitschrift für Instrumentenbau* 57 (1936/37), S. 213–214, hier S. 213.

¹¹³ Matzke, *Ueber deutschen Musikausdruck*, S. 11.

¹¹⁴ Houston S. Chamberlain, *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, München 1899, S. 464.

¹¹⁵ Klaus Taschner, »Geheimsache Bärenhöhle. Wie ein antisemitisches Professorenkartell der Universität Wien nach 1918 jüdische und linke Forscherinnen und Forscher vertrieb«, in: *Alma mater antisemitica. Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939*, hg. von Regina Fritz u. a., Wien 2016, S. 221–242, hier S. 230.

¹¹⁶ Andrea Harrandt, »Die Lehrtätigkeit von Egon Wellesz am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien«, in: *Wiener Musikgeschichte. Annäherungen – Analysen – Ausblicke. Festschrift für Hartmut Krones*, hg. von Julia Bungart u. a., Wien 2009, S. 611–624, hier S. 620f.

¹¹⁷ Matthias Pape, »Erich Schenck – ein österreichischer Musikwissenschaftler in Salzburg, Rostock und Wien. Musikgeschichtsschreibung zwischen großdeutscher und kleinösterreichischer Staatsidee«, in: *Die Musikforschung* 53 (2000), S. 413–431, hier S. 425.

sich gleichfalls stark für den Nationalsozialismus, weshalb sie nach Kriegsende nicht weiterbeschäftigt wurden; Lach war bereits 1938 emeritiert worden.

Lach lieferte dem *Lexikon der Juden in der Musik* (1940) die Namen jüdischer Musikwissenschaftler, die in Wien promoviert worden waren.¹¹⁸ Dieses Nachschlagewerk sollte als Handreichung dienen, welche Musik aufgeführt werden dürfe. Es handelt sich um eine 380 Seiten umfassende Auflistung von Musikern jüdischer Herkunft, von denen meist Geburtstag und -ort (ggf. Sterbedatum und -ort), Beruf und Wohnort genannt werden; bedeutende Persönlichkeiten werden mit abwertenden Einträgen bedacht. Herausgeber des Lexikons waren Theophil Stengel (NSDAP 1931) und Herbert Gerigk (NSDAP 1932, SA 1933, SS 1935). Letzterer war vor allem als Wissenschaftsorganisator wirksam und hatte auch Einfluss auf nationalsozialistische Publikumszeitschriften; weiterhin leitete er die Hauptstelle Musik im Amt Rosenberg und den Sonderstab Musik, der musikbezogenes Raubgut aus ganz Europa requirierte. In dieser Funktion war er vernetzt mit der universitären Musikwissenschaft, denn zu den Mitarbeitern zählten Karl Gustav Fellerer, Werner Danckert, Rudolf Gerber, Erich Schenk, Georg Schünemann und Erich Schumann.¹¹⁹

Forscher im Parteikontext

Während Antisemitismus unter den »Alten Kämpfern« selbstverständlich gewesen zu sein scheint, war die Auseinandersetzung mit den Rassentheorien bei ihnen oft nur oberflächlich. Der Personenkreis, der hierzu ambitionierte Schriften verfasste, rekrutierte sich überwiegend aus der jüngeren Generation der politisch Engagierten. Wenn nicht der Partei selbst, gehörten auch sie bereits vor 1933 einer oder mehrerer nationalsozialistischer Formationen an; vielfach entstammten sie dem Lehrerberuf.¹²⁰ Mit ambitionierten Publikationen präsentierte sich Fritz Metzler, der 1933 in den Nationalsozialistischen Lehrerbund und 1937 in NSDAP und SA eingetreten war. Er war 1938 in Tübingen im Fach Volkskunde mit der Dissertation *Tonalität und melodische Struktur des nordischen Volkslieds* promoviert worden. Sein Ziel war es unter anderem, den »Rassen« charakteristische melodische Muster zuzuweisen, wobei er zu Schlüssen kam wie »Sextensprünge liebt der ostische Mensch sehr, er kann sich an ihnen nicht genug tun«.¹²¹ Die Thesen veranlassten Reinholt Zimmermann zu einer Rezension mit dem Titel »Rasse- und Musik-Forschung wie sie nicht sein soll«, wo-

¹¹⁸ Ebd., S. 422.

¹¹⁹ Vries, *Sonderstab Musik*, S. 57, 168.

¹²⁰ Harten, *Rassenhygiene*, S. 330ff.

¹²¹ Fritz Metzler, »Rassische Grundkräfte im Volkslied«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 68–101, hier S. 95.

bei sich die Ablehnung nicht dadurch begründete, dass er die Ideen für zu spekulativ hielt, sondern weil ihm das Geistige und Seelische immer noch zu wenig berücksichtigt erschien.¹²² Regimenahe Gutachter – der Betreuer Gustav Bebermeyer, Joseph Müller-Blattau und Gotthold Frotscher – bewerteten Metzlers Arbeit hingegen als eine ausgezeichnete wissenschaftliche Leistung.¹²³ Im Partekontext bewegte sich auch Siegfried Günther, der seit 1933 Mitglied der SA war und 1935 eine musikwissenschaftliche Dissertation (*Die Geistliche Konzertmusik von Thomas Selle*) in Gießen vorgelegt hatte.¹²⁴ Der Schullehrer, Komponist und Musikpädagoge Adolf Seifert (NSDAP 1933) trat unter anderem mit der Monografie *Volkslied und Rasse. Ein Beitrag zur Rassenkunde* (1940) in Erscheinung. 1933 wurde er als Nachfolger von Karl Adler, dem jüdischen Direktor des Stuttgarter Konservatoriums, dessen Leiter; er wirkte weiterhin als Gaufachberater für Musikerziehung, als Leiter des Landesfachamtes Volksmusik im Reichsbund »Volkstum und Heimat« sowie im Rassenpolitischen Amt der NSDAP.¹²⁵ Guido Waldmann, der als Herausgeber einschlägiger Sammelbände in Erscheinung trat, war seit 1935 Schriftleiter der im Auftrag der HJ veröffentlichten Zeitschrift *Musik und Volk*. Ursprünglich hatte der Musikpädagoge an der Staatlichen Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik Berlin gelehrt, hatte aber dann eine Parteikarriere eingeschlagen: Seit 1938 war er hauptamtlich beim Kulturamt der Reichsjugendführung Berlin tätig, wurde dann Leiter der Außenstelle des Staatlichen Instituts für deutsche Musikforschung beim Deutschen Auslandsinstitut Stuttgart; ab 1943 war er Referent im Kulturamt der Reichsjugendführung.¹²⁶

Die größte Wirkung aus diesem Kreis übte der schon erwähnte Richard Eichenauer aus. Er war seit 1932 Mitglied der NSDAP und der SS, für die er u. a. ideologische Schulungen leitete und bei der er bis zum Führer beim Stab des Rasse- und Siedlungshauptamts (1938) aufstieg; 1940 erhielt er die Auszeichnung des SS-Totenkopftrings und wurde zum Kreisschulungsleiter ernannt.¹²⁷ Er hatte das Lehramtsstudium absolviert und das Staatsexamen für Deutsch, Englisch und Französisch (1919) sowie die Prüfung für Gesangslehrer an höheren Schulen (1924) abgelegt. Bis 1935 unterrichtete er am Reform-Realgymnasium Bochum die Fächer Deutsch, Neuere Sprachen und Musik (seit 1927 als Studienrat) und verfasste Musikkritiken für den *Bochu*-

¹²² Reinhold Zimmermann, »Rasse und Musik-Forschung, wie sie nicht sein soll«, in: *Zeitschrift für Musik* 105 (1938), S. 243–247, hier S. 244.

¹²³ Christina Richter-Ibáñez, »... für das Fach verloren? Musikwissenschaft an der Universität Tübingen 1935 bis 1960«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 265–319, hier S. 277.

¹²⁴ Harten, *Rassenhygiene*, S. 389.

¹²⁵ Ebd., S. 471.

¹²⁶ Ebd., S. 486.

¹²⁷ Ebd., S. 259–261.

mer Anzeiger. Die Beschäftigung mit der Rassenkunde veranlasste ihn, in die »Front des völkischen Gedankens« einzuschwenken und dem Hans F. K. Günther nahestehenden Nordischen Ring beizutreten.¹²⁸ Dessen gesellschafts- und bevölkerungspolitische Ideen flossen in Eichenauers Texte über Musik ein, wenn er forderte: »Bevor wir erwarten können, die Mehrzahl der Deutschen des Dritten Reichs für unsere hohe nordisch-germanische Kunst zu gewinnen, müssen wir daran gehen die Rassenzusammensetzung des deutschen Volkes im Sinne des Nordischen Gedankens zu verändern.«¹²⁹ Eichenauer teilte die fatalen bevölkerungspolitischen Zielsetzungen des Nationalsozialismus, wenn er zwischen den »Rassen« in geistiger Hinsicht »unverrückbare Wertunterschiede« sah, woraus Konsequenzen zu ziehen seien mit dem Ziel der »Ausmerzung der Minderwertigen« und »Auslese der Hochwertigen«.¹³⁰ 1935 wurde er Leiter der neu gegründeten Bauernhochschule in Goslar, einer nationalsozialistischen Kaderschmiede.¹³¹ Die Tätigkeit stand in keinerlei Beziehung zur Musikforschung, weitere musikgeschichtliche Publikationen scheinen aber geplant gewesen zu sein, denn ein Tätigkeitsbericht der Forschungsstätte für indogermanisch-deutsche Musik des Ahnenerbes nennt als eine Aufgabe die Durcharbeitung von Arbeitsentwürfen Eichenauers.¹³²

Durch die 1935 gegründete Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe, einer zentrale Institution der Erforschung der deutschen Geschichte aus nationalsozialistischem Blickwinkel, forderte Heinrich Himmler sowohl Vertreter anerkannter Forschungsmethoden wie auch solche, die seiner Ansicht nach von der »offiziellen Wissenschaft« verfolgt wurden und die über Bereiche wie nordische Mystik, Naturheilkunde und okkulte Medizin arbeiteten.¹³³ Die wissenschaftliche Leitung hatte ab 1937 der Indogermanist Walter Wüst inne, in dessen Amtszeit als Rektor der Münchner Universität die Verhaftung der Geschwister Scholl fiel, an der er persönlich beteiligt war.¹³⁴ Der mögliche Grad an Wissenschaftlichkeit wurde beim Ahnenerbe dadurch beschränkt, dass Himmler in erster Linie an der Bestätigung vorgefester Annahmen interessiert war. 1940 kam er in einem Gespräch auf den Verdacht der

¹²⁸ Wulf, *Musik im Dritten Reich*, S. 482.

¹²⁹ Richard Eichenauer, »Nordische Wesenszüge der Bachschen Kunst«, in: *Musik und Volk* 3 (1935/36), S. 13–17, hier S. 17.

¹³⁰ Richard Eichenauer, *Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung. Wegweiser für die deutsche Jugend*, Leipzig und Berlin 1934, S. 130, 134.

¹³¹ Bastian Hein, *Elite für Volk und Führer? Die Allgemeine SS und ihre Mitglieder 1925–1945*, München 2012, S. 227.

¹³² Tätigkeitsbericht der Forschungsstätte für indogermanisch-deutsche Musik vom 1. Mai 31. August 1944, Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

¹³³ Reinhart Bollmus, *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*, Stuttgart 1970, S. 179.

¹³⁴ Maximilian Schreiber, *Walther Wüst. Dekan und Rektor der Universität München 1935–1945*, München 2008, S. 338ff.

Homosexualität Friedrichs des Großen; dabei äußerte er, selbst wenn man ihm dafür Beweise vorlegen könnte, »würde ich sie beiseiteschieben [...], weil mir mein Gefühl sagt, daß ein Mann, der Preußen den Platz an der Sonne erobert hat«, nicht diese Neigungen gehabt haben könne.¹³⁵ Himmler nahm Einfluss auf die Forschung, die er gelegentlich selbst in abstruse Bahnen lenkte, wenn er etwa anregte, man möge sich doch »mit der Frage der Volksweisen und der [Volks]musik der Lappen« befassen. »Vielleicht stellt sich dabei heraus, dass die Lappen eine ganz alte Musik mit vielleicht atlantischen Wurzeln besitzen.«¹³⁶

Sein wichtigster Mitarbeiter im Bereich der Musikforschung war der Volksmusikforscher Alfred Quellmalz, dessen Verwurzelung im äußeren rechten Milieu bis in die Zeit des Ersten Weltkriegs zurückreichte. Nach eigenen Angaben war er 1918 / 1919 Mitglied der Württembergischen Sicherheitstruppen gewesen,¹³⁷ eines für den Kampf gegen den Bolschewismus gegründeten Freikorps, das an der blutigen Niederschlagung der Münchner Räterepublik beteiligt war. 1928 begann er eine Tätigkeit am Volksliedarchiv in Freiburg und promovierte 1931 bei Willibald Gurlitt über *Die Weise vom Elslein. Ein Beitrag zur Geschichte des älteren deutschen weltlichen Liedes*.¹³⁸ 1937 wechselte er an das Staatliche Institut für Deutsche Musikforschung in Berlin, das wegen der ideologischen Vereinnahmung der Volksmusik in engem Kontakt mit nationalsozialistischen Institutionen wie dem Amt Rosenberg und der Reichsjugendführung stand.¹³⁹ 1940 bis 1942 unternahm er musikethnologische Feldforschung in Südtirol, dessen lokale Musiktraditionen vor ihrem Verschwinden erfasst werden sollten, da aufgrund eines 1939 zwischen Deutschland und Italien geschlossenen Abkommens die Umsiedlung der deutschsprachigen Bevölkerung nach Deutschland geplant war. Nach dem Krieg behauptete Quellmalz, dies allein im Auftrag des Staatlichen Instituts für Musikforschung durchgeführt zu haben und verschwieg die Beteiligung des Ahnenerbes.¹⁴⁰ Tatsächlich war er innerhalb der SS so gut vernetzt, dass er sogar in den Genuss eines Empfehlungsschreibens des gefürchteten Reinhard Heydrich kam, des Leiters des Reichssicherheitshauptamtes und eines der Hauptorganisatoren des Holocausts: Er war Vorsitzender der Wannsee-Konferenz, bei der 1942 die Eckpunkte der Vernichtung der jüdischen Bevölkerung festgelegt wurden. Heydrich empfahl Himmler, eine bestimmte Aufgabe Quellmalz anzutrauen, den er als einen »weltanschaulich zuverlässige[n]« Musikwissenschaftler ein-

¹³⁵ Michael Kater, *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*, München 2006, S. 19.

¹³⁶ SS-Obersturmbannführer Brandt (Stab Himmler) an Walter Wüst vom [unleserlich] Dezember 1943. Bundesarchiv Berlin NS 19 / 209.

¹³⁷ Karteikarte. Bundesarchiv Berlin R / 9361 / III.

¹³⁸ Nußbaumer, Quellmalz, S. 20–23.

¹³⁹ Ebd., S. 36f.

¹⁴⁰ Ebd., S. 14.

schätze.¹⁴¹ 1943 wurde Quellmalz, der den Offiziersrang eines SS-Untersturmführers trug, auch formal zum Leiter der Forschungsstätte für indogermanisch-germanische Musik des Ahnenerbes ernannt, die er zuvor bereits kommissarisch geleitet hatte. Trotz Einberufung zur Waffen-SS konnte er an seinem Schreibtisch verbleiben und seinen Bereich bis in die letzten Kriegsmonate funktionsfähig halten.¹⁴² Nach Kriegsende fand er keine neue Stelle in der akademischen Musikwissenschaft, er bekam aber Gelegenheit, mit Förderung durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft seine Forschungen zur Südtiroler Volksmusik auszuwerten.

An mehreren Forschungsprojekten des Ahnenerbes wirkte der Musikethnologe Fritz Bose mit, der bei Erich Moritz von Hornbostel und Carl Stumpf mit einer Dissertation über *Die Musik der Uitoto*, eines indigenen Volks aus Südamerika, promoviert worden war. Bereits 1933 meldete er sich mit einem Beitrag zu Wort, in dem er es begrüßte, dass die Rassenkunde endlich ein Gegenstand der Musikwissenschaft werde.¹⁴³ Seit 1934 als außerplanmäßiger Assistent an der Universität Berlin tätig, übernahm er dort die Leitung der neu gegründeten Musikabteilung des Instituts für Lautforschung.¹⁴⁴ Er war einer von Quellmalz' Mitarbeitern beim Vorhaben in Südtirol und zugleich dessen schärfster interner Konkurrent im Ahnenerbe. Obwohl sich Bose der SS-Führung zuerst angedient hatte, bevorzugte sie bei der Gründung einer Forschungsstätte für Musik den erfahreneren Quellmalz. Bei der Entscheidung spielte mit, dass sich die Zusammenarbeit mit Bose konfliktreich gestaltete. 1937 schrieb der Geschäftsführer des Ahnenerbes, Wolfram Sievers, an Himmler, eine feste Anstellung von Bose »sei aus finanziellen Gründen schwierig und aus persönlichen Gründen besser noch zurückzustellen«.¹⁴⁵ Ein in diesem Zusammenhang eingeholtes polizeiliches Gutachten fiel wenig positiv aus, denn es hielt fest, er sei »in politischer und sonstiger Hinsicht [...] bisher nicht bekannt geworden« und unterstellte ihm, dass er sich wahrheitswidrig als »Musikreferent der Reichsführung-SS« ausgebe.¹⁴⁶ Bose versuchte nun über Himmlers Vertrauten Karl Maria Willigut, den auch als »Himmlers Rasputin«¹⁴⁷ bezeichneten Okkultisten, Karriere in der SS zu machen. Er hoffte auf eine Vollzeitstelle bei Willigut, wäre aber vorerst mit einer auf zwei Tage pro Woche begrenzten Beschäftigung zufrieden gewesen. Es verstehe sich, schrieb er Willigut, »dass in unserem Interesse die Position an der Universität gehalten werden muss«,

¹⁴¹ Reinhard Heydrich an Heinrich Himmler vom 5. Mai 1942. Bundesarchiv Berlin NS 19 / 209.

¹⁴² Nußbaumer, *Quellmalz*, S. 303.

¹⁴³ Fritz Bose, »Musik und Rasse. Zur Methodik einer musicalischen Rassenkunde«, in: *Deutsche Tonkünstler-Zeitung* 31 (1933), Heft 11, S. 177.

¹⁴⁴ Nußbaumer, *Quellmalz*, S. 299.

¹⁴⁵ Wolfram Sievers an Sturmbannführer Bruno Galke, Persönlicher Stab des Reichsführers SS, vom 8. Mai 1937. Bundesarchiv NS 21 / 717.

¹⁴⁶ Bericht vom 1. März 1937. Bundesarchiv Berlin NS 21 / 1096.

¹⁴⁷ Longerich, *Heinrich Himmler*, S. 292–295.

die er bei einer vollen Stelle ehrenamtlich wahrzunehmen gedachte, während er sich habilitiere. Er bat um die Aufnahme in die SS, was seine »Mitarbeit auch nach aussen besser in Erscheinung treten liesse«, und fragte: »Könnte mein Gesuch an das Ministerium um Erteilung der Lehrerlaubnis für musik. Rassenkunde in irgendeiner Form vom Reichsführer befürwortet werden?«¹⁴⁸ Willigut versuchte seinen Einfluss geltend zu machen, stieß aber auf Widerstand bei Wüst, der Himmler abriet, sich für Bose einzusetzen. Dieser scheine »ein noch jüngerer, allerdings viel versprechender Gelehrter zu sein, der freilich erst noch etwas werden muss«.¹⁴⁹ In der Folgezeit zerstritt sich Bose mit dem Ahnenerbe und Sievers klagte, er erfülle »weder die sachlichen noch die charakterlichen Voraussetzungen« für eine Mitarbeit.¹⁵⁰ Das Scheitern eines anderen Projekts führte Sievers darauf zurück, dass Bose »nicht nur wissenschaftlich ungenügende Kenntnisse besitzt, sondern auch ausgesprochen faul ist. Er versteht es glänzend unter Vorspiegelung seiner guten Beziehungen zum Reichsführer-SS sich Annehmlichkeiten zu verschaffen.«¹⁵¹ Das Habilitationsverfahren wurde mit Kriegsbeginn abgebrochen und Bose eingezogen.

Wolfgang Boetticher engagierte sich in einer Fülle von NS-Organisationen und war u. a. ab 1937 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Reichsleitung der NSDAP tätig, wirkte dann als Leiter der Musikpolitischen Verbindungsstelle im Amt Musik und war Mitarbeiter am *Lexikon der Juden in der Musik*. Als Referent im Einsatzstab Reichsleiter Rosenberg war er maßgeblich an den groß angelegten Plünderungen von Musikgut in den besetzten Ländern beteiligt.¹⁵² Inhaltlich versuchte er sich u. a. mit einem Aufsatz zu profilieren, in dem er als »Sachbearbeiter Musikwissenschaft in der Reichsstudentenführung« firmierte und lobte, der Nationalsozialismus habe »energisch einen Schlussstrich gezogen« unter die in der Romantik begonnene »jüdische Zersetzung« der Musik. Er diskutierte methodische Probleme und besprach Aktivitäten des NSD-Studentenbunds zur Feldforschung von nordischen Volksliedern.¹⁵³ Antisemitische Einlassungen finden sich in seiner Rezension eines – gleichfalls antisemitischen – Buchs von Robert Pessenlehner, den Boetticher als unglaubwürdig angriff wegen dessen 1932 bei dem jüdischen Musikwissenschaftler Moritz Bauer abgeschlossene und diesem gewidmete Dissertation über den jüdischen Musikkri-

¹⁴⁸ Fritz Bose an Karl Maria Willigut vom 26. Juni 1937. Bundesarchiv NS 21/717.

¹⁴⁹ Walter Wüst an den Persönlichen Stab des Reichsführers SS vom 22. Juli 1937. Bundesarchiv Berlin NS 21/1096.

¹⁵⁰ Aktenvermerk Sievers vom 4. Dezember 1940. Bundesarchiv Berlin NS 21/1096.

¹⁵¹ Wolfram Sievers an den Persönlichen Stab des Reichsführers SS vom 13. März 1941. Bundesarchiv Berlin NS 21/1096.

¹⁵² Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 626–646.

¹⁵³ Wolfgang Boetticher, »Volkskunde und Musikwissenschaft. Zur Erkenntnis von Rasse und Volkstum in der Musik«, in: *Musik im Volk. Grundfragen der Musikerziehung*, hg. von Wolfgang Stumme, Berlin 1939, S. 227f.

tiker Hermann Hirschbach.¹⁵⁴ Nach dem Krieg gelang es ihm trotz seiner weit überdurchschnittlichen Belastung eine Karriere in der Wissenschaft zu starten, die ihn zum Ordinarius für Musikwissenschaft und Dekan der Philosophischen Fakultät an der Universität Göttingen werden ließ.

Akademische Musikwissenschaftler

In der etablierten Musikwissenschaft stieß die Beschäftigung mit dem Thema anfangs auf Vorbehalte. Richard Eichenauer lobte daher explizit die Fachvertreter, »denen ›Rasse‹ nicht ein mehr oder weniger störender Begriff ist, mit dem man sich leider, der Zeitlage Rechnung tragend, auch ein wenig beschäftigen muß, sondern solche, denen ›Rasse‹ den Kernbegriff der neu aufgebauten Wissenschaft des Dritten Reiches bedeutet«.¹⁵⁵ Besonders lobte er Friedrich Blume, dessen Schrift *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung* (1939) zum »Gründlichsten und fachlich Förderlichsten [gehöre], was wir über den Gegenstand besitzen«.¹⁵⁶ Er sei der einzige Musikforscher, »der durch eine grundlegende Untersuchung die Ansichten über die Arbeitsweise der musikalischen Rassenforschung wirklich weitergeführt« habe,¹⁵⁷ wobei er nicht zu dem Forschungsansatz gelangt sei, weil er »musste«, sondern aus Überzeugung.¹⁵⁸ Die Einschätzung widerspricht der Selbstdarstellung Blumes, der seine Schrift im Entnazifizierungsverfahren präsentierte als einen »Schlag ins Gesicht der nationalsozialistischen Rassenpropaganda«, der so auch verstanden worden sei.¹⁵⁹ Sie ging zurück auf einen 1938 im Rahmen der Düsseldorfer Reichsmusiktage vorgestellten Festvortrag, den er kurz darauf in der Zeitschrift *Die Musik* publizierte.¹⁶⁰ Diesen Beitrag baute Blume durch Vorträge, die er im Winter 1938/1939 bei der gleichgeschalteten Schleswig-Holsteinischen Universitätsgesellschaft gehalten hatte, zum *Rasseproblem in der Musik* aus.¹⁶¹

Angesichts seiner Ämterhäufung in der Nachkriegszeit ist es nicht abwegig, schon für die Zeit vor 1945 besonderen beruflichen Ehrgeiz anzunehmen. Vor diesen Aktivitäten war er nicht durch ideologische Nähe zum Regime aufgefallen, weshalb ein

¹⁵⁴ Wulf, *Musik im Dritten Reich*, S. 355f.

¹⁵⁵ Eichenauer, »Sammelrezension«, S. 301.

¹⁵⁶ Ebd., S. 303.

¹⁵⁷ Richard Eichenauer, »Wo steht die rassenkundliche Musikforschung? Ein Übersichtsbericht«, in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 9 (1942), Heft 4, S. 145–152; 10 (1943), Heft 2, S. 108–116, hier S. 146.

¹⁵⁸ Eichenauer, »Sammelrezension«, S. 303.

¹⁵⁹ Zitiert nach Michael Custodis, »Friedrich Blumes Entnazifizierungsverfahren«, in: *Die Musikforschung* 65 (2012), S. 1–24, hier S. 20.

¹⁶⁰ Blume, »Musik und Rasse«.

¹⁶¹ Blume, *Das Rasseproblem in der Musik*, S. 85.

im Zuge von Berufungsangelegenheiten in Berlin angefertigtes Gutachten es für unglaublich hielt, dass ein Kirchenmusikforscher »sich jetzt plötzlich als weltanschaulicher Prophet mit dem Rassenproblem in der Musik« befasse.¹⁶² Zu diesem Zeitpunkt war Blumes berufliche Zukunft ungesichert, da die auf die Erfordernisse der Marine ausgerichtete Kieler Universität, bei der die Geisteswissenschaften eine untergeordnete Rolle spielten, mit rückläufigen Studentenzahlen zu kämpfen hatte.¹⁶³ 1939 wurde er als Professor verbeamtet, wobei anzunehmen ist, dass die hier behandelten Publikationen hierzu entscheidend beigetragen hatten. Das *Rasseproblem in der Musik* diente auch als Begründung für die Beförderung Blumes vom Extraordinarius zum Lehrstuhlinhaber im Jahre 1943 und der Dekan der Philosophischen Fakultät wies darauf hin, die Schrift habe »große Beachtung und starken Anklang« gefunden.¹⁶⁴ 1944 erschien im Kontext der von Blume herausgegebenen »Schriften zur musikalischen Volks- und Rassenkunde« eine aktualisierte Neuauflage. Sie berücksichtigte die in der Zwischenzeit erschienene Sekundärliteratur, und auch wenn weite Teile unverändert blieben, kam es zu kleineren inhaltlichen Änderungen; so entfielen alle Hinweise auf Arbeiten des wegen seiner Mitwirkung an der Widerstandsgruppe »Weiße Rose« hingerichteten Kurt Huber.¹⁶⁵

Dass sich Hans Engel anfangs für die musikalische Avantgarde einsetzte und nach dem Krieg von seinen Studenten als Gegner des Nationalsozialismus geschildert wurde,¹⁶⁶ steht im Widerspruch zu seinem Ehrgeiz, sich im »Dritten Reich« mit regimekonformen Texten zu profilieren. Engel war über das deutsche Klavierkonzert zwischen Wolfgang Amadeus Mozart und Franz Liszt promoviert worden und hatte sich 1925 an der Universität Greifswald habilitiert, wo er 1932 zum außerordentlichen Professor aufrückte. 1935 wechselte er in derselben Stellung an die Universität Königsberg, wo er 1944 einen Lehrstuhl erhielt, was zeitlich mit der Publikation seiner mit rassentheoretischen Überlegungen durchsetzen Schrift *Deutschland und Ita-*

¹⁶² Burkhard Meischein, »Der erste musikwissenschaftliche Lehrstuhl Deutschlands. Vorgänge um die Nachfolge Arnold Scherings«, in: *Die Berliner Universität in der NS-Zeit. Band II: Fachbereiche und Fakultäten*, hg. von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, Stuttgart 2005, S. 165–178, hier S. 169.

¹⁶³ Burkhard Meischein, »Gespenstische Varianten. Friedrich Blumes Projekt ›Das Rasseproblem in der Musik‹ und seine Fassungen«, in: »Vom Erkennen des Erkannten«. *Musikalische Analyse und Editionsphilologie. Festschrift für Christian Martin Schmidt*, hg. von Friederike Wissmann uu. a. Wiesbaden 2007, S. 441–454, hier S. 441.

¹⁶⁴ Zitiert nach Custodis, »Entnazifizierungsverfahren«, S. 5.

¹⁶⁵ Meischein, »Gespenstische Varianten«, S. 449.

¹⁶⁶ Jörg Rothkamm und Jonathan Schilling, »Zweiundvierzig Persilscheine und die Neue Musik. Hans Engels Weg an die Universität Marburg und sein Wirken in der frühen Nachkriegszeit«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 123–173, besonders S. 149–156.

lien in ihren musikgeschichtlichen Beziehungen zusammenfällt. Zuvor war er bereits mit nationalchauvinistischen Beiträgen wie »Franz Liszt – Deutscher!« in Erscheinung getreten und hatte sich mit einem 1942 im *Archiv für Musikforschung* publizierten Aufsatz zu grundlegenden methodischen Fragen musikwissenschaftlicher Rassenforschung geäußert.

Obwohl Hans Joachim Moser als ein zentraler Multiplikator nationalchauvinistischer Musikgeschichtsschreibung¹⁶⁷ und »Wegbereiter der Rassenlehre auf dem Felde der Musikwissenschaft«¹⁶⁸ gelten kann, war er unter Nationalsozialisten zeitweise umstritten. Eichenauer sprach ihm 1939 jegliche Kompetenz hinsichtlich der Rassentheorien ab,¹⁶⁹ was als Versuch angesehen werden muss, sich von Moser zu distanzieren. Dieser war 1932 in seinem Buch die wichtigste Referenz gewesen, woraufhin Eichenauer von rechts scharf angegriffen wurde. Für die *Nationalsozialistische Lehrerzeitung* war Moser ein »konjunkturtüchtige[r] Vielschreiber und Schwätzer aus dem sattsam bekannten Kreis um den Marxisten Leo Kestenberg«, da er an den Reformen des sozialdemokratischen Politikers beteiligt gewesen war, und eine Rezension hatte polemisiert, mögen die, die meinen, dass seine Vorfahren »einst Moses geheißen haben, recht oder unrecht haben, das Wesen seiner Schriftstellerei ist jedenfalls mit dem Wort jüdisch treffend gekennzeichnet«.¹⁷⁰ Moser hatte von 1925 bis 1927 als außerordentlicher Professor das Musikwissenschaftliche Seminar in Heidelberg geleitet. 1927 wurde er zum Direktor der Staatlichen Akademie für Kirchen- und Schulmusik sowie zum Honorarprofessor an der Universität Berlin ernannt und gleichzeitig in den Senat der Akademie der Künste gewählt. Seine Entlassung dort im Jahr 1933 hatte aber offenbar nicht, oder nicht vorrangig, politische Gründe; man warf ihm vor, Studentinnen begünstigt zu haben, zu denen er intime Beziehungen unterhalten hatte.¹⁷¹ In den folgenden Jahren hielt er sich mit Gelegenheitsarbeiten über Wasser und verfasste u. a. Romane über Musikthemen. Er arbeitete auch mit dem Ahnenerbe zusammen, vermutlich auf Vermittlung seines Freunds Alfred Quellmalz, der sein Student gewesen war.¹⁷² Allein 1940 publizierte er in deren Hauszeitschrift *Germanien* nicht weniger als 12 Beiträge, bevor Intrigen des einflussreichen NS-Organisators Herbert Gerigk dies unterbanden.¹⁷³ Zu dieser Zeit war Moser bereits Mitarbeiter im Propagandaministerium geworden, worauf eine Flut oppor-

¹⁶⁷ Gerhard, »Musikwissenschaft«, S. 176.

¹⁶⁸ Blaukopf, »Musikwissenschaft und Rassentheorie«, S. 92.

¹⁶⁹ Eichenauer, »Sammelrezension«, S. 299.

¹⁷⁰ Zitiert nach Paul Pretzsch, »Musik und Rassenforschung«, in: *Fränkisches Volk* vom 31. Dezember 1932.

¹⁷¹ Michael Grütter und Sven Kinas, »Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), S. 123–186, hier S. 133.

¹⁷² Nußbaumer, *Quellmalz*, S. 19.

¹⁷³ Otto Plassmann an Wolfram Sievers vom 18. Februar 1941, Bundesarchiv Berlin, NS 21 / 405.

tunistischer Schriften einsetzte. So betonte er nach der Besetzung Polens, dass die Musik des Landes schon immer von Deutschen geprägt worden sei. Dies müsse sich nun erneuern, denn »dank den herrlichen Taten unseres Heers [sei es] dahin gekommen, daß wir diesen alten Westoststrom deutscher Ausstrahlungen verstärkt werden einsetzen müssen, um jenes durch Mißregierungen verdunkelte Volk auf neue höhere Kultur zu bringen, und gewiß wird dabei der deutschen Musik keine geringe Aufgabe zufallen«.¹⁷⁴

1939 nahm Werner Korte Stellung zu einer Anfrage des *Münsteraner Anzeigers*, ob Zusammenhänge zwischen Musikwissenschaft und Rassenforschung bestehen. Er erklärte, dass man im von ihm geleiteten Seminar an der Universität Münster »seit Jahren den Beziehungen von Musik und Rasse besondere Bedeutung« widme und dass »diese Fragen zum speziellen Arbeitsgebiet Prof. Kortes gehören«.¹⁷⁵ Ange- sichts des geringen Umfangs derartiger Publikationen aus seiner Feder erscheint dies überzeichnet, aber wie bereits erwähnt fiel er in der zweiten Hälfte der 1930er-Jahre durch radikale Positionen auf, auch wenn er sie bereits 1940 wieder aufweichte.¹⁷⁶ Er entwarf einen Ansatz, den er als »Wertwissenschaft« bezeichnete und mit dem er die von ihm als überholt angesehene Geisteswissenschaft zu »überwinden« trachtete, wobei »der Jude Kurt Sachs« (der sein Lehrer gewesen war) wiederholt von ihm angegriffen wurde. Im Gegensatz zu Moser stand Korte dem mächtigen Gerigk nahe, den er habilitiert hatte. Dieser setzte sich dafür ein, dass Korte in Münster ein Extraordinariat erhielt, wobei er gegenüber dem NS-Dozentenbund betonte, er gehöre »zu den wenigen Vertretern seines Fachs [...], die von unserer Seite bejaht werden können«.¹⁷⁷

Ernst Bücken, der nach längerer Lehrtätigkeit an der Universität Köln auf das dortige Ordinariat hoffte, versuchte 1932 vergeblich durch Herausstellen seines Katholizismus und Eintritt in die katholische Zentrumspartei seine Chancen zu erhöhen, da aufgrund fakultätsinterner Vorgaben abzusehen war, dass der Ruf an einen katholischen Forscher gehen werde. Nachdem Annäherungen an die Sozialdemokraten keinen Karrierefortschritt brachten, wandte er sich dem Nationalsozialismus zu.¹⁷⁸ An Bückens neueren Schriften fiel auf, dass er die Rassentheorien zwar nicht konsequent anwendete, aber deren Gedanken einfließen ließ.¹⁷⁹ Die Publikationen fielen in hohem Maße konform aus, und die tendenziöse Überblicksdarstellung *Musik der Deutschen* (1941) schließt mit einem Lobgesang auf die nationalsozialistische Musik-

¹⁷⁴ Moser, »Deutsche Musik im polnischen Raum«, S. 155.

¹⁷⁵ Günnigmann, *Werner Korte*, S. 58.

¹⁷⁶ Ebd., S. 124.

¹⁷⁷ Ebd., S. 60, 80.

¹⁷⁸ Christian Leitmeir, »Ein ›Mann ohne Eigenschaften? – Theodor Kroyer als Ordinarius für Musikwissenschaft in Köln (1932–1938)«, in: *Musikwissenschaft im Rheinland um 1930*, hg. von Klaus Pietschmann und Robert von Zahn, Kassel 2012, S. 93–131, hier S. 106, 112.

¹⁷⁹ Blaukopf, »Musikwissenschaft und Rassentheorie«, S. 90.

erziehung in Schulen und Hitlerjugend sowie auf die musikalischen Aktivitäten in Wehrmacht, Reichsarbeitsdienst und der Organisation »Kraft durch Freude«.¹⁸⁰ 1943 wurde Gerber, der zuvor in Gießen und Frankfurt am Main gelehrt hatte, an die Universität Göttingen berufen, an der er trotz scharfer antisemitischer Äußerungen und einer Zusammenarbeit mit dem Amt Rosenberg bis zu seinem Tod 1957 lehrte. Seine Begeisterung für den Nationalsozialismus zeigte sich auch darin, dass er auch seine Freizeit im Kreise Gleichgesinnter verbrachte und u.a. das SA-Sportabzeichen erwarb.¹⁸¹

Als eine Hochburg nationalsozialistischer Musikforschung erweist sich das Institut in Freiburg im Breisgau. Der Leiter Willibald Gurlitt sympathisierte selbst eine Zeit lang mit dem Nationalsozialismus, bis er 1937 wegen »jüdischer Versippung« aus dem Amt gedrängt wurde; zu seinen Schülern zählten Alfred Quellmalz, Joseph Müller-Blattau, Heinrich Besseler und Wilhelm Ehmann. Nach seinem Ausscheiden übernahm Müller-Blattau, der sogar als Sänger Schallplatten mit NS-Liedern aufnahm,¹⁸² seinen Lehrstuhl. 1941 wechselte er an die neugegründete Reichsuniversität Straßburg, die zu einer nationalsozialistischen Eliteuniversität entwickelt werden sollte. Besseler war Mitglied der SA und von NS-Parteiorganisationen, für die er über Kollegen berichtete, er hatte aber noch im »Dritten Reich« jüdische Studierende promoviert und Literatur jüdischer Autoren in der offiziellen Musikbibliographie gehalten.¹⁸³ Sein Briefwechsel mit dem in Basel lehrenden Jacques Handschin zeigt, dass er zwischen Fassade und Inhalt zu differenzieren verstand. Als sie sich 1937 über einen Artikel Edward Dents austauschten, der dem nationalsozialistischen Deutschland alle Zivilisation abgesprochen hatte, schien es Handschin »betrüblich, dass einiges eine Handhabe zu solchen Außerungen bietet«. Besseler, der gegenüber seinen Schülern in SA-Uniform auftrat, verleugnete seine Identifikation mit dem nationalsozialistischen Deutschland keineswegs. Er räumte aber ein, dass »an der Oberfläche manches passiert, was draußen keinen guten Eindruck macht [...] Die ganze Deutschtümelei aufdringlicher und oberflächlich-gleichgeschalteter Art nehmen wir hier ebenso wenig ernst, wie Sie draußen [...]. Das ist alles Kulisse und Tagesmode, die vergehen wird.«¹⁸⁴ Affinitäten von nationalsozialistischer Gedankenwelt zu seinem musikhis-

¹⁸⁰ Ernst Bücken, *Musik der Deutschen*, Köln 1941, S. 297–301.

¹⁸¹ Custodis, *Rudolf Gerber und die Anfänge der Gluck-Gesamtausgabe*, S. 6f.

¹⁸² Eckhard John, »Zehn Thesen zur Musikforschung im NS-Staats«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster u.a., Mainz 2001, S. 461–470, hier S. 461.

¹⁸³ Schipperges, *Die Akte Heinrich Besseler*, S. 17f.

¹⁸⁴ Heinrich Besseler an Jacques Handschin vom 7. Mai 1937. Zitiert nach Büchler und Schipperges (Hg.), *Briefwechsel*, S. 44.

toriografischen Ansatz gab es, sie waren »weder beliebig noch marginal«.¹⁸⁵ Dennoch hielt er sich abseits und publizierte nach 1933 nur noch wenig, und nach 1938 überhaupt nicht mehr, was er nach dem Krieg damit begründete, interne Kämpfe hätten ihm gezeigt, dass »eine Zusammenarbeit mit den Fanatikern und Abenteurern der Nazi-Partei unmöglich war«.¹⁸⁶ Diese griffen hingegen auf seine Arbeiten zurück, und seine grundlegende Schrift *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance* diente Eichenauer als Referenz.

Karl Gustav Fellerer fiel an seinem Wirkungsort in Freiburg im Uechtland durch seinen Einsatz für das »Dritte Reich« auf. 1933 warb er in der *Schweizerischen Rundschau* für die Kulturpolitik des »neuen deutschen Staates« und rechtfertigte deren Maßnahmen, sie seien kein Eingriff in die künstlerische Freiheit, sondern notwendig für die »Besinnung auf wahres Volkstum«.¹⁸⁷ Im Vorfeld seines Wechsels an die Universität Köln im Jahr 1939 ergaben Erkundigungen der NSDAP, Fellerer gehöre in der Schweiz bei der »kirchlich schwarz eingestellten Bevölkerung« zu den »Bestgehasssten« und man habe sogar versucht, ihn aus der Theologen-Ausbildung zu drängen.¹⁸⁸ Eine derartige Einschätzung durch Teile der Schweizer Öffentlichkeit belegt auch ein Zeitungsartikel, der sich nach seinem Weggang gegen die erneute Berufung eines deutschen »professeur nazi« wandte.¹⁸⁹ Von der Kölner Gauleitung wurde er hingegen als Kirchenmusikforscher mit dem Katholizismus identifiziert, weshalb sie anfangs Bedenken gegen seine Berufung äußerte. Die unterschiedliche Wahrnehmung seiner Kirchennähe setzte sich im Entnazifizierungsverfahren fort. Kirchliche Würdenträger nahmen Partei für ihn wie der Zentrumspolitiker Prälat Professor Georg Schreiber, der erste Nachkriegsrektor der Universität Münster, der gegenüber dem Kölner Rektor betonte, es sei nicht erwünscht, Fellerer »mit leichter Hand zu beseitigen«. Namhafte kirchliche Kreise seien an seinem Wirken interessiert, sein Engagement für die Kirchenmusik habe dem NS-Regime nicht immer gefallen.¹⁹⁰ Worin dieser Einsatz bestanden haben soll, wurde nicht ausgeführt; es ist aber nicht zu übersehen,

¹⁸⁵ Laurenz Lütteken, »Das Musikwerk im Spannungsfeld von ›Ausdruck‹ und ›Erleben‹: Heinrich Besseler's musikhistoriographischer Ansatz«, in: *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin. Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung*, hg. von Anselm Gerhard, Stuttgart und Weimar 2000, S. 213–232, besonders S. 230ff.

¹⁸⁶ Schipperges, *Die Akte Heinrich Besseler*, S. 218.

¹⁸⁷ Karl Gustav Fellerer, »Liberalismus und Antiliberalismus im Musikleben«, in: *Schweizerische Rundschau* 33 (1933), S. 540–551, hier S. 540f.

¹⁸⁸ Leo Haupts, *Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik*, Köln u. a. 2007, S. 309f.

¹⁸⁹ [Anonym], »Va-t-on nommer un professeur nazi?«, in: *L'Indépendant* vom 22. August 1939. Gefordert wurde die Besetzung mit einem politisch unbelasteten Schweizer. Da der einzige passende Schweizer Kandidat, Franz Brenn, wissenschaftlich wenig profiliert war, ernannte ihn die Universität 1940 lediglich zum Dozenten und besetzte den Lehrstuhl nicht neu.

¹⁹⁰ Haupts, *Die Universität zu Köln*, S. 313.

dass seine Schriften zur Gregorianik auch darauf abzielten, die wegen ihrer jüdischen Wurzeln umstrittene Musik in der Wissenschaft bzw. Musikpraxis zu halten, indem er die als germanisch interpretierbaren Anteile möglichst hoch ansetzte.

Für Peter Petersen liegt es »in der Tragik des Menschen Kurt Huber, daß er als Wissenschaftler einer Denktradition angehörte, die dem, was er am Ende unter Einsatz seines Lebens bekämpfte, den Boden bereitet hat«.¹⁹¹ Seine Texte, die fachintern eine starke Wirkung hatten und auf die sogar Eichenauer verwies, scheinen darauf angelegt, die Zusammenhänge zwischen der körperlich-seelischen Ausstattung des Menschen und seinen kulturellen Äußerungen sachlich zu beleuchten; sie sind nicht als Propagandaschriften zu verstehen. Von 1927 bis 1930 Mitglied der national-katholischen Bayerischen Volkspartei, stand Huber bereits in den frühen 1930er-Jahren im Kontakt mit der NSDAP, konnte sich aber wegen deren antikirchlicher Haltung vorerst nicht zum Beitritt entschließen; dieser folgte erst 1940.¹⁹² Wegen dieser Nähe zum Katholizismus wurde er gelegentlich von offiziellen Stellen als ideologisch nicht zuverlässig eingeschätzt.¹⁹³ Bei Hubers später Annäherung an die NSDAP verbanden sich nach Einschätzung seines Sohns Opportunismus – die Ernennung zum außерplanmäßigen Professor und eine von der Familie ersehnte Gehaltserhöhung waren die Folge – mit einer seit Längerem bestehenden diffusen Sympathie zum Nationalsozialismus.¹⁹⁴ Huber ging in den Widerstand, als er von den Verbrechen im Osten erfuhr und wurde 1943 als Mitverschwörer der Geschwister Scholl hingerichtet.

Zu denen, die sich am Diskurs beteiligten, auch wenn sie keineswegs ohne Weiteres als Gefolgsleute des Nationalsozialismus gelten konnten, zählte auch Marius Schneider.¹⁹⁵ 1936 blockierte die Nationalsozialistische Dozentenschaft an der Universität Berlin sein Habilitationsverfahren mit der Begründung, er gehöre »zu den ausgesprochenen Gegnern des Nationalsozialismus. Auf Grund dieser Tatsache sehen sich alte Parteigenossen gezwungen, jeden Verkehr mit ihm abzubrechen. Weder charakterlich noch wissenschaftlich ist ein günstiger Einfluß auf die Studenten von seiner Seite zu erwarten, da auch wissenschaftlich ihm eine völkische deutsche Fragestellung völlig fern liegt.«¹⁹⁶ 1938 erschienen dann plötzlich Texte von ihm, in denen er sich der

¹⁹¹ Peter Petersen, »Wissenschaft und Widerstand. Über Kurt Huber (1893–1943)«, in: *Die dunkle Last. Musik und Nationalsozialismus*, hg. von Brunhilde Sonntag u. a., Köln 1999, S. 111–129, hier S. 126.

¹⁹² Schumann, *Huber*, S. 102.

¹⁹³ Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 3474.

¹⁹⁴ Wolfgang Huber, *Die Weiße Rose. Kurt Hubers letzte Tage*, München 2018, S. 33.

¹⁹⁵ Zu Schneider vgl. Bernhard Bleibinger, *Marius Schneider und der Simbolismo: Ensayo musicológico y etnológico sobre un buscador de símbolos*, München 2005.

¹⁹⁶ Zitiert nach Bernhard Bleibinger, »Mythos Marius Schneider. Agent im Dienste der Musikwissenschaft, Handlanger der Nationalsozialisten oder verfolgter Emigrant«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster u. a., Mainz 2001, S. 329–358, hier S. 335.

Rassenforschung widmete. Offenbar stand er unter Druck, sich bekennen zu müssen wegen eines in der Zeitschrift *Der katholische Gedanke* erschienenen Aufsatzes und dem Anliegen, Etaterhöhungen des Phonogramm-Archivs durchzusetzen, zu dessen Kustos er ernannt werden wollte.¹⁹⁷ 1944 setzte er sich ins faschistische Spanien ab, da ihm angesichts fortgesetzter Anfeindungen eine weitere wissenschaftliche Karriere in Deutschland unmöglich erschien.

Interne Korrespondenz des SS-Ahnenerbes behandelt das Ansinnen, Walter Wiora an die in Gründung befindliche Reichsuniversität in Posen zu berufen, was nahelegt, dass er dort Fürsprecher hatte.¹⁹⁸ Wioras Volkslied-Forschung dürfte zur Einschätzung beigetragen haben, er sei für diese Aufgabe besonders geeignet, denn in seiner Habilitationsschrift untersuchte er das deutsche Volkslied auf seine Beziehung zum Osten. Dort sah er alte Formen in Sprachinseln bewahrt, weshalb sich diese Arbeit in den Kontext der germanisch-nordischen Traditionsbildung einordnet; sie erschien gleichzeitig in der von Guido Waldmann im Auftrag der Reichsjugendführung herausgegebenen Reihe »Musikalische Volksforschung« und als vierter Band (die Zählung bezieht nicht erschienene Bände ein) von Blumes »Schriften zur musicalischen Volks- und Rassenkunde«. Die Einberufung zur Wehrmacht verhinderte, dass Wiora die Stelle vollumfänglich antreten konnte. Die Posener Universität sollte zur Germanisierung des besetzten Polens beitragen und war wie ihr Straßburger Pendant, an dem Müller-Blattau lehrte, als eine Eliteanstalt des Regimes geplant; ihr Rektor, der Tierzuchtgenetiker Peter Carstens, bekleidete den Rang eines SS-Standartenführers.¹⁹⁹ Entgegen dieses Anspruchs können allerdings weder Wiora noch sein Kollege Walther Vetter zu den besonders Ideologisierten gezählt werden. Vetter wurde 1946 an die Ost-Berliner Universität berufen, obwohl seine Vergangenheit bekannt war und er von offiziellen Stellen als ein Vertreter der bürgerlichen Wissenschaft eingeschätzt wurde; es wurde aber anerkannt, dass er sich den neuen Anforderungen des Sozialismus bereitwillig stellen wolle.²⁰⁰

Der an der Universität Hamburg lehrende Wilhelm Heinitz isolierte sich innerhalb des Fachs durch das hartnäckige Verfolgen umstrittener Ideen über die Zusammenhänge von Musik und Physiologie. Dies kann erklären, weshalb er in der zweiten Hälfte der 1930er Jahre verstärkt um die Anerkennung der Obrigkeit warb, indem er Fragestellungen des Nordischen und der »Rasse« bearbeitete. Bereits 1933 hatte er das *Bekenntnis der Professoren zu Adolf Hitler* mitunterzeichnet, aber seine Karriere verlief nicht ohne Widersprüche; wegen seines Engagements für die Neue Musik wurde er angegriffen und eine kurzzeitige Mitgliedschaft in der Johannisloge führte zu vo-

¹⁹⁷ Ebd., S. 343f.

¹⁹⁸ Alfred Quellmalz an Wolfram Sievers vom 20. März 1941, Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

¹⁹⁹ Kater, *Ahnenerbe*, S. 285.

²⁰⁰ Meischein, »Der erste musikwissenschaftliche Lehrstuhl Deutschlands«, S. 177.

übergehenden Karrierenachteilen, weshalb er nach dem Krieg als Geschädigter des NS-Regimes anerkannt wurde.²⁰¹ Zu seinen Doktoranden zählten Täter wie Opfer: Der SS-Unterscharführer Max Singelmann war ein fanatischer Nationalsozialist, der jüdische Geiger Raphael Broches wurde kurz nach der Promotion 1938 nach Polen abgeschoben und vermutlich 1941 im KZ Treblinka ermordet.²⁰² Zu den Unterzeichnern des *Bekenntnisses der deutschen Professoren zu Adolf Hitler* gehörten weiterhin Gotthold Frotscher, Eugen Schmitz, Hermann Stephani und Herbert Birtner. Frotscher, der vornehmlich im Bereich der Orgelmusik wirkte, war 1922 an der Universität Leipzig mit einer Arbeit über *Die Ästhetik des Berliner Lieds* promoviert worden und habilitierte sich 1924 an der Universität Danzig über *Die Hauptprobleme der Musik des 18. Jahrhunderts*. Dort wirkte er als außerordentlicher Professor, bis er 1936 an die Berliner Universität wechselte. Frotscher beteiligte sich mit kleineren Beiträgen am »Rassen«-Diskurs und war in der NSDAP unter anderem als Ortsgruppenleiter aktiv; er arbeitete auch im Kulturamt der Reichsjugendführung und als wissenschaftlicher Mitarbeiter der Reichsleitung.²⁰³ Schmitz unterrichtete von 1918 bis 1939 an der TH Dresden als Professor das Fach Musikwissenschaft und leitete anschließend bis 1955 die Musikbibliothek Peters in Leipzig.²⁰⁴ Seine Regimenähe stellte er mit einem 1943 erschienenen Text über die Musikwissenschaft im Krieg unter Beweis. Dort hielt er fest, nach Kriegsbeginn habe man die Musik der »Feindvölker« zurückgestellt, aber nicht verworfen, da »Erkenntnis des Wesens des Gegners ebenfalls zu den notwendigen Aufgaben einer Kriegszeit« gehöre. Ein wichtiges Themenfeld sei »die Behandlung des Rasseproblems in der Musik, die schon seit der Machtergreifung einen bis dahin ungeahnten Aufschwung genommen hatte und nun in den Kriegsjahren erst recht die Geister beschäftigte und beschäftigt.«²⁰⁵

Stephani hatte das Musikwissenschaftliche Seminar der Universität Marburg gegründet und war innerhalb der Partei aktiv, wo er u. a. Vorträge hielt; er schrieb eine Fülle von regimenahen Gelegenheitskompositionen.²⁰⁶ Das Rektorat verlieh einem Antrag auf Gewährung einer Beihilfe durch den Hinweis Nachdruck, er sei förderndes Mitglied der SS und Mitglied der deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene.²⁰⁷ 1904 begann er die alttestamentarischen – also »jüdischen« – Bezüge in den

²⁰¹ Petersen, »Musikwissenschaft in Hamburg«, S. 628.

²⁰² Zur Vita Broches vgl.: https://www.lexm.uni-hamburg.de/object/lexm_lexmperson_00002396 [besucht am 4. September 2019]

²⁰³ Harten, *Rassenhygiene*, S. 378.

²⁰⁴ Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 6675.

²⁰⁵ Eugen Schmitz, »Deutsche Musikforschung im Kriege«, in: *Jahrbuch der deutschen Musik* 1 (1943), S. 71–77, hier S. 72f.

²⁰⁶ Prieberg, *Handbuch Deutsche Musiker*, S. 7313–7318.

²⁰⁷ Anne Chr. Nagel (Hg.), *Die Philipps-Universität Marburg. Dokumente zu ihrer Geschichte*, Stuttgart 2000, S. 343.

Oratorien von Johann Friedrich Händel zu entfernen, was er im »Dritten Reich« fortsetzte, obwohl die Reichsmusikkammer die Aufführung der Originalfassungen ausdrücklich genehmigt hatte.²⁰⁸ Die Karriere seines Sohns Martin, der 1941 Mitglied der *Leibstandarte Adolf Hitler* wurde und sich innerhalb der Waffen-SS für Musikbelange einsetzte, wurde kürzlich auf Initiative der Hochschule für Musik Detmold aufgearbeitet, deren Rektor er später wurde.²⁰⁹ Birtner hatte sich 1928 in Marburg habilitiert und wurde dort zehn Jahre später zum außerordentlichen Professor ernannt; er wechselte 1940 an die Universität Graz, wo er den ersten Lehrstuhl für Musikwissenschaft besetzte, und fiel 1942 an der Ostfront.²¹⁰ Sein Nachfolger in Graz wurde Werner Danckert, der sich 1926 in Jena habilitiert hatte und 1937 auf eine Professur an der Musikhochschule Weimar berufen worden war. Er gehörte wie Universitätsmusikdirektor Martin Karl Hasse, der das Musikwissenschaftliche Seminar in Tübingen gründete, und dessen unter dubiosen Umständen habilitierten Assistenten Otto zur Nedden, einem Schüler Herrmann Stephanis, zu den zahlreichen weniger renommierten, gleichwohl umtriebigen Fachvertretern, deren Wirkung für den Nationalsozialismus erst neuerdings thematisiert wurde. Nedden wurde trotz enormen Widerstands der Fachkollegen – die Fachgutachten waren teils vernichtend, Blume bezeichnete seine Vorträge bei der Ausstellung *Entartete Musik* als »eines deutschen Hochschullehrers unwürdig« – noch kurz vor Kriegsende an der Universität Jena zum außerordentlichen Professor ernannt.²¹¹

²⁰⁸ Sabine Henze-Döhring, »Er lebte nur seiner Musik ...« – Hermann Stephani als Gründer des Marburger Musikwissenschaftlichen Seminars und *Collegium musicum*«, in: *Germanistik und Kunsthistorische Studien im »Dritten Reich«. Marburger Entwicklungen 1920–1950*, hg. von Kai Köhler, Burghard Dedner und Waltraud Strickhausen, München 2005, S. 83–95, hier S. 91.

²⁰⁹ Hans-Walter Schmuhl, *Zwischen Göttern und Dämonen – Martin Stephani und der Nationalsozialismus*, München 2019.

²¹⁰ Henze-Döhring, »Hermann Stephani als Gründer des Marburger Musikwissenschaftlichen Seminars«, S. 85.

²¹¹ Christina Richter-Ibáñez, »[...] ganz besonders deutsch: Karl Hasse's Karriere als Musikwissenschaftler in Tübingen und die (Um-)Habilitation seines Assistenten Otto zur Nedden«, *Beitrag zur Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung Halle/Saale 2015 – »Musikwissenschaft: die Teildisziplinen im Dialog«*, Online-Publikation: https://schott-campus.com/wp-content/uploads/2016/09/richter-ibanez_hasse-zur-nedden.pdf.

Grundlagen

Vorbemerkung: Wissenschaft oder Identitätsdiskurs?

Dem wissenschaftlichen Charakter rassentheoretischer Texte steht vielfach bereits entgegen, dass unklar bleibt, was mit »Rasse« überhaupt gemeint ist. Schon Arthur de Gobineau, der Pionier der Theorien, bezeichnete damit mal die von ihm angenommenen Urbestandteile der Menschheit (»Weiße«, »Gelbe«, »Schwarze«), mal die Mischungen zwischen denselben.²¹² Der Begriff war aber auch ohne genaue Spezifizierung wirksam, denn er diente als eine kommunikative Chiffre, die auf eine bestimmte weltanschauliche Richtung hinwies, weshalb die explizite Offenlegung der spezifischen Positionen unnötig war.²¹³ Angesichts seiner Vorgeschichte gehört »Rasse« in der deutschen Sprache zu den heikelsten Begriffen überhaupt. Heute spricht man meist von Ethnien, wobei man gleichfalls von abgrenzbaren Bevölkerungsgruppen ausgeht, diese aber soziokulturell definiert.²¹⁴ Das Sortieren der Menschen nach äußerlichen Merkmalen, die als vermeintliche Determinanten für unveränderliche psychische und soziale Eigenschaften und Fähigkeiten betrachtet werden, wird von breiten Teilen der Gesellschaft heute abgelehnt. Trotz der Verbrechen des nationalsozialistischen Deutschlands, und entgegen der allgemein akzeptierten Widerlegung des Wissenschaftskonzepts »Rasse«,²¹⁵ findet sich die Idee noch immer in der Wis-

²¹² Fritz Friedrich, *Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft*, Leipzig 1906, S. 4.

²¹³ Julian Köck, »Die Geschichte hat immer Recht.« *Die Völkische Bewegung im Spiegel ihrer Geschichtsbilder*, Frankfurt am Main 2015, S. 109.

²¹⁴ Bis heute gibt es keine allgemeingültige Definition von Ethnizität, aber es wird deutlich, dass es sich wie bei der »Rasse« nicht um rein deskriptive oder analytische Konzepte handelt. Sie sind nicht zu verstehen als die bloße Beschreibung vorhandener Differenzen, sondern als aktiv gestaltete Auseinandersetzungen um kollektive Identitäten. Martin Sökefeld, »Problematische Begriffe: ›Ethnizität‹, ›Rasse‹, ›Kultur‹, ›Minderheit‹«, in: *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*, hg. von Brigitta Schmidt-Lauber, Berlin 2007, S. 31–50, hier S. 31.

²¹⁵ Siehe dazu Luigi Luca und Francesco Cavalli-Sforza, *Chi siamo. La storia della diversità umana*, Mailand 1993 [deutsch als *Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage*, München 1994]; Luigi Luca Cavalli-Sforza, *Gènes, peuples et langues*, Paris 1996 [deutsch als *Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation*, München 1999].

senschaft.²¹⁶ Durch die neuen Möglichkeiten der Populationsgenetik bekam sie in den letzten Jahrzehnten sogar wieder neuen Schwung, sodass einige Stimmen eine Rückkehr der Rassenforschung befürchten.²¹⁷ Und niemand wird behaupten, dass in Deutschland mit der Ächtung des Konzepts auch alltäglicher Rassismus verschwunden ist. Die gesellschaftliche Konstruktion der »Rassen« zeigt für den Ethnologen Martin Sökefeld, dass »Kategorien, die ›objektiv‹ – im Sinne von unabhängig von gesellschaftlichen Diskursen und Praktiken – nicht existieren, nichtsdestotrotz ausgesprochen mächtige soziale und politische Wirkungen entfalten können, also gesellschaftlich *wirklich* sind«.²¹⁸ Die Idee der Kategorisierbarkeit von Menschen ist so machtvoll, dass sich ihr selbst Gegner der Rassenlehren nicht immer entziehen können; mitunter werden einfach die alten Kategorien unter bloßer Umkehrung der Vorzeichen aufgegriffen.

In unterschiedlicher Weise verbanden sich in den Theorien assoziative Verknüpfungen völkerpsychologischer Klischees und oberflächliche Einbindungen anthropologischer Verweise; biologistische Erklärungsansätze dienten als vermeintlich naturwissenschaftliche Unterstützung der jeweiligen Argumentationsrichtung.²¹⁹ Aus heutiger Perspektive ist das wissenschaftliche Ungenügen offensichtlich, aber in ihrer Zeit war es weniger eindeutig. Die empirisch gestützte Rassenanthropologie galt keineswegs als Pseudowissenschaft; zwar war sie weltanschaulich imprägniert und Gegenstand von Kontroversen, aber sie wurde auch von ihren Gegnern als Wissenschaft anerkannt.²²⁰ In den Naturwissenschaften war »Rasse« bis in die 1930er Jahre eine anerkannte Kategorie der Anthropologie und wurde, um offensichtliche Wertungen entschärft, gelegentlich nach dem Zweiten Weltkrieg weiterverwendet.²²¹ In den Geistes- und Sozialwissenschaften war der Begriff dagegen bereits im spä-

²¹⁶ Eine Neubelebung erfuhr das »Rassen«-Konzept u.a. durch das in den USA hoch kontrovers diskutierte Buch *The Bell Curve. Intelligence and Class Structure in American Life* (1994) des Politikwissenschaftlers Charles Murray und des in Harvard lehrenden Psychologen Richard J. Herrnstein, in dem den »Rassen« unterschiedliche Intelligenzniveaus zugewiesen werden, mit der absteigenden Rangfolge Asiaten – »Weiße« – »Schwarze«.

²¹⁷ Frank Dikötter, »Wie und warum wurde ›Rasse‹ zu einem globalen Begriff?«, in: *Das Phantom »Rasse«. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus*, hg. von Naika Foroutan u.a., Wien u.a. 2018, S. 131–147, hier S. 144.

²¹⁸ Sökefeld, »Problematische Begriffe: ›Ethnizität‹, ›Rasse‹, ›Kultur‹, ›Minderheit‹«, S. 44. Hervorhebung von Sökefeld.

²¹⁹ Dahm, *Topos der Juden*, S. 216f.

²²⁰ Thomas Etzemüller, *Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt*, Bielefeld 2015, S. 8–10.

²²¹ Hans-Peter Kröner, *Von der Rassenhygiene zur Humangenetik. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege*, Stuttgart 1998, S. 138f. Noch ein bis 1996 aufgelegtes medizinisches Lehrbuch zur Anthropologie und Humangenetik enthält ein Kapitel »Rassenkunde«. Vgl. Rainer Knußmann, *Vergleichende Biologie des Menschen. Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik*, Stuttgart 1980, S. 324–361.

ten 19. Jahrhundert aus dem Bereich der Wissenschaft in den der Politik überführt und mit bevölkerungspolitischen Überlegungen und Sozialdarwinismus verbunden worden.²²² Auch wenn diese kulturhistorisch grundierten Theorien wissenschaftlich umstritten waren, stießen sie im Bildungsbürgertum auf großes Interesse; Schriften wie Houston S. Chamberlains *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts* (München 1899) hatten riesige Auflagen. Der Befund von Kontrafaktizität zentraler Annahmen vermag nicht ihre ungeheure Wirkung zu erklären; die Unwissenschaftlichkeit war schon in der Zeit um den Ersten Weltkrieg bekannt und Gegenstand einer umfangreichen Widerlegungsliteratur. Mit schneidender Polemik spießte die bizarrsten Auswüchse der Soziologe Friedrich Hertz auf, der 1933 seinen Lehrstuhl an der Universität Halle aufgrund jüdischer Abstammung verlor. Ihm schien es, die Theorien suchten »den Wert oder Unwert der Völker ‚wissenschaftlich‘ zu begründen, wobei ja das Resultat freilich immer von vornherein feststeht, nämlich die Verherrlichung der eigenen Rasse«.²²³ Den Erfolg vermochte das Aufzeigen der Widersprüche nicht zu verhindern, und bereits einer der frühesten Hitler-Biografen wies darauf hin, es komme nicht auf den Wahrheitsgehalt einer Lehre an, sondern auf die »politische Kraft, die sie auslöst«.²²⁴ Die von Hertz und anderen geäußerte Kritik an mangelnder Wissenschaftlichkeit ging meist selbst von einem positivistischen Wissenschaftsverständnis und Absolutheitsanspruch aus, während hier Ansätzen gefolgt wird, die »Rassenforschung mit ihrem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit als ein soziales Phänomen in historischem Kontext« nachzeichnet.²²⁵ Eine bloß auf Widerlegung der Annahmen ausgerichtete Aufarbeitung wird dem Gegenstand nicht gerecht, denn die Theorien sind als eine Weltanschauung zu begreifen, die nicht verifizierbar ist.²²⁶

Als ein Erfolgsrezept modischer Gesellschaftstheorien hatte in anderem Zusammenhang bereits Johann Wolfgang von Goethe erkannt, man brauche »nur etwas aussprechen, was dem Eigendünkel und der Bequemlichkeit schmeichelt, um eines

²²² Uwe Hossfeld, »Kopf, Schädel und Rassenkunde«, in: *Schädelkult. Kopf und Schädel in der Kulturgeschichte des Menschen*, hg. von Alfried Wieczorek und Wilfried Rosendahl, Regensburg 2011, S. 309–317, hier S. 313.

²²³ Friedrich Hertz, *Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien*, Leipzig 1915, S. 4. Eine erste Fassung war erschienen als: *Moderne Rassentheorien. Kritische Essays*, Wien 1904.

²²⁴ Konrad Heiden, *Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie*, Zürich 1936, S. 96.

²²⁵ Stefan Kühl, »Die soziale Konstruktion von Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit in der internationalen eugenischen Bewegung«, in: *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften*, hg. von Heidrun Kaupen-Haas und Christian Saller, Frankfurt am Main und New York 1999, S. 111–121, hier S. 112.

²²⁶ Etzemüller, *Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen*, S. 10.

großen Anhanges in der mittelmäßigen Menge gewiß zu sein«.²²⁷ Das Netz aus Ideen kursierte zwischen vielen Deutschen, weil es ihr Bedürfnis nach Selbsterhöhung in einer Weise abdeckte, dass sie darin etwas Sinnhaftes zu erkennen glaubten. Der zionistische Arzt Max Besser ironisierte daher 1911, das »Edelrassentum« der Germanen sei eine »angeblich von der göttlichen Vorsehung patentierte Selbstüberhöhung«.²²⁸ Generell neigen Menschen dazu, Wege zu finden, um bereits existierende Einstellungen nachträglich theoretisch zu rechtfertigen. Für den Historiker Christian Geulen bringen sich Praxis und Ideologie des Rassismus oft gegenseitig hervor: Nicht selten waren es die Praktiken der Massenversklavung, die eine nachträgliche Legitimierung in Form hierarchischer Naturordnungsmodelle nach sich zogen.²²⁹ Ohne dass es allen voll bewusst gewesen sein muss, leiteten die Überzeugungen die Wahl der Forschungsgegenstände und der Methoden, die von vornherein darauf angelegt waren, um zu einem bestimmten Ergebnis zu kommen. In paradigmatischer Weise hielt Reinhold Zimmermann, der von der Reichsschrifttumskammer als »Fachschriftsteller für Musik und Rassenkunde« geführt wurde, die »Grundanschauung von der Rasse als zeugender Kraft aller Kultur« für »richtig und unabänderlich«. Aus seiner Perspektive hatte die Musikforschung lediglich noch zu klären, wie sich dies für den Bereich der Musik beweisen lasse.²³⁰ Trotz aller Beteuerungen, man würde ergebnisoffene Wissenschaft betreiben, sind auch die musikhistorischen Texte als ein System von Glaubenssätzen zu verstehen. Offener als namhafte Fachvertreter räumte der Musikschriftsteller Otto Schumann 1940 ein, dass sich anhand des Überlieferten eine hochstehende altgermanische Musikkultur, der man als Ausweis nordischer Überlegenheit bedurfte, nicht zweifelsfrei beweisen lasse. Er nehme sich aber »das Recht, dennoch daran zu glauben«, weil er »die Urgermanen für Träger einer ungewöhnlich großartigen Kultur« halte.²³¹

Die deutschen Rassentheorien waren auf das Engste verbunden mit der Begeisterung für die alten Germanen. Bei diesen ging es nur vordergründig um die Vorgeschichte, denn eigentlich war die Gegenwart gemeint. Es handelte sich um einen Identitätsdiskurs, der einem Teil der Deutschen dazu diente, ihren Platz und den des deutschen Volks innerhalb der Welt zu bestimmen. Im 1871 mit dem deutschen Kaiserreich entstandenen Nationalstaat herrschte ein erheblicher Bedarf an Identifikationsmodellen, wofür das zeitlich ferne und einigermaßen unbestimmte Germanentum vielfältige Möglichkeiten zur Inszenierung einer integrierenden Abstam-

²²⁷ Johann Peter Eckermann, *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832*, Band 2, Leipzig 1837, S. 326.

²²⁸ Max Besser, *Die Juden in der modernen Rassentheorie*, Köln und Leipzig 1911, S. 18.

²²⁹ Christian Geulen, *Geschichte des Rassismus*, München 2007, S. 40f.

²³⁰ Zimmermann, »Rasse und Musik-Forschung, wie sie nicht sein soll«, S. 247.

²³¹ Otto Schumann, *Geschichte der Deutschen Musik*, Leipzig 1940, S. 18.

mungsgemeinschaft bot.²³² Die Unschärfen der Überlieferung ließen Raum für mannigfaltige Projektionen, sodass die eigentliche Rolle der Germanen darin zu sehen ist, »die Garderobe zu liefern für völkische und soziale Ideologien, Mythen und Heilslehrnen«.²³³ Die Germanenbegeisterung vermischt sich mit Ideen über den »arischen« Ursprung von Hochkultur, von der man zeitweise annahm, dass sie aus Asien gekommen war. Der Historiker Paul Münch konstatiert daher, die Geschichte der eng aufeinander bezogenen Germanen-, Indogermanen- und Ariertheorien ist »höchst verwickelt, irrational und voll von Widersprüchen«.²³⁴

Vor dem Hintergrund einer als Wissenschaft maskierten Ideologie wird die Fülle an terminologischen Unschärfen verständlich, denn vage gehaltene Begriffe widersprechen zwar den Geboten von Wissenschaftlichkeit, aber sie lassen sich flexibel an wechselnde Diskursinteressen anpassen. Die zahlreichen Vagheiten rührten nicht zuletzt daher, dass Begriffe aus unterschiedlichen Wissenschaftsbereichen von der Biologie über die Linguistik bis zur Geschichtswissenschaft übernommen wurden, ohne sie in Hinblick auf den eigenen Gegenstand zu definieren. Bei aller Unschärfe war aber bereits um 1900 offensichtlich, dass die im politischen Kontext übliche Verwendung für natürlich zustande gekommene Populationen eigentlich falsch war, denn in der Zoologie bezeichnen »Rassen« nur die Haus- und Nutztiere. Tatsächlich war die wahnhafte Idee, man könne auch den Menschen auf reine »Rassen« hin »züchten«, an der Nutztierhaltung geformt; mit Heinrich Himmler und R. Walter Darré hatten zwei der Wortführer innerhalb des Nationalsozialismus ein landwirtschaftliches Studium absolviert. Houston S. Chamberlain hatte seine Ideen unter anderem am Beispiel englischer Vollblutpferde entwickelt,²³⁵ eine Affinität, die auch in Blumes Einschätzung aufscheint, der Komponist Dietrich Buxtehude sei »vermutlich nordischen Vollbluts«.²³⁶ Auch was man unter »Blut« verstand, an das die Fähigkeit zur Hochkultur gebunden sein sollte, war nicht immer klar definiert: Während einige ihm eine biologisch-stoffliche Qualität zuschrieben, der geistig-seelische Eigenschaften entsprachen, verstanden andere darunter mehr eine Geisteshaltung.²³⁷ »Arisch« meint im Sprachgebrauch rassistischer Ideologien bis heute (etwa bei den *Aryan Nations* in den USA) den germanisch-nordischen Typ mit blauen Augen und blonden Haaren;

²³² Rainer Kipper, *Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematisierung*, Göttingen 2002, S. 16.

²³³ Klaus von See, *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*, Heidelberg 1994, S. 29.

²³⁴ Paul Münch, »Italiener – Volkscharakter und Rassetyp«, in: *Das Bild der italienischen Oper in Deutschland*, hg. von Sebastian Werr und Daniel Brandenburg, Münster 2004, S. 21–47, hier S. 38.

²³⁵ See, *Barbar, Germane, Arier*, S. 16.

²³⁶ Blume, *Das Rasseproblem in der Musik*, S. 66.

²³⁷ Stefan Breuer, *Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt 2001, S. 47f.

in der vergleichenden Sprachwissenschaft, aus der der Begriff stammte, bezeichnet er die Sprecher indoarischer Sprachen, darunter die Roma, die bekanntlich im »Dritten Reich« verfolgt und vielfach ermordet wurden. Begrifflich problematisch ist auch die Dichotomie von »arisch« bzw. »semitisch«, die im Nationalsozialismus über Leben und Tod entschied. Sie hatte allerdings nur beschränkte Bedeutung für wissenschaftliche Texte, was sich dadurch erklärt, dass es sich um politische Kampfbegriffe handelte, die von der Rassenforschung um 1930 als zu ungenau abgelehnt wurden. Dort bestand Konsens, dass sie nicht geeignet seien, biologisch abgrenzbare »Rassen« zu beschreiben, wobei die terminologischen Bedenken nichts an der Diskriminierung änderten.²³⁸ Wie um den im Nationalsozialismus nicht seltenen Gegensatz von Theorie und Praxis zu unterstreichen, betonte Hans F. K. Günther, es gebe keine »arische Rasse«, wenngleich bestimmte Völker arische, also indogermanische Sprachen sprechen, und auch keine »semitische Rasse«, sondern »verschiedene, rassisch sich voneinander unterscheidende Völker semitischer Sprache«.²³⁹

Zum zentralen Begriff von Günthers Theorien wurde die »nordische Rasse«, deren Einführung damit begründet wurde, es sei notwendig, deutlich zu machen, dass »Völker, in denen das nordische Blut längst versiegt ist, sehr wohl noch eine indogermanische Sprache sprechen können«.²⁴⁰ Im allgemeinen Sprachgebrauch wurden »germanisch« und »nordisch« häufig synonym verwendet, aus rassentheoretischer Perspektive verwiesen sie jedoch auf unterschiedliche Zielsetzungen: Während sich das ältere »germanisch« eher auf die Vergangenheit bezog, verwies das seit den 1920er Jahren zunehmend politisierte »nordisch« auf Konstellationen der gegenwärtigen und zukünftigen Gesellschaft.²⁴¹ Der Begriff war mit konkreten bevölkerungspolitischen Maßnahmen verbunden: Da man die Kulturhöhe eines Volks auf den Anteil an nordischem Blut zurückführte, schien »Entnordung« zum sicheren Niedergang zu führen. Den Untergang könne man nur abwenden, »wenn das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich, kinderreich und führend werden«.²⁴²

²³⁸ In der Gesetzgebung wurden die Begriffe durch Synonyme wie »deutschblütig« ersetzt.

²³⁹ Hans F. K. Günther, *Der nordische Gedanke unter den Deutschen*, München 1927, S. 38.

²⁴⁰ R. Walter Darré, *Neuadel aus Blut und Boden*, München 1930, S. 189.

²⁴¹ Jón Leifs, »Isländische Volksmusik und germanische Empfindungsart«, in: *Die Musik* XVI/1 (1923), S. 43–52, hier S. 44.

²⁴² Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, S. 462–464.

Biologische Unterschiede

Identität und Ausgrenzung

Die Konstruktion des Eigenen und die Ausgrenzung des Fremden sind meist eng verbunden. Schon das als Vorläufer des modernen Rassismus geltende juristische Konstrukt der »limpieza de sangre« (Reinheit des Blutes) diente der Identitätsbildung durch Ausschluss einer bestimmten Gruppe. Nach dem Fall des Emirats von Grenada, des letzten muslimischen Herrschaftsbereichs auf der iberischen Halbinsel, ordneten Isabella I. von Kastilien und Ferdinand II. von Aragon 1492 mit dem *Alhambra-Edikt* die Vertreibung bzw. Zwangsbekehrung aller spanischen Juden an. Aus der Unterstellung, die im Land verbliebenen Konvertiten täuschten den katholischen Glauben nur vor, resultierte die systematische Suche nach ethnischen Juden, die jahrhundertelang von hohen Ämtern und wichtigen Institutionen ausgeschlossen wurden. Das Streben, die Alt- von den Neuchristen zu unterscheiden, bewirkte eine Hinwendung zu genealogischem Denken, die die Abstammung in den Mittelpunkt rückte.²⁴³

Seit dem 18. Jahrhundert fand das Konzept der »Rasse« zunehmend Verbreitung, was sich in die wissenschaftlichen Bestrebungen einordnet, die Lebewesen in Arten, Gattungen und Familien zu ordnen. Der Aufschwung in der Zeit der Aufklärung lässt sich damit erklären, dass sie in einer Epoche, in der die alten Zugehörigkeiten verschwanden, eine neue rational-wissenschaftliche Ordnung bereitstellten.²⁴⁴ Immanuel Kant widmete sich in mehreren Abhandlungen der Kategorisierung der Menschen, die er in vier Gruppen einteilte.²⁴⁵ Damit ordnete er sich damals modernen Bestrebungen ein, denn schon 1740 hatte der schwedische Naturforscher Carl von Linné den Menschen in vier Arten eingeteilt: »Der Europäer weißlich«, »Der Americaner rötlich«, »Der Asiate gelblich« und »Der Africaner schwarz«.²⁴⁶ Der Anatom Johann Friedrich Blumenbach, dessen Bezeichnung »kaukasisch« für Europäer in den USA bis heute gebräuchlich ist, unterschied zwischen fünf »Varietäten« der Menschen, die er, anders als spätere Autoren, als von gemeinsamer Abstammung einschätzte. Stärker wertend als Blumenbach ging sein Göttinger Kollege Christoph

²⁴³ Max Sebastián Hering Torres, *Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2006, S. 34.

²⁴⁴ Geulen, *Geschichte des Rassismus*, S. 48.

²⁴⁵ Zum »Rassen«-Begriff Kants vgl. Gudrun Hentges, »Die Erfindung der ›Rasse‹ um 1800 – Klima, Säfte und Phlogiston in der Rassentheorie Immanuel Kants«, in: *Colors 1800/1900/2000 – Signs of Ethnic Difference*, hg. von Birgit Tautz, Amsterdam und New York 2004, S. 47–66.

²⁴⁶ Carl von Linné, *Systema Naturae. Sive Regna Tria Naturae Systematice Proposita Per Classes, Ordines, Genera Et Species*, Halle ³1740, S. 44.

Meiners vor, wenn er 1811 die hellen als die »schönen« und die dunklen als die »hässlichen« Völker bezeichnete und forderte, »daß die schönsten Länder und Inseln [...] von den Barbaren, welche sie bisher verwüsteten, mögen gesäubert, und daß beyde von besseren Menschen mögen beherrscht und besetzt werden«.²⁴⁷ Die Einteilung des Menschen in Gruppen, die sich hierarchisieren lassen, nahm im Laufe des 19. Jahrhunderts globale Dimensionen an. Für den Historiker Jürgen Osterhammel war die Vorstellung, die Menschheit sei in »Rassen« unterteilt, denen unterschiedliche Fähigkeiten – und damit auch Rechte – zukamen, ein »Grundelement des kollektiven Imaginären in den Gesellschaften des Westens«.²⁴⁸ Als Gegenposition etablierte sich die Milieutheorie, die die Bedeutung genetischer bzw. stammesgeschichtlicher Anlagen verneint und die individuelle Entwicklung des Menschen ausschließlich durch Prägungen seiner Lebensumwelt begründet.

Kollektivcharakterisierungen von Völkern, die die kulturellen Eigenheiten in den Blick nehmen, finden sich bereits in der Antike; sie erlebten eine Renaissance in der Frühen Neuzeit. Ein Raster scheinbar stabiler »Volksnaturen« diente dazu, die Fülle an kulturellen Unterschieden zu bewältigen. Der Historiker Paul Münch hält als Ergebnis der noch keineswegs zu abschließenden Ergebnissen gekommenen Stereotypenforschung fest, dass die etwa durch den Kollektivsingular »der Italiener« beschriebenen Charakterisierungen keine überzeitlich gültigen Tatsachen darstellen, sondern historisch begründete Zuschreibungen reflektieren; sie seien eine schwer analysierbare Melange unterschiedlicher Traditionen und Erfahrungen. Sie können positiv oder negativ instrumentalisiert werden, besitzen vielfach einen wahren Kern und erfüllen unverzichtbare Funktionen der Alltagsorientierung; zugleich begründen sie langlebige und manipulierbare Vorurteilmuster zwischen sozialen und politischen Gruppierungen.²⁴⁹ Neu waren jedoch die im 19. Jahrhundert zunehmend biologistisch unterlegten Begründungen, denn die älteren Völkertypologien hatten auf die schon von Aristoteles formulierte Klimazonentheorie zurückgegriffen, die die somatische und psychische Diversität der Menschen durch ihre jeweilige Umgebung zu erklären schien.²⁵⁰

Das Klassifikationskonzept der »Rasse« schien die vielfältigen kulturellen Differenzen zwischen den Menschen unterschiedlicher Herkunft naturwissenschaftlich zu erklären. Der wissenschaftliche Charakter war aber nur scheinbar, denn als man versuchte, Gesellschaft und Kultur eine naturwissenschaftliche Grundlage zu geben, wurden entscheidende Fragen dogmatisch entschieden. Nicht beweisbar waren die

²⁴⁷ Christoph Meiners, *Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen*, Band 1, Tübingen 1811, S. 12, 479.

²⁴⁸ Jürgen Osterhammel, *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2013, S. 1214.

²⁴⁹ Münch, »Italiener« – Volkscharakter und Rassentyp«, S. 22.

²⁵⁰ Ebd., S. 26f.

zentralen Annahmen, es habe dereinst reine »Rassen« gegeben und ihre Vermischung habe einen negativen Einfluss auf die Kultur.²⁵¹ Trotz des Anspruchs enthielten die Ansätze von Beginn an wertende Komponenten, was nicht das triviale Benennen offensichtlicher äußerlicher Unterschiede wie die Haar- und Augenfarbe meint; diffamierend war die mit dem Äußeren verknüpfte Zuschreibung angeblich unveränderlicher geistig-seelischer Eigenschaften. Für den Arzt und Anthropologen Ludwig Woltmann verhinderte 1907 allein Unwissenheit, dass diese Verbindung allgemein anerkannt werde. Wohl sträube sich »das Vorurteil dagegen, daß die geistige Kraft und geistige Freiheit durch Knochenbau, Hautfarbe und Gehirnmasse bedingt sein soll. Und doch ist es ein Gesetz der organischen Schöpfung.«²⁵²

Die biologistischen Begründungen der verschiedenen Ausformungen von Kultur erreichten auch die Musik. Mit Frank Hentschel lassen sich die Zusammenhänge von Musik und ihren Trägergruppen in drei Interpretationsschritten ordnen: Man kann stilgeschichtliche Einheiten konstruieren, deren Ausdehnung von Komponisten bestimmt wird und die sich in Schulen abgrenzen lassen. Problematischer ist es dann, wenn diese Einheiten kausal mit übergeordneten kulturellen Einheiten verknüpft werden; etwa einer Stadt oder einer Nation. Der solcherart konstruierte Zusammenhang wird essentialisiert, indem der musikalische Stil als naturwüchsiges Produkt der herausgegriffenen ethnisch gedachten Einheit betrachtet wird.²⁵³ Dies musste nicht unbedingt nationalistisch gedacht sein, und Hermann Abert schien es 1925, der Charakter Ludwig van Beethovens sei durch seine »merkwürdige Blutmischung« bedingt. Vom Flämischen des Großvaters »röhrt der ernste, in sich gekehrte und vor allem zähe Grundzug seines Wesens. Von mütterlicher Seite her aber war Beethoven Rheinländer, zwar gewiß kein solcher, wie ihn sich der Durchschnittsmensch von heute vorstellt, leichtlebig, betriebsam und vergnügungssüchtig, aber das rheinische Blut hat bei ihm doch die Schwere des Flämischen stark gemildert.«²⁵⁴ Sogar Vertreter der musikalischen Moderne griffen gelegentlich auf derartige Erklärungsmuster zurück, und Adolf Weissmann, der von den Nationalsozialisten als »Vorkämpfer des Kulturbolschewismus« diffamierte Vorsitzende der *Gesellschaft für Neue Musik*,²⁵⁵

²⁵¹ Günter Hartung, »Völkische Ideologie«, in: *Handbuch zur »Völkischen Bewegung« 1871–1918*, hg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht, München 1999, S. 22–41, hier S. 37.

²⁵² Ludwig Woltmann, *Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluss der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs*, Leipzig 1907, S. 8f.

²⁵³ Frank Hentschel, *Bürgerliche Ideologie und Musik. Politik der Musikgeschichtsschreibung in Deutschland 1776–1881*, Frankfurt am Main und New York 2006, S. 361.

²⁵⁴ Hermann Abert, »Zu Beethovens Persönlichkeit und Kunst«, in: *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* 32 (1925), S. 9–24, hier S. 13.

²⁵⁵ Hans Severus Ziegler, *Entartete Musik – Eine Abrechnung von Staatsrat Dr. H. S. Ziegler*, Düsseldorf o. J. [1938] S. 9.

sah die »italienische rassereine Melodie« im Niedergang begriffen; der musikalische Verismo drücke einen »rassischen Trieb zum Krassen, allzu Offenen« aus.²⁵⁶

Inneres und Äußeres

Wie viele seiner Zeitgenossen ging Fritz Bose davon aus, die »Einheit von Psyche und Physis in Gestalt einer ständigen Wechselwirkung des Seelischen auf das Leibliche und umgekehrt« sei eine Grunderkenntnis der modernen Biologie. Es sei unbestreitbar, dass es eine »Korrelation seelischer Merkmale mit bestimmten körperlichen, die Zugehörigkeit gewisser Formen des Erlebens, Gestaltens und Verhaltens zu bestimmten rassischen Phänotypen« gebe.²⁵⁷ Dass Menschen, die wegen gemeinsamer körperlicher Merkmale als zusammengehörig erscheinen, sich auch derselben kulturellen Praktiken bedienen, führt noch heute gelegentlich zum Fehlschluss, dass eine Kausalbeziehung zwischen der leiblich-seelischen Ausstattung eines Individuums und seinen kulturellen Äußerungen bestehe. Zu den wenigen, die damals widersprachen, gehörte der an der Columbia University lehrende Ethnologe Franz Boas, dessen Werke 1933 der Bücherverbrennung zum Opfer fielen. Er konstatierte einen grundlegenden Denkfehler, wenn »die geographische Verteilung verschiedener Kulturen, die mehr oder weniger mit der Verteilung der Volkstypen zusammenfällt, als ein geistiger Ausdruck der Typen aufgefaßt« werde. Der Zusammenhang sei nur scheinbar, »da dieselben Typen unter verschiedenen Verhältnissen auch verschiedenes Verhalten aufweisen, während verschiedene Typen unter gleichen Verhältnissen gleich reagieren«. Das Verhalten eines Volkes werde nicht wesentlich durch seine biologische Abstammung bestimmt, sondern durch seine kulturelle Tradition.²⁵⁸

Die Verbindung vom Inneren und Äußeren war ein zentrales Dogma der Rassenlehren, auch wenn von ihm abgewichen wurde, wenn sich die Resultate als inopportun erwiesen. Von der Beschaffenheit äußerer Merkmale wie der Farbe der Haut, der Augen und der Haare oder der Form des Schädels glaubte man auf die Seele und die intellektuellen Fähigkeiten schließen zu können. Aus diesem Grund ist es kennzeichnend für rassenkundliche Publikationen, dass sie reich bebildert sind mit Porträts als charakteristisch eingeschätzter Vertreter der »Rassen« oder bekannter historischer bzw. lebender Persönlichkeiten. Die Ideen waren so weit verbreitet, dass sie auch außerhalb dezidiert rassentheoretischer Texte aufgerufen wurden. 1939 glaubte Wil-

²⁵⁶ Adolf Weissmann, »Rasse und Nation in der Musik«, in: *25 Jahre Neue Musik. Jahrbuch 1926 der Universal-Edition*, hg. von Hans Heinsheimer und Paul Stefan, Wien u. a. 1926, S. 86–105, hier S. 90, 94.

²⁵⁷ Bose, »Klangstile als Rassenmerkmale«, S. 78f.

²⁵⁸ Franz Boas, *Rasse und Kultur*, Jena 1932, S. 15, 19.

helm Ehmann, der kurz darauf die Leitung des musikwissenschaftlichen Instituts der Universität Innsbruck übernahm, im Zusammenhang mit der Authentizitätsfrage eines bestimmten Porträts Johann Sebastian Bachs von dessen Aussehen auf den Charakter schließen zu können. Bachs »volles Gesicht von derb-gesunder Farbe, kleine Augenhöhlen, halbdeckende Lider, trotzdem lebhaftes blaues Auge, geschweifte, blonde Brauen, kräftige Nase mit herabgezogener Spalte [...], vorgeschoenes, faltiges Kinn« widerlegten ihm das Bild eines behäbigen bürgerlichen Stadtkantors. Dem Bildnis könne man »die straffe Energie arbeitsamer Selbst- und Weiterbildung« eines temperamentvollen Chorleiters entnehmen, seine »tägliche Treue beruflicher Kleinarbeit, die tiefesinnige Kenntnis pietistischer Seelengeheimnisse und die unnachgiebige Hartnäckigkeit steter Überzeugungskämpfe«.²⁵⁹

Obwohl schon in der Antike Vermutungen über die Zusammenhänge von äußerem und innerem Wesen des Menschen angestellt worden waren, setzte eine systematische Auseinandersetzung erst im späten 18. Jahrhundert ein. Der mit Johann Wolfgang von Goethe befreundete Schweizer Philosoph und Geistliche Johann Caspar Lavater legte in den *Physiognomischen Fragmenten zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe* (1775 bis 1778) dar, wie man unterschiedliche Charaktere anhand ihrer Gesichtszüge und Körperperformen erkennen könne: Die von ihm entwickelte Physiognomik sei »die Fertigkeit durch das Aeußerliche eines Menschen sein Inneres zu erkennen«.²⁶⁰ Hieran schloss die am Beginn des 19. Jahrhunderts vom Arzt Franz Joseph Gall begründete Phrenologie an, nach der die geistigen Anlagen an bestimmte Hirnteile gebunden sind. Mit einer Topografie der Gehirnregionen ordnete Gall ihnen intuitiv spezifische Eigenschaften und Fähigkeiten zu, wobei ihm ein Zufallsfund gelang, da das musikalische Gedächtnis nach neuen Befunden tatsächlich am Übergang vom vorderen Schläfenlappen zum Stirnhirnlappen zu finden ist.²⁶¹ Im Zusammenhang mit der Theorie steht der Diebstahl von Joseph Haydns Schädel, der im Auftrag von Josef Carl Rosenbaum erfolgte, dem ehemaligen Sekretär des Fürsten Esterhazy und Anhänger Galls, der die Annahmen überprüfen wollte. Im 19. Jahrhundert begann man sich anthropometrischer Methoden zu bedienen, um den Menschen exakt zu vermessen und hinsichtlich aller denkbaren äußereren Merkmale zu systematisieren. Bei diesen Klassifikationsversuchen waren die beteiligten Anthropologen nicht unvoreingenommen, sondern sie ließen sich wie alle Menschen von Alltagsvorstellungen leiten, die durch das sozio-kulturelle Umfeld

²⁵⁹ Wilhelm Ehmann, »Zu unserem Bach-Bild«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939/40), S. 43.

²⁶⁰ Johann Kaspar Lavater, *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe*, Band 1, Leipzig u. a. 1775, S. 13.

²⁶¹ Eckart Altenmüller, »Hirnphysiologische Korrelate musikalischer Begabung: Gibt es eine »Haydn-Windung?«, in: *Begabungsförderung und Begabungsforschung in der Musik*, hg. von Heiner Gembris, Berlin 2010, S. 81–97, hier S. 81f.

geprägt sind.²⁶² Die Schädelform, zu deren Erfassung die Kraniotomie ausdifferenzierte Messverfahren bereitstellte, schien auch Aufschluss über die »Rassenzugehörigkeit« von Bevölkerungsgruppen zu geben. Dabei fanden die Untersuchungen meist in Kontexten statt, die durch hierarchische Verhältnisse und Machtgefälle charakterisiert sind wie das Militär, die Psychiatrie und Internierungslager.²⁶³

Die Schädelforschung, der Vorläufer der Hirnforschung, entwickelte sich im 19. Jahrhundert zu einer Modedisziplin. Man ging davon aus, dass der Schädel das Gehirn so umhülle, dass man von seiner Form auf die Größe und Form des Gehirns schließen könne. Anhand der äußeren Beschaffenheit des Gehirns glaubte man wiederum den Charakter und die intellektuellen Fähigkeiten eines Menschen erklären zu können, die durch die Größe der verschiedenen Gehirnareale und deren Proportionen zueinander bedingt seien. Der schwedische Naturforscher Anders Adolf Retzius hatte um 1845 den Begriff des Schädelindex eingeführt, wobei er glaubte zeigen zu können, dass die »langschädligen« Völker den »kurzschädligen« geistig überlegen seien.²⁶⁴ Verbreitet war die Unterscheidung zwischen den zum Herrschen geborenen Dolichocephalen (Langschädeln), die für den germanisch-nordischen Menschen als charakteristisch galten, und den nur als Untergabe verwendbaren Brachycephalen (Rundschädeln), die asiatischen Völkern und den ihnen als verwandt angesehenen Slawen und den Kelten zugeschrieben wurden. Die Annahmen wurden im späten 19. Jahrhundert mit Statistiken untermauert, die u. a. Zusammenhänge zwischen Kopfform und Steueraufkommen herzustellen versuchten. Das Thema nahm in der völkischen und nationalsozialistischen Ideologie so breiten Raum ein, dass Bertolt Brecht sich ihm mit dem »antifaschistischen Greulmärchen« *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe oder Reich und reich gesellt sich gern* widmete. Dort unterteilt er die Bevölkerung in Tschuchen (Rundköpfe) und Tschichen (Spitzköpfe), wobei Letztere als Sündenböcke für die Krise des Landes herhalten müssen. Die Parabel wurde 1936 mit Musik von Hanns Eisler in Kopenhagen uraufgeführt, nachdem Brecht zuvor auch bei Kurt Weill angefragt hatte, der allerdings aus dem Stoff eine Operette machen wollte.²⁶⁵

-
- ²⁶² Ulrich Kattmann, »Warum und mit welcher Wirkung klassifizieren Wissenschaftler Menschen?«, in: *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften*, hg. von Heidrun Kaupen-Haas und Christian Saller, Frankfurt am Main und New York 1999, S. 65–83, hier S. 72f. Dazu auch: Stephen Jay Gould, *Der falsche vermessene Mensch*, Frankfurt am Main 1983.
- ²⁶³ Pascal Germann, *Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz 1900–1970*, Göttingen 2016, S. 10.
- ²⁶⁴ Léon Poliakov, *Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus*, Wien u. a. 1977, S. 306.
- ²⁶⁵ Friederike Wißmann, *Hanns Eisler. Komponist, Weltbürger, Revolutionär*, München 2012, S. 92f.

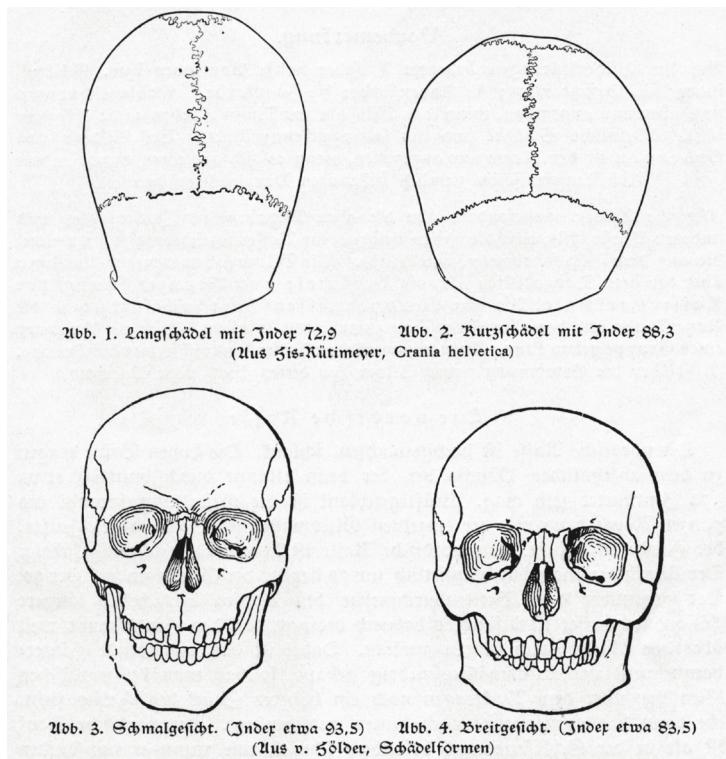


Abb. 1: Dolichocephale und brachycephale Schädelform

Als problematisch erwies sich, dass die Schädelform bedeutender historischer Persönlichkeiten, auf die man sich sonst gerne berief, der These langschädliger Überlegenheit widersprach. »Bismarck, Luther, Laplace, Napoleon, Pascal, Raphael, Beethoven, Haydn, Schubert sind einige Beispiele von Rundköpfen, ja es scheint gerade die extreme Form der Rundköpfigkeit [...] unter ihnen sehr häufig zu sein«, spottete Friedrich Hertz. »Schade um diese Leute! Was hätten sie erst leisten können, wenn sie lange Schädel gehabt hätten!«²⁶⁶ Statt die Annahme zu hinterfragen, führten vereinzelte Versuche, den scheinbaren Makel idolisierter Persönlichkeiten zu korrigieren, zu kuriosen Auswüchsen. Walter Rauschenberger, der Direktor der Senckenbergischen Bibliothek in Frankfurt, glaubte anhand der in Wahnfried erhaltenen Hüte Richard Wagners nachweisen zu können, dass dessen Schädel länglicher gewesen sei, als es auf den erhaltenen Porträts scheine; er sei daher keineswegs als Rundkopf

²⁶⁶ Hertz, *Rasse und Kultur*, S. 82.

zu verstehen.²⁶⁷ Einer breiten Anwendung in der Musikwissenschaft stand entgegen, dass nur wenige Schädel relevanter Persönlichkeiten erhalten sind, deren Authentizität überdies meist zweifelhaft ist. Die vermuteten Zusammenhänge von Kopfform und musikalischer Ausstattung des Menschen finden sich in einer Arbeit des parteinahen Musikforschers Fritz Metzler, der die platte Gleichsetzung »nordisch = langer Schädel« als unzureichend ablehnte, sich aber in neue Spekulationen verstrickte. Er versuchte gewisse Analogien von europäischer und außereuropäischer Musik durch biologische Gemeinsamkeiten zu erklären, indem er »Zusammenhänge zwischen europäischer Langschädlichkeit und melodischem System (Kirchentöne) einerseits und europäischer Kurzschädlichkeit und harmonischem System (vorwiegend Dur) andererseits« konstatierte.²⁶⁸ So gezwungen dies erscheint; der These schloss sich wenig später der Volksliedforscher Adolf Seifert an, der mit Hinweis auf Metzler behauptete, die Verwendung von Dur deute auf die als kurzköpfig geltende dinarische »Rasse« hin, die im süddeutschen Raum stark vertreten sei.²⁶⁹

Gesund und »entartet«

Ein anderer Aspekt der zunehmend biologistischen Sichtweise war die im späten 19. Jahrhundert beginnende Pathologisierung unerwünschter künstlerischer Strömungen. Ursprünglich bezeichnete das verbreitete Schlagwort »entartet« in der Medizin eine krankhafte, die gesundheitliche Funktion des Körpers beeinträchtigende Veränderung (etwa bei Krebserkrankungen). Im Nationalsozialismus war es verbreitet, unerwünschte Kunst als »krank« zu brandmarken. In besonders abstoßender Weise brachte dies der NS-Politiker und Kunstdenktheoretiker Paul Schultze-Naumburg zum Ausdruck, der in seiner Schrift *Kunst und Rasse* (1928) expressionistischen Kunstwerken die Fotografien von geistig und körperlich Behinderten gegenüberstellte. Ohne dass genau definiert wurde, nach welchen Kriterien über die Zugehörigkeit zur »entarteten Kunst« entschieden wurde, waren es meist jüdische Künstler, die zur Zielscheibe der Diffamierung wurden. Der Weimarer Generalintendant Hans Severus Ziegler, der Initiator der Ausstellung *Entartete Musik*, gab vor zu erschaudern, wenn er bedenke, »dass wir uns Dichtung, Musik und Bildnisse von einem Fremdvolk haben schenken lassen, von dem wir ganz genau wissen, daß es allezeit einen

²⁶⁷ Walter Rauschenberger, »Richard Wagners Abstammung und Rassenmerkmale«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 14 (1937), S. 161–171.

²⁶⁸ Fritz Metzler, »Dur, Moll und ›Kirchentöne‹ als musikalischer Rassenausdruck«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 1–27, hier S. 19ff.

²⁶⁹ Adolf Seifert, *Volkslied und Rasse. Ein Beitrag zur Rassenkunde*, Reichenberg und Berlin ²1943, S. 19f.

infernalischen Haß gegen alles Germanische gehegt« habe.²⁷⁰ Ziegler war kein Musikwissenschaftler, aber ihm hatte Otto zur Nedden zugearbeitet, der am von ihm geleiteten Deutschen Theater als Chefdramaturg tätig war.²⁷¹ Wenig überraschend rief auch Karl Blessinger Kategorien aus der Medizin auf – bezeichnenderweise in der *Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärzte-Bunds* –, wenn er forderte, man müsse baldmöglichst die »jüdischen Infektion« aus dem Musikleben entfernen.²⁷² Äußerungen wie diese müssen im Zusammenhang mit der nationalsozialistischen Propaganda gesehen werden, die Juden mit Krankheitserregern und Parasiten in Verbindung zu bringen versuchte. Im antisemitischen Propaganda-Film *Der ewige Jude* (1940) werden sie durch geschickte Filmschnitte mit Ratten assoziiert, die alle Hindernisse überwinden, um Leid, Zerstörung und Krankheit zu bringen.

Dem Judentum wurde häufig in Anwendung antisemitischer Zerrbilder unterstellt, es trage den Keim zur Zerstörung in sich. Joachim Duckart, Hauptschulungsleiter des Rasse- und Siedlungshauptamts, behauptete, Ausdruck jüdischen »Rassengutes ist Zersetzung, Zerlegung der Einheit und deren Verzerrung in das Spiegelbild eigner innerer Zwiespältigkeiten«.²⁷³ Davon leitete man ab, dass die als »krank« verstandene Auflösung der musikalischen Formen durch die Moderne »rassisch« erklärbar sei. Blessinger glaubte eine »dem Juden« angeborene zerstörerische Wirkung für die Musik zu erkennen, denn schon im Altertum hätten sie »ihre verwinkelten Berechnungen als wertvollen Fortschritt gegenüber der Einfachheit der arischen Systeme« hingestellt. Dies finde »eine absolut genaue Parallele in modernen jüdischen Praktiken, wie in den theoretischen Spekulationen der Schule des Juden Schönberg«.²⁷⁴ In abgeschwächter Form fanden sich derartige Diffamierungen auch bei etablierten Forschern wie Ernst Bücken, der die »Musikrichtungen vom Expressionismus und von der Atonalität bis zum Futurismus und zum Konstruktivismus« als krankhafte Erscheinungen ansah, die sich »in dem durch den verlorenen Krieg geschwächten Kulturorganismus leichter und schneller einrichten konnten, als im normalen Zustand«.²⁷⁵ Bei der Beschreibung der »kranken und entarteten Kunst«, die sich durch die »Ausnutzung der exotischen Rhythmen« auszeichne,²⁷⁶ schlug Bücken den Bogen zu Krankheitsbildern, die der Arzt Karl Ludwig Schleich beschrieben hatte. Schleich, der Erfinder der Lokalanästhesie, hatte die Hysterie als ein vielgestaltiges Krankheitsbild beschrieben, die durch den »Spuk zwischen normal und krank« geprägt

²⁷⁰ Ziegler, *Entartete Musik*, S. 12.

²⁷¹ John, »Deutsche Musikwissenschaft«, S. 263.

²⁷² Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis«, S. 677.

²⁷³ Joachim Duckart, »Grundsätzliches zur nationalsozialistischen Rassenpolitik«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 7–21, hier S. 17f.

²⁷⁴ Blessinger, *Rassenforschung und rassische Erkenntnis*, S. 675f.

²⁷⁵ Bücken, *Musik der Deutschen*, S. 294.

²⁷⁶ Ebd., S. 293.

sei.²⁷⁷ Wie bei einer Krankheit, von der man sich heilen könne, prognostizierte Bücken den von Juden »künstlich zu Zeitereignissen aufgeputschten Musikströmungen«, bei der der »Mischling Franz Schreker von seinem Rassengenossen Paul Becker« emporgehoben wurde, keine lange Dauer. Ihre »Lebenskraft war lange schon dahin, bevor ihre letzten Reste durch den deutschen Umsturz hinweggefegt« worden seien, worunter er die Schaffung des »Dritten Reichs« verstand.²⁷⁸

Ursprünglich zielte die Pathologisierung von Kunst als »entartet« auf die modernen Lebensbedingungen, die dem natürlichen Wesen des Menschen nicht gemäß seien und gesundheitliche Störungen hervorriefen. Der aufklärerische Schriftsteller Johann Wilhelm von Archenholz hatte bereits 1790 eine allgemeine Verfeinerung der Sitten konstatiert, aber geklagt, »nie gab es mehr kränkelnde, verzärtelte, entnervte Menschen«.²⁷⁹ Dies etablierte sich in der Medizin, und der Psychiater Bénédict Augustin Morel vermutete 1857, dass es durch innere und äußere Auslöser zu krankhaften »Entartungen« komme, worunter er Abweichungen von einem von Gott geschaffenen Normalzustand verstand; diese seien vererblich, weshalb sich der physische und psychische Zustand der betroffenen Individuen von Generation zu Generation verschlechtere.²⁸⁰ Der entscheidende Popularisator der Kunstdeutung in psychiatrischen Kategorien war der Schriftsteller und Arzt Max Nordau (eigentlich Maximilian Südfeld), der neben Theodor Herzl das bekannteste Gesicht des Zionismus war. Ihm ging es nicht um Rassenfragen, sondern um Kultur- und Zivilisationskritik, denn in *Entartung* (1892) machte er die modernen Lebensbedingungen für zur »Entartung« führende nervliche Überlastung verantwortlich. Die »Entarteten« seien nicht zwangsläufig klinisch Geisteskranke, sondern auch Künstler, die mit Feder und Pinsel die Triebe befriedigten, für die der Mörder das Messer gebrauchte.²⁸¹ Als Exempel dienten ihm unter anderem Leo Tolstoi, Émile Zola, Henrik Ibsen, Friedrich Nietzsche und vor allem Richard Wagner, der allein mehr Degeneration aufweise als alle anderen zusammen. Sein Verfolgungswahn äußere sich darin, dass er glaube, die Juden hätten sich gegen ihn verschworen, und der Größenwahn sei offenkundig.²⁸² Der Unsinn in seinen Schriften verweise auf seine anormale Geistestätigkeit wie seiner Anhänger, die behaupteten, die »Aneinanderreihung auf Gerathewohl zusammengeschobener Worte« zu verstehen; im psychiatrischen Sinne krankhaft seien die Erotik und das

²⁷⁷ Karl Ludwig Schleich, *Vom Schaltwerk der Gedanken. Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele*, Berlin ²1928, S. 249.

²⁷⁸ Bücken, *Musik der Deutschen*, S. 294–296.

²⁷⁹ Johann Wilhelm von Archenholz, »Bemerkungen über die Sittenveränderungen in Europa«, in: *Berlinische Monatsschrift* 15 (1790), S. 66–71, hier S. 70.

²⁸⁰ Volker Roelcke, *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*, Frankfurt am Main und New York 1999, S. 85f.

²⁸¹ Max Nordau, *Entartung*, hg. u. komm. von Karin Tebben, Berlin und Boston 2013, S. 7.

²⁸² Ebd., S. 174f.

Erlösungsmotiv, das einen religiösen Wahn zeige.²⁸³ Die hypnotischen Wirkungen der Musik und die unendliche Melodie spiegelten eine krankhafte Geistesverfasstheit wider, die dem mentalen Zustand seiner Anhänger entgegenkomme, denn eine klare Melodie widersetze sich der »Gedankenflucht hirnschwacher Entarteter«.²⁸⁴ Die Thesen fanden Zustimmung, stießen aber auch auf Widerspruch, und Karl Kraus fragte: »Ist Beethoven ein Entarteter und ein Bierphilister die ideale Norm?«²⁸⁵

Das Gegenbild zur »kranken« Moderne war die als »gesund« apostrophierte germanisch-nordische Musik. War die verabscheute jüdische Avantgarde durch Atonalität geprägt, so ergab sich daraus die Annahme, eine eigene nordische Musik müsse den als »natürlich« verstandenen Prinzipien tonaler Geschlossenheit folgen. Feldforschung auf Island, wo man sie wegen der entlegenen Lage weitgehend unverfälscht zu finden hoffte, zeigte jedoch, dass die dortige Volksmusik nur eingeschränkt den harmonischen Gesetzen der mitteleuropäischen Musik gehorchte. Beim Versuch, sie den Kirchentonarten zuzuordnen, zeigten sich Beispiele für die »ganz eigenen tonalen Verhältnisse der isländischen Melodien«, sodass es schien, für einen »modernen Enharmoniker würde sich hier ein reiches Feld ›passender‹ Beschäftigung eröffnen«.²⁸⁶ Die umfassendste Definition des Nordischen in der Musik stammte vom isländischen Komponisten Jón Leifs (eigentlich Thorleifson), für den es die Leitkategorie seines Schaffens war. Er war 1916 zum Studium nach Deutschland gekommen und lebte dort auch nach 1933.²⁸⁷ Er verwies auf den norwegischen Komponisten und Musikethnologen Erik Eggen, der nachzuweisen versuchte, dass die nordische Tonalität aus anderen Intervallen bestehe als im sonstigen Europa.²⁸⁸ Mit Blick auf die von ihm beobachtete Verwendung von Dreivierteltönen ging Leifs sogar so weit, die mitteleuropäischen Intervalle als »unnordisch« zu bezeichnen. Wenn man sich die Geschichte anschau, zeige sich, »wie sich der wurzelfeste Nordländer gegen die von Süden kommenden Orgeln der Kirche und die Einführung des temperierten Systems der ›Kunstmusik‹ hartnäckig wehrte«.²⁸⁹

Als Inbegriff des Gesunden galt im Nationalsozialismus die traditionelle, auf das alte Germanentum zurückgehende bäuerliche Gemeinschaft. Seit dem 18. Jahrhundert

²⁸³ Ebd., S. 179f., 183, 186.

²⁸⁴ Ebd., S. 211.

²⁸⁵ Zitiert nach Schmitz-Berning, *Vokabular des Nationalsozialismus*, S. 186.

²⁸⁶ Angul Hammerich, »Studien über Isländische Musik«, in: *Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft* 1 (1900), S. 341–371, hier S. 348.

²⁸⁷ Obwohl sich Leifs an Propagandaaktivitäten beteiligte, fügte er sich nicht bruchlos in das Raster eines Nationalsozialisten. 1944 reiste er wegen zunehmender Repressionen aufgrund seiner Ehe mit der jüdischen Pianistin Annie Riethof nach Schweden aus. Jon Carron, *Jón Leifs (1899–1968)*, Brou-sur-Chantereine 1999, S. 25, 39.

²⁸⁸ Leifs, »Isländische Volksmusik und germanische Empfindungsart«, S. 46.

²⁸⁹ Jón Leifs, »Nationalmusik und Germanentum«, in: *Deutsches Musikjahrbuch* 3/4 (1924/25), S. 11–21, hier S. 18.

war die Historie Teil einer philosophischen und poetischen Kritik am Bestehenden, dem vermeintlich ursprünglichere und reinere Lebensformen entgegengestellt wurden.²⁹⁰ Die völkische Bewegung war nicht allein Sammlungsbewegung für antisemitischen Nationalismus, sondern auch für Natur- und Tierschutz und sie überschnitt sich mit der Lebensreformbewegung, die Körper- und Fitnesskult, Freikörperkultur, Anti-Alkoholismus, Sport an der frischen Luft und Naturheilkunde propagierte.²⁹¹ Dies setzte sich im Nationalsozialismus fort, wo sich Politiker wie Rudolf Heß und Heinrich Himmler nicht nur für die germanische Vorgeschichte begeisterten, sondern auch für biologisch hergestellte Lebensmittel, Homöopathie und Naturheilverfahren, die als »Neue deutsche Heilkunde« staatliche Unterstützung erfuhren.

In der Volkskunde dominierte schon vor 1933 die Vorstellung vom Dorf als einem Sozialgefüge, in dem die Individuen noch in einem Zustand ursprünglicher Geborgenheit existierten.²⁹² Im Gegensatz zur Vereinzelung in der Moderne sei man dort Teil einer Gemeinschaftskultur gewesen, für die es kaum handfeste Beweise gab, die der Nationalsozialismus aber wiederzubeleben hoffte. In der Vergangenheit, als die Rassen noch unvermischt vorlagen, habe die Kunst den Menschen entsprochen und ihm Orientierung gegeben. Exemplarisch verklärte der Freiburger Musikwissenschaftler Rudolf Sonner, Leiter der Abteilung Musik und Tanz im Reichsamt Feierabend der NS-Gemeinschaft *Kraft durch Freude*,²⁹³ die germanische Vorgeschichte zu einer idealen Zeit: »Die Menschheit jener Tage lebte noch in der ungebrochenen Einheit zwischen Ich und Welt, im vollkommenen Einklang mit der Natur, im Rhythmus ihrer großen Gezeiten.«²⁹⁴ Die Gemeinschaftsidee scheint auch bei Wilhelm Heinitz auf, der eine direkte Linie von der Musik der alten Germanen zu der des Nationalsozialismus zog, wenn er vermutete, dass das musikalische Erleben des Nordmenschen, »sein Fühlen für die Gemeinschaft«, noch heute wirke, »wenn wir einen Trupp von jungen Menschen nach einem Lied marschieren lassen«.²⁹⁵ Als musikalische Entsprechung dieser gesellschaftlichen Verhältnisse galt das Volkslied, wobei vorderhand zu klären war, in welchem Maße es über die Jahrhunderte hinweg zu seinem Nach-

²⁹⁰ Wolf-Daniel Hartwich, *Deutsche Mythologie. Die Erfindung einer nationalen Kunstreligion*, Berlin und Wien 2000, S. 9.

²⁹¹ Dazu allgemein: Bernd Wedemeyer-Kolwe, *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*, Darmstadt 2017.

²⁹² Gisela Probst-Effah, »Der Einfluß der nationalsozialistischen Rassenideologie auf die deutsche Volksliedforschung«, in: *Musikalische Volkskultur und die politische Macht*, hg. von Günther Noll, Essen 1994, S. 382–401, hier S. 387.

²⁹³ Klee, *Kulturlexikon*, S. 577

²⁹⁴ Rudolf Sonner, »Die Musik der alten Germanen«, in: *Die Musik* XXVIII/1 (Oktober 1935), S. 19–26, hier S. 19.

²⁹⁵ Wilhelm Heinitz, »Anfang und erste Entfaltung der nordischen Musik«, in: *Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker*, hg. von Hans Friedrich Blunck, Berlin 1937, S. 287–304, S. 290.

teil verändert worden war. Walter Wiora hoffte es in den deutschen Sprachinseln im Osten unverfälschter als im deutschen Kerngebiet finden zu können, weshalb er als Ziel seiner Habilitationsschrift *Die deutsche Volksliedweise im Osten* umriss, es solle beitragen zur »Aufhellung der dunklen Frühzeit und des altgermanischen Erbes in unserer Musik«.²⁹⁶ Trotz aller Unsicherheit hinsichtlich der Überlieferung definierte Adolf Seifert das alte Volkslied als ein Kulturgut, das »in Zeiten rassischer Gesundheit und somit schöpferischer Kraft eines Volkes von ihm in großer Fülle hervorgebracht wird und in ihm lebt«.²⁹⁷ Darin sah er einen krassen Gegensatz zur Musik der Gegenwart, die durch gesellschaftliche Fehlentwicklungen bestimmt sei. »In Zeiten der Zersetzung aber kann sich das Seichte, Oberflächliche, Artlose, ja Widernatürliche leichter durchsetzen, weil es keine Ansprüche an Zucht und Haltung des einzelnen stellt, ihm vielmehr eine willkommene Gelegenheit gibt, sich gehenzulassen und sich auszuleben.«²⁹⁸

Deutsche und Germanen

Identifikationsmodell

Die nationalsozialistischen Rassentheorien gründeten auf der vermeintlichen Überlegenheit des germanisch-nordischen Menschen. Am extremsten formulierte dies der Mediziner Hermann Gauch, der zeitweise Heinrich Himmlers Adjutant für Kultur- und Rassenfragen war. Für ihn war der nicht nordische Typ überhaupt kein richtiger Mensch, sondern nahm ähnlich den Menschenaffen eine Zwischenstellung zwischen dem nordischen Menschen und den Tieren ein.²⁹⁹ Die Überhöhung war eine ins Absurde gesteigerte Zuspitzung des deutschen Identifikationsmodells des Germanentums. Der Dichter Ulrich von Hutten hatte die Germanen bereits um 1500 mit den Deutschen gleichgesetzt und ihren Widerstand gegen die Römer für aktuelle Diskurse nutzbar gemacht, aber erst um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Gedanke der Identität von römerzeitlichen und zeitgenössischen Bewohnern Deutschlands allgemein akzeptiert.³⁰⁰ Die 1819 von Heinrich Friedrich Karl von und zum Stein gegründete »Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde« kanonisierte durch die Herausgabe der *Monumenta Germaniae Historica*, was als deutsche Geschichte zu

²⁹⁶ Walter Wiora, *Die deutsche Volksliedweise im Osten*, Wolfenbüttel und Berlin 1940, S. 2.

²⁹⁷ Seifert, *Volkslied und Rasse*, S. 10.

²⁹⁸ Ebd. S. 13f.

²⁹⁹ Hermann Gauch, *Neue Grundlagen der Rassenforschung*, Leipzig 1933, S. 77f.

³⁰⁰ Ingo Wiwiorra, *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts*, Darmstadt 2006, S. 56f.

geltend hatte. Dies definierte sie ausgesprochen expansiv, indem sie alle Germanisch sprechenden Völker vereinnahmte und sogar Texte edierte, die die germanischen Vandalen in Nordafrika behandelten.³⁰¹ Damit ging sie weit über das hinaus, was römische Autoren der frühen Kaiserzeit als Germanen bezeichnet hatten, die weder die Goten noch die Skandinavier dazu zählten.³⁰² Da das, was man bei Ausgrabungen in Deutschland fand, oft römischen oder keltischen Ursprungs war, borgte man sich Teile der nationalen Vergangenheit vom hohen Norden; altnordische Texte wie die Edda wurden nicht als Zeugnis einer spezifisch skandinavischen Mittelalterkultur gewertet, sondern in die deutsche Kulturtradition einverlebt.³⁰³ Die Vielzahl germanischer Stämme, die sich selbst nicht als eine Einheit verstanden hatten, wurde in Deutschland gemeinhin zu einer einzigen nordischen Kultur zusammengefasst, die Wilhelm Heinitz in so unterschiedlichen Texten repräsentiert sah wie »den Versen des angelsächsischen Beowulfliedes, der isländischen Eddalieder, des skandinavischen Helden- und Zauberklangs, [...] den Runen des finnischen Epos Kalewala«.³⁰⁴ Die Wirkung des gemeinschaftsstiftenden Symbolsystems hielt bis weit nach dem Zweiten Weltkrieg an, wie die bis in die späten 1960er Jahre reichende Beliebtheit germanischer Vornamen zeigt.

Zum Germanenbild trug auch der *Ring des Nibelungen* von Richard Wagner bei, zu dessen Anschlussfähigkeit neben der heroischen Musik auch die theatralische Wirkung beisteuerte. Dabei scheinen die Äußerlichkeiten mythologischer Requisiten, germanischer Götter, nordischer Helden und blonder Recken für viele Rezipienten überspielt zu haben, dass die Charaktere keineswegs den Vorstellungen germanischen Heldenstums entsprachen.³⁰⁵ Die Intensität der Germanenbegeisterung wuchs mit dem Nationalgedanken. Dem Altphilologen Wilhelm Capelle schien es 1928, das große Interesse »für die geschichtliche Frühzeit unseres Volkes, die sogenannten ›alten Germanen‹«, sei erst im letzten Drittel des 19. Jahrhundert erwacht. Im Zeitalter des Humanismus geweckt, sei es durch Reformation, Gegenreformation und Dreißigjährigen Krieg wieder aus dem Bewusstsein der Deutschen verschwunden, um ab der Mitte des 18. Jahrhunderts allmählich neu belebt zu werden.³⁰⁶ Es seien populäre Schriftsteller gewesen wie Gustav Freytag, dessen viel gelesene *Bilder aus der deutschen Vergangenheit* (1859–1867) zum Kanon bürgerlichen Lesestoffs gehörten, und

³⁰¹ Patrick J. Geary, *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*, Frankfurt am Main 2002, S. 38f.

³⁰² Hubert Fehr und Philipp von Rummel, *Die Völkerwanderung*, Stuttgart 2011, S. 14.

³⁰³ See, *Barbar, Germane, Arier*, S. 78.

³⁰⁴ Heinitz, »Anfang und erste Entfaltung der nordischen Musik«, S. 287f.

³⁰⁵ Winfried Schüler, *Der Bayreuther Kreis von seiner Entstehung bis zum Ausgang der Wilhelminischen Ära. Wagnerkult und Kulturreform im Geiste völkischer Weltanschauung*, Münster 1971, S. 23.

³⁰⁶ Wilhelm Capelle, *Die Germanen im Frühlicht der Geschichte*, Leipzig 1928, S. 1–5.

Felix Dahn, der das Germanenthema in zahlreichen historischen Romanen variierte, die die Vorstellungen in weite Kreise des deutschen Bürgertums trugen.³⁰⁷ Auch die im Nationalsozialismus auf die Spitze getriebene Konnotation blonder Haare und blauer Augen mit sittlich-kultureller Überlegenheit hatte ihren Ausgangspunkt nicht in naturwissenschaftlichen Untersuchungen, sondern in der literarischen Rezeption des Germanentums. In der deutschen Romantik wurden den Blonden häufig die seelischen Eigenschaften zugewiesen, denen die Schriftsteller eine besondere Wertschätzung entgegenbrachten. Bei Heinrich von Kleist haben die Blonden den Nimbus eines lauteren Herzens, daher weiß sein Varus, wenn er dem Cheruskerfürsten Arminius die empörten Worte zuruft, so »kann man blondes Haar und blaue Augen haben, und dennoch falsch sein wie ein Punier«.³⁰⁸

In Deutschland wurde die Germanenverherrlichung von breiten Kreisen getragen, aber die Radikalisierungen fanden ihren bevorzugten politischen Ort in der völkischen Bewegung. Diese war außerordentlich heterogen, aber es lassen sich drei verbindende Grundannahmen benennen: Die »Prädestination der germanischen bzw. nordischen Rasse, deren Superiorität über andere Rassen und Völker und die unmittelbare Blutsverwandtschaft von Germanen und Deutschen«.³⁰⁹ Im Nationalsozialismus wurden die Aktivitäten weiter kanalisiert. Für die Jugend wurden pädagogische Angebote konzipiert und in Freilichtmuseen präsentierte Ausgrabungen gefördert, um die Sitten und Gebräuche der alten Germanen populär zu machen. Das Interesse einer breiten Öffentlichkeit belegen kommerzielle Aktivitäten wie ein Sammelalbum der Firma Erdal, eines bekannten Herstellers von Schuhpflegemitteln. Sie lancierte 1937 den damals verbreiteten Band *Aus Deutschlands Vorzeit*, in den man Szenen aus der germanischen Vorgeschichte einkleben musste. Eines der Bilder zeigt altgermanische Luren, die im musikhistorischen Diskurs eine zentrale Rolle einnahmen.

Die viel beschworene »Vortrefflichkeit« der Germanen war ursprünglich eine poetische Idee und nichts, das einer wissenschaftlichen Überprüfung standhalten sollte. Sie verschob sich im Laufe der Zeit immer mehr von einem »hauptsächlich ideell verstandenen Germanismus [...] hin zu einer Biologisierung und Materialisierung des Germanenbildes«.³¹⁰ Im Wesentlichen gründete sie auf der um 98 n. Chr. entstandenen ethnografischen Schrift *Germania* des römischen Senators Cornelius Publius Tacitus, der die Topografie und die Sitten und Gebräuche der Bewohner des Lan-

³⁰⁷ Ebd., S. 14.

³⁰⁸ Erich Biehahn, »Blondheit und Blondheitskult in der deutschen Literatur«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 46 (1964), S. 309–333, hier S. 310ff., 316f.

³⁰⁹ Uwe Puschner, »Die Germanenideologie im Kontext der völkischen Weltanschauung«, in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 4 (2001), S. 85–97, hier S. 89. Für eine umfassende Darstellung der Bewegung vgl. Puschner, *Die völkische Bewegung im Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion*, Darmstadt 2001.

³¹⁰ Kipper, *Germanenmythos*, S. 73.

des hinter den römischen Grenzen beschrieb. Der römische Historiker zeichnete die Germanen als tapfere Krieger, aufrichtig und frei von Eitelkeit; als einfache, aber ehrliche Menschen, denn »Wucher treiben und ihn über die Zinsen erstrecken, ist unbekannt«.³¹¹ Aus der Darstellung primitiver, aber sittlich hochstehender Germanen glaubte man eine deutsche Gesinnung herauslesen zu können, die mit Begriffen wie Reinheit und Sittlichkeit konnotiert war. Von derartigen Äußerungen leiteten viele Zeitgenossen ein auf die modernen Deutschen bezogenes Germanenbild ab wie der Wiener Musikhistoriker August Wilhelm Ambros, der vermutete, »diese blonden Riesen mit den unwirsch blickenden Augen waren sittenrein, Menschen voll frischer Urkraft eines tüchtigen Volkscharakters, grundehrlich, goldtreu, voll Ehrfurcht für das Heilige und trotz der rauen Außenseiten von grosser Gemütstiefe«.³¹²

Der Germanen-Diskurs diente dem Transport bestimmter Überzeugungen, deren Nachweis in der Historie ihre ewige Gültigkeit zu belegen schien. Die Tugenden sollten handlungsleitend für die Gegenwart werden, und der völkische Publizist Harald Graevelly forderte 1900 in den *Bayreuther Blättern*: »Germanisch heisst echt. In diesem einen Worte liegt alles zusammengefasst. Germanisch sein heisst keusch sein, heisst bieder sein, heisst treu sein, heisst gewissenhaft sein, heisst tapfer sein, gerecht, mitleidig, ehrenhaft, schlicht, einfältig und wahr.«³¹³ Die unter anderem von Houston S. Chamberlain propagierte »unvergleichliche und durchaus eigenartige germanische Treue«³¹⁴ eroberte den politischen Diskurs und wurde später zum Leitspruch der SS: »Meine Ehre heißt Treue.« »Nibelungentreue« wurde zu einem stehenden Begriff für bedingungslose Gefolgschaft im Anschluss an die Instrumentalisierung des Epos durch den Reichskanzler Bernhard von Bülow, der 1909 das Bündnis mit Österreich-Ungarn bekräftigte. Sie speiste sich neben den Schilderungen des Tacitus auch aus der Figur des Hagen von Tronje aus dem Nibelungenepos, der zum Inbegriff eines loyalen Gefolgsmanns wurde; dessen Vorbildwirkung zeigt sich auch darin, dass sich Heinrich Himmler als Hitlers Hagen sah.³¹⁵ In diesem Kontext ist die Forderung nach *Werktreue* zu sehen, worunter man blinden Gehorsam gegenüber den Anweisungen deutscher Kulturschöpfer verstand. Anfangs standen hierbei besonders Inszenierungen der Bühnenwerke Richard Wagners im Fokus, die sich über die originalen Regieanweisungen hinwegsetzten.

Der Erkenntniswert von Tacitus' Schrift war freilich schon im 19. Jahrhundert umstritten. Anhängern des Germanentums wie Freytag erschien sie als ein authen-

³¹¹ Cornelius Publius Tacitus, *Germania*, *Germania*, dt. von Anton Baumstark, Freiburg 1876, S. 27.

³¹² Wilhelm Ambros, *Geschichte der Musik*, Band 2, Leipzig 1880, S. 26.

³¹³ Paul Harald Graewell, »Was heißt germanisch?«, in: *Bayreuther Blätter* 23 (1900), S. 122–131, hier S. 128.

³¹⁴ Chamberlain, *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, S. 504.

³¹⁵ See, *Barbar, Germane, Arier*, S. 130.

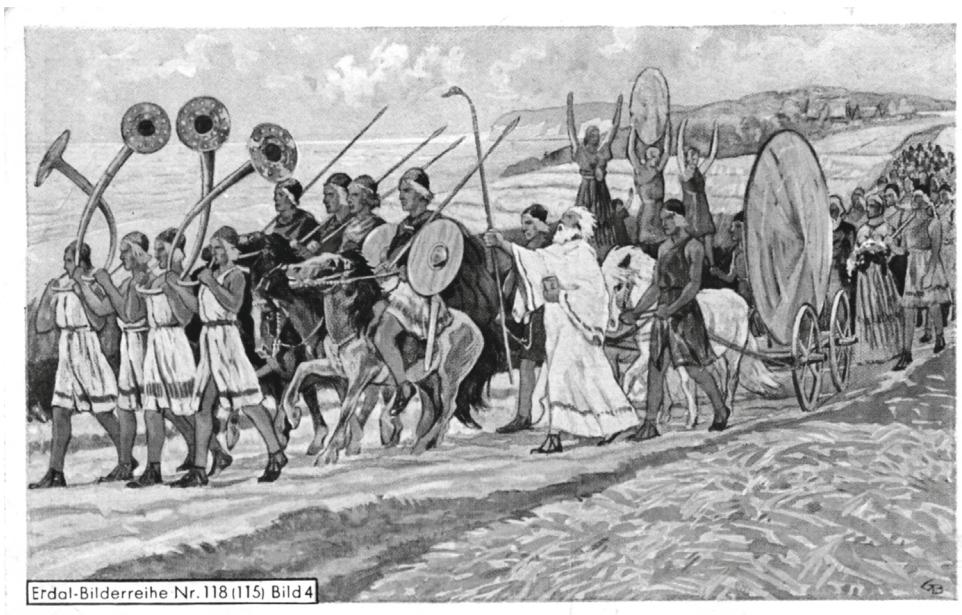


Abb. 2: Germanischer Flurumgang, Sammelbild der Serie »Aus Deutschlands Vorzeit«

tischer Augenzeugenbericht,³¹⁶ während weniger voreingenommene Leser sie als eine Kontrastfolie deuteten, mit der Tacitus seinen römischen Zeitgenossen ihre Verderbtheit durch die Gegenüberstellung unverdorbener Naturmenschen vor Augen führen wollte. Bis heute ist nicht abschließend geklärt, inwieweit die Schilderungen auf tatsächlichen Beobachtungen beruhen. 1920 identifizierte der Altphilologe Eduard Norden verschiedene Schilderungen als Wandertopoi, als stereotyp auf nicht-mediterrane Völker bezogene Charakterisierungen. Insbesondere fielen ihm Analogien zu Herodots Bericht über die Skythen auf, etwa bei der Beschreibung der in beiden Fällen wegen des rauen Klimas kümmerlichen, hornlosen Rinder.³¹⁷ Die Infragestellung der zentralen Quelle rief bei den Anhängern die Idee sittlicher Überlegenheit der Germanen heftigen Widerspruch hervor. So sah sich der an der Universität Bonn lehrende Mediävist Hans Nauman 1934 genötigt, die Glaubwürdigkeit in quasi-religiösem Tonfall zu verteidigen: »Wir glauben, daß Tacitus recht hat mir der Eigenständigkeit Germaniens in den von ihm gezeichneten Räumen des Abendlandes [...]. Wir

³¹⁶ Freytag, *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, S. 31.

³¹⁷ Eduard Norden, *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*, Leipzig und Berlin 1920, S. 53.

glauben mit ihm an die Eingeborenheit wie an die Rasse selbst mit all den anthropologischen Merkmalen, die er ihr zuschreibt.«³¹⁸ Da zentrale Ideologeme auf Tacitus' *Germania* zurückgingen, war die Auseinandersetzung mit ihr hoch politisiert. 1943 widmete der Altphilologe Rudolf Till seine Neuausgabe Heinrich Himmler, nachdem ihm das Ahnenerbe einen Forschungsaufenthalt in Italien finanziert hatte. Dort hatte er die älteste Abschrift konsultiert, den aus dem 15. Jahrhundert stammenden Codex Aesinas, dessen sich in der Endphase des Zweiten Weltkriegs sogar ein SS-Kommando im Auftrag Himmlers gewaltsam zu bemächtigen versuchte.³¹⁹

Kulturbedeutung

Der Versuch einer Aufwertung der Deutschen durch Herstellung von Bezügen zu den Germanen war ein schwieriges Unterfangen, und dies nicht nur, weil umstritten war, ob die einen aus den anderen hervorgegangen waren. Auch wenn die hohe Sittlichkeit der Germanen selten infrage gestellt wurde, galt ihr kultureller Stand anfangs als bescheiden. Tacitus' wenige Bemerkungen zur Musik sind alles andere als vorteilhaft; sie fallen im Zusammenhang mit der Kriegskunst, denn er berichtet, dass die Germanen sich durch Singen von Liedern auf die Schlacht einstimmten: »Vorzüglich Rauheit des Tones wird erstrebt und ein gebrochenes Gebrumm, indem sie die Schilder vor den Mund halten, auf das die Stimme durch den Widerprall desto voller und tiefer anschwelle.«³²⁰ Musikhistoriker wie Johann Nikolaus Forkel schlossen daraus, besonders hochstehend könnte ihre Musik nicht gewesen sein, es habe sich eher um Kriegsgeschrei gehandelt. Es werde sich »mit dem Gesange der alten Deutschen ebenso verhalten haben wie mit dem Gesang aller Völker von ähnlicher Cultur, die noch kein Vergnügen an solchen Gegenständen finden können, deren Schönheit durch Bemerkung von Ordnung und Ebenmaß in den einzelnen Theilen, oder durch Vergleichung mit anderen erst empfunden werden kann«.³²¹ Sofern man die Deutschen im Ausland mit den Germanen gleichsetzte, dann mit der auf beide gleichermaßen bezogenen Einschätzung als Barbaren. Bevor im 19. Jahrhundert eine romantische Idealisierung des Deutschen einsetzte, zu der Madame de Staël mit ihrem Buch *De l'Allemagne* (1813) entscheidend beitrug, war die stereotypisierte Fremd- und Selbst-

³¹⁸ Zitiert nach Allan A. Lund, *Germanenideologie im Nationalsozialismus. Zur Rezeption der »Germania« des Tacitus im »Dritten Reich«*, Heidelberg 1995, S. 38.

³¹⁹ Christopher B. Krebs, *Ein gefährliches Buch. Die Germania des Tacitus und die Erfindung des Deutschen*, München 2012, S. 9ff.

³²⁰ Tacitus, *Germania*, S. 9. Selbst bei diesen Äußerungen ist die Authentizität nicht gesichert, da der Schildgesang ein Wandertopos aus den Barbarenbeschreibungen des griechischen Philosophen Poseidonios zu sein scheint. Norden, *Die germanische Urgeschichte*, S. 120.

³²¹ Johann Nikolaus Forkel, *Allgemeine Geschichte der Musik*, Band 2, Leipzig 1801, S. 114, 117.

wahrnehmung der Deutschen durch das Grobianische geprägt gewesen.³²² Während ein hier an anderer Stelle behandelter Diskursstrang darauf abzielte, die altgermanische Kultur unter Zurechtabiegung der Quellen als hochstehend zu zeichnen, lenkte eine andere Argumentationslinie den Fokus auf die angeblich biologische Veranlagung der Germanen zur Hochkultur, wodurch die spärliche Überlieferung an Bedeutung verlor.

Letztere scheint durch, wenn Karl Blessinger behauptete, dass »eine wirklich schöpferische Tätigkeit ausschließlich bei arischen Völkern, d. h. mit wesentlich nordischem Bluterbe zu finden« sei, während die anderen Völker sich beschränkten auf »die Bewahrung des Vorhandenen, meist in formelhafter Erstarrung«.³²³ Die Idee, die Kultur der Menschheit werde allein von auserwählten Bevölkerungsteilen getragen, hatte eine lange Vorgeschichte. 1808 lenkte Friedrich Schlegel mit der Monografie *Über die Sprache und Weisheit der Indier* das Interesse auf Indien, da er das zur indoarischen Sprachfamilie gehörende Sanskrit für die Ursprache hielt. Dessen Verwandtschaft mit den meisten europäischen Sprachen führte dazu, die europäische Kultur von der Indiens abzuleiten und die hellhäutigen Europäer als Nachfahren der vermeintlich kulturbringenden »Arier« zu verstehen. Schon am Ende des 19. Jahrhunderts lehnte die Mehrheit der Forscher die asiatische Herkunft ab, man behielt die Bezeichnung aber bei für den als Lichtgestalt verklärten Menschentyp, als dessen Inkarnation die nordisch-germanische »Rasse« galt. Für den völkischen Publizisten Philipp Stauff war es dann Arthur de Gobineau, der in Deutschland »den Blick der Gebildeten durch seine epochenmachenden Werke mit Kraft auf die Rassenfrage lenkte und vor allen Dingen die gewaltige Kulturbedeutung des Ariertums durch alle geschichtlichen Zeiten in das rechte Licht setztet«.³²⁴ Dessen Gedanken-gebäude lässt sich zusammenfassen auf die apriorische Ungleichheit der Menschenrassen, die Rückführung der Bildung sozialer Schichten auf Rassenunterschiede und eine Geschichtsbetrachtung, die den künftigen kulturellen Untergang aller zivilisierten Völker postulierte. Die Hochkulturen der Welt seien das Werk arischer weißer Eroberer, die durch die Befruchtung der minderen Völker und der Vermischung mit ihnen aber immer mehr von ihrer ursprünglichen Kraft eingebüßt haben.³²⁵ Im vierbändigen *Essai sur l'inegalité des races humaines* (1853–1855) deutete er die Menschheitsgeschichte als das Resultat sich verändernder Bevölkerungsanteile der verschiedenen »Rassen«, von dem Prinzip ausgehend, dass politisch-kultureller Aufschwung mit dem Erstarken des Anteils hochwertigen Bluts einhergingen und Niedergang mit seiner Verminderung.

³²² Franz K. Stanzel, *Europäer. Ein imagologischer Essay*, Heidelberg 1998, S. 60.

³²³ Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis auf dem Gebiete der Musik«, S. 674.

³²⁴ Philipp Stauff, *Das deutsche Wehrbuch*, Wittenberg 1912, S. 208.

³²⁵ zur Mühlen, *Rassenideologien*, S. 55, 62.

Gobineau war kein Wissenschaftler, sondern Diplomat und Schriftsteller; sein größter kommerzieller Erfolg waren die »Scènes historiques« *La Renaissance* (1877) mit fiktiven Dialogen historischer Persönlichkeiten. Auch der *Essai* ließ sich lesen als »eine Dichtung, die in des Dichters Geiste fertig war, längst ehe er sie mit dem Firniß einer halbechten Wissenschaftlichkeit überzog«, was sich in der »lückenlose[n] Geschlossenheit des Ganzen [zeige], da doch strenge Wissenschaft [...] immer nur zu vorläufigen und teilweisen Ergebnissen gelangt«. Eine wissenschaftliche Kritik seiner Quellen, darunter das Alte Testament und die griechische Mythologie, kannte er nicht.³²⁶ Als die Begabtesten sah er die Weißen an, deren spezifische Art in den Germanen am stärksten erhalten geblieben sei; nach ihnen »hatte die weiße Familie nichts Mächtiges und Lebendiges mehr herzugeben«. Durch Mittelmäßigkeit geprägt seien die Angehörigen der körperlich schwachen »gelben Rasse«, die aller seelischen Exzesse entbehrten und durch und durch Pragmatiker seien. Auf der untersten Stufe rangierten für ihn die Schwarzen, denen er alle kulturellen Fähigkeiten mit Ausnahme eines gewissen musikalischen Talents absprach.³²⁷ In Reinform könne man die »Rassen« heute nicht mehr finden, denn die Welt werde von verschiedenen Mischungen bevölkert. Dabei seien die »beiden niederen Varietäten unserer Gattung, die schwarze und die gelbe Rasse« nur »der grobe Grundstoff [...], während die arische Gruppe ihre zarten Fäden durch die veredelten Geschlechter schlingt und auf deren Oberfläche als blendendes Meisterwerk ihre silbernen und goldenen Arabesken anbringt«.³²⁸ Die Menschheit sah er unabwendbar auf ihr Ende zusteuern, denn sobald die Vermischung abgeschlossen und die Kraft der Weißen verbraucht sei, werde die zur Mittelmäßigkeit nivellierte Menschheit nichts Überragendes mehr zu leisten vermögen. »Die Völker, nein, die Menschenherden, werden alsdann, von düsterer Schlafsucht übermannt, empfindungslos in ihrer Nichtigkeit dahinleben, wie die wiederkäuenden Büffel in den stagnierenden Pfützen der pontinischen Sümpfe«.³²⁹ Mit Blick auf die biblische Schöpfungsgeschichte setzte er das Alter der Welt mit 7000 Jahren an. Von den 12. 000 bis 14. 000 Jahren, die er für die Herrschaft der Menschen über die Erde veranschlagte, sei demnach bereits mehr als die Hälfte verstrichen. Auf die Jugend der Menschheit folge nun die Gebrechlichkeit des Alters, und irgendwann werde der »stumm gewordene Erdball« seine Runden allein um die Sonne drehen.³³⁰

Die Wirkung der Theorie ist eng verbunden mit Richard Wagner, dessen Anhänger sie in Deutschland durchsetzten. Als französischer Diplomat hatte Gobineau Zugang zu den Eliten der Zeit und war mit Künstlern wie Franz Liszt und Arrigo Boi-

³²⁶ Friedrich, *Studien über Gobineau*, S. 57, 87, 102.

³²⁷ Arthur de Gobineau, *Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen*, dt. von Ludwig Scheemann, Leipzig 1902, Band IV, S. 316.

³²⁸ Ebd., S. 292.

³²⁹ Gobineau, *Versuch*, IV, S. 318f.

³³⁰ Ebd., S. 322.

to befreundet.³³¹ Ein erstes Aufeinandertreffen mit Wagner blieb 1876 folgenlos, aber Ende 1880 begann eine kurze, aber intensive Freundschaft. In Frankreich waren nicht mehr als hundert Exemplare des *Essai* verkauft worden, sodass die Zahl der Leser 400 bis 500 nicht überstiegen haben dürfte.³³² Die Schrift war dort kaum ernst genommen, und bereits die frühesten Kritiker hatten moniert, Gobineau habe versäumt zu definieren, was »Rasse« überhaupt sei.³³³ Ganz anders gestaltete sich die Rezeption in Deutschland, wo sich 1894 die Gobineau-Vereinigung formierte, die sich an den radikalen *Alldeutschen Verband* anlehnte und deren Mitteilungen als Beilage zu den *Bayreuther Blättern* erschienen.³³⁴ Sie ermöglichte die Publikation der Übersetzung von Ludwig Schemann, deren vier Bände zwischen 1897 und 1901 veröffentlicht wurden. Dieser modifizierte die Grundthesen, da die gleichgültige bis wohlwollende Einstellung gegenüber dem Judentum die Theorie für Antisemiten unattraktiv machte und die pessimistisch-fatalistische Grundaussage sich nicht als Grundlage eines politischen Programms eignete.³³⁵

Mit der Idee eines »arischen Herrenvolks« scheint Gobineau die Ideologie des Nationalsozialismus vorwegzunehmen. Er dachte aber keineswegs an die Deutschen, die er sogar zu den am stärksten degenerierten Völkern Europas zählte, sondern an die von den germanischen Franken abstammende Aristokratie Frankreichs, der er selbst angehörte. Die Idee einer Frankreich durchziehenden Bruchlinie war nicht neu und Henri de Boulainvilliers hatte 1732 die Dichotomie von »noblesse germanique« und »bourgeoisie celte« noch mit juristischen Begründungen unterlegt, während spätere Verfechter eine angebliche sittliche und intellektuelle Überlegenheit der Germanen, denen aus Naturnotwendigkeit die Führung zukommen müsse, konstruierten. Gobineaus Lehre ordnet sich ein in den Kontext antiaufklärerischer Theorien, die die politische Vorherrschaft des Adels neu begründen sollten. Er bekannte selbst, dass sein *Essai* nur ein Mittel war, seinen Hass auf die Demokratie und die Revolution zu befriedigen, weshalb sein Text nicht als ein wissenschaftliches Werk zu verstehen ist, sondern als das Glaubensbekenntnis eines Aristokraten.³³⁶

³³¹ Ludwig Schemann, *Gobineau: Eine Biographie*, Leipzig 1913, S. 470, 477.

³³² Éric Eugène, *Wagner et Gobineau. Existe-t-il un racisme wagnérien?*, Paris 1998, S. 48f.

³³³ Earl J. Young, *Gobineau und der Rassismus. Eine Kritik der anthropologischen Geschichtstheorie*, Meisenheim am Glan 1968, S. 129.

³³⁴ Julian Köck, »Ludwig Schemann und die Gobineau-Vereinigung«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 59 (2011), S. 723–741, hier S. 733f.

³³⁵ Julian Köck, »Joseph Arthur de Gobineau – Rezeption in Deutschland und Umdeutung zum Propheten der völkischen Bewegung«, in: *Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft* 19 (2011/2012), S. 117–135.

³³⁶ Young, *Gobineau*, S. 124f.

Wanderbewegungen

Die Idee einer quasi angeborenen kulturellen Überlegenheit des germanisch-nordischen Menschen erreichte auch die Musikwissenschaft im Nationalsozialismus, so dass sich Friedrich Blume genötigt sah klarzustellen, dass offenkundig der Wunsch Vater des Gedankens bei der Rückführung alles künstlerisch Bedeutenden auf die nordische »Rasse« sei. Andererseits griff er an anderer Stelle selbst die vermeintliche Veranlagung zur Hochkultur auf, wenn er spekulierte, die Wahrscheinlichkeit spreche dafür, dass in dem kulturell vielfach überschichteten mittelalterlichen Melodienrepertoire »der größte und beste Anteil [...] nordisch-germanischen Ursprungs« sei. Auch sei die Höhe, auf die der nordische Mensch die Kunst der Mehrstimmigkeit geführt habe, der »eindrucksvollste geschichtliche Beleg für die rassencharakteristische Fähigkeit der germanischen Völker zur Hochentwicklung und Leistungssteigerung«.³³⁷

Der These germanischer Superiorität ließ sich entgegenhalten, dass die Hochkulturen nicht in Norddeutschland oder gar in Skandinavien entstanden waren, wo die Konzentration des germanisch-nordischen Typs am höchsten sein musste. Dieser Widerspruch wurde durch die Behauptung aufgelöst, die großen kulturellen Leistungen seien zwar im Süden entstanden, aber von Menschen erschaffen worden, durch deren Adern germanisches Blut strömte. Die Idee der kulturellen Befruchtung der anderen Völker führte zu bizarren Auswüchsen, wurde aber breit rezipiert; so vermutete der französische Rassentheoretiker Georges Vacher de Lapouge, den Wilhelm II. als den »einzigsten großen Franzosen«³³⁸ ansah, neben fast alle bedeutenden Gestalten der Menschheitsgeschichte sei sogar Dschingis Khan ein blonder Arier gewesen.³³⁹ Weniger plakativ formuliert, schien die Idee geeignet, die kognitive Dissonanz aufzulösen, die darin bestand, dass die Überzeugung eigener Überlegenheit im Widerspruch zu den hochstehenden kulturellen Leistungen anderer Völker stand. In der politischen Rechten wurde es üblich, das kulturelle Aufblühen Italiens durch Ströme nordischen Blutes zu erklären, die durch die Völkerwanderung dort hin geflossen seien.³⁴⁰ Für den Architekten und NS-Politiker Paul Schultze-Naumburg war nur so »die Fülle hochgewachsener, blonder, blauäugiger Menschen in den Werken der Frührenaissance zu erklären«.³⁴¹ Vor diesem Hintergrund konnten selbst chauvinistische Nationalisten wie der Musikschriftsteller Paul Neubert den Völkern

³³⁷ Blume, *Rasseproblem*, S. 51f., 67.

³³⁸ Poliakov, *Der arische Mythos*, S. 314.

³³⁹ Günter Nagel, Georges Vacher de Lapouge (1854–1936). Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialdarwinismus in Frankreich, Freiburg 1975, S. 38.

³⁴⁰ Dazu siehe auch d. Verf., »Von germanischem Blute? Verdi aus der Perspektive deutscher Rassentheorien«, in: *Verdi-Perspektiven* 2 (2017), S. 107–135.

³⁴¹ Paul Schultze-Naumburg, *Kunst und Rasse*, München 1938, S. 79.

Südeuropas eine gewisse Begabung zur Musik zugestehen. Entscheidend sei, die großen Musiker »dieser nicht vorwiegend nordischen Völker waren dennoch vorwiegend nordische Menschen, oder sie wiesen wenigstens deutlich einen nordischen Rasseneinschlag auf – ich nenne etwa Palestrina, Verdi, Donizetti, Rossini, Auber, Bizet, Berlioz [...].³⁴² Selbst namhafte Musikwissenschaftler griffen das Modell auf, und Heinrich Besseler sah 1931 »als biologische Grundlage der Einheit Europas seine Germanisierung während der Völkerwanderungszeit und der späteren ostdeutschen Kolonisation. Stets treten diejenigen Gebiete führend hervor, in denen ein breiter Strom germanischer Siedler sich mit der ansässigen Bevölkerung zu einem neuen, einmaligen Gebilde verschmolzen hat.«³⁴³

Für Hans Engel war die »germanische Begabung durch die Stürme der Völkerwanderung als Samenkorn nach fernen Ländern verweht und in späten Kulturen aufgegangen«.³⁴⁴ Die Annahme, die kulturelle Höhe der Mittelmeervölker sei eine Folge der als Völkerwanderung bezeichneten Migrationsbewegungen der Spätantike und des frühen Mittelalters, stand konträr zur Lehrmeinung, dass die aus dem Norden kommenden Eroberer für den Untergang Roms verantwortlich waren. Die ethnischen Verschiebungen nahmen in den Rassentheorien einen prominenten Platz ein, da man davon ausging, ihnen sei der »größte Teil des heute in West- und Südeuropa noch vorhandenen nordischen Blutes« zu verdanken.³⁴⁵ Heute gilt die Vorstellung, Völker seien geschlossen gewandert, in der historischen Migrationsforschung als überholt; man geht davon aus, es habe sich um ethnisch gemischte militärische Verbände mit ihren Trossen gehandelt.³⁴⁶ Die germanischen Stämme waren keine Abstammungsgemeinschaften, sondern Zweckverbände, die sich aus demografischen, politischen und strategischen Gründen zusammengefunden hatten.³⁴⁷

Die Idee, Migrationsbewegungen hatten Italien kulturell befruchtet, war keine Erfindung des 20. Jahrhunderts. Der britische Historiker Edward Gibbon hatte in seiner monumentalen *History of the Decline and Fall of the Roman Empire* (1776–1789) einen Gegensatz zwischen römischer Dekadenz und der Unverdorbenheit Nord- und Westeuropas gezeichnet. Der Niedergang Roms sei erst aufgehalten worden, als »die gewaltigen Hünen des Nordens einbrachen [...]. Sie stellten einen männlichen Geist

³⁴² Paul Neubert, »Der nordische Anteil an der deutschen Musik«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 4 (1937), Heft 1, S. 16–22, hier S. 21f.

³⁴³ Heinrich Besseler, *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance*, Potsdam 1931, S. 66.

³⁴⁴ Hans Engel, »Das Deutsche in der Musik«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938), S. 185–203, hier S. 187.

³⁴⁵ Eichenauer, *Die Rasse als Lebensgesetz*, S. 50.

³⁴⁶ Harald Kleinschmidt, *Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung*, Göttingen 2002, S. 32.

³⁴⁷ Karin Priester, *Geschichte der Langobarden. Gesellschaft – Kultur – Alltagsleben*, Stuttgart 2004, S. 16, 38.

der Freiheit wieder her, und die Freiheit wurde nach dem Verlauf von zehn Jahrhunderten die glückliche Mutter der Künste und Wissenschaften.«³⁴⁸ Daran anknüpfend schien es Karl Schnaase, der als einer der Väter der modernen Kunstgeschichte gilt, allein der »Zusatz germanischen Blutes«, den die italienische Bevölkerung erhielt, habe den Untergang Roms verhindert. Neue Generationen verbanden römische Bildung und Feinheit des Sinnes mit dem Mut, Ehrgefühl, der Fantasie und der tiefen Empfindung der Germanen. Jedoch sei nicht ganz Italien berührt worden, denn während in der Lombardei der »Zusatz germanischen Blutes höchst kräftig war und bei der Gestaltung der Dinge augenscheinlich mitwirkte, war er in Unteritalien schwach, so dass die Bevölkerung im Ganzen den Charakter behielt, den sie ohne denselben haben musste«.³⁴⁹ Was bei Gibbon und Schnaase nicht mehr als Randbemerkungen waren, rückte um 1900 ins Zentrum nationalchauvinistischer Überlegungen. Als »Beweis« für die angebliche kulturstiftende Wirkung des germanischen Bluts dienten äußerliche Attribute; besonders blonde Haare und blaue Augen historischer Persönlichkeiten wie Leonardo da Vinci wurden als Argument herangezogen, um ihre Verbindung zum Germanischen zu belegen.

Für den Historiker Wilhelm Sieglin, der an der Berliner Universität das 1899 eingerichtete Fach »Historische Geographie« lehrte, hatten die antiken Völker nichts mit den heute dort lebenden gemein. Von den Abgebildeten auf den Bildwerken, die man in Pompeij gefunden habe, seien »75 % blond oder hellblond, braun etwa 15 %, rein schwarz, d. h. von derselben Farbe, die heutzutage die Mehrzahl der Unteritalier aufweist, höchstens 10 %«.³⁵⁰ Die Unterkomplexität der Erklärungen rief immer wieder Spott hervor, und der Arzt Max Besser ironisierte, »wo irgend in grauer Vorzeit oder im Altertum von blondem Haar die Rede ist, da stellt sofort die Phantasie des Rassentheoretikers germanische Einwanderung, germanische Kultur usw. fest«.³⁵¹ Am weitesten ausgearbeitet wurde die These vom Arzt und Anthropologen Ludwig Woltmann, für den 1905 alles, was in Italien in Kunst, Wissenschaft und Politik geleistet wurde, dem germanischen Blut zu verdanken sei, denn der »Gehalt eines Volkes an blonder Rasse bestimmt seinen Kulturwert«.³⁵² Er musste freilich einräumen, dass »viele gelehrte Leute über meine Behauptung den Kopf geschüttelt und italienische Künstler sich darüber belustigt haben«.³⁵³ In seinen Germanen-Schriften setzte er sich über wissenschaftliche Standards hinweg, denen seine früheren Arbei-

³⁴⁸ Edward Gibbon, *Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs*, Deutsche Ausgabe in einem Band von Johann Sporschil, Leipzig 1837, Sp. 45.

³⁴⁹ Carl Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste*, Düsseldorf 1864, Band 7, S. 6.

³⁵⁰ Zitiert nach Gerhard Besier, *Die Mittwochs-Gesellschaft im Kaiserreich. Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1863–1919*, Berlin 1990, S. 233ff.

³⁵¹ Besser, *Die Juden in der modernen Rassentheorie*, S. 19.

³⁵² Ludwig Woltmann, *Die Germanen und die Renaissance in Italien*, Leipzig 1905, S. 16.

³⁵³ Woltmann, *Germanen in Frankreich*, S. 123.

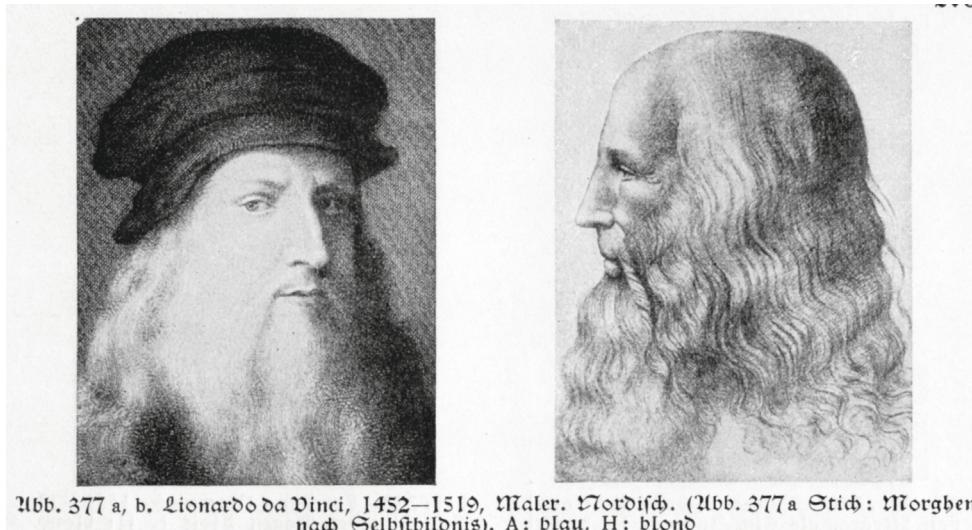


Abb. 377 a, b. Leonardo da Vinci, 1452–1519, Maler. Nordisch. (Abb. 377a Stich: Morghen nach Selbstbildnis). A: blau, H: blond

Abb. 3: Einordnung von Leonardo da Vinci in die nordische »Rasse«

ten noch genügt hatten. Nach Promotionen in Medizin (1895) und Philosophie (1896) war er zunächst als Augenarzt tätig, bevor er sich ganz den Rassenstudien verschrieb. Ursprünglich Mitglied der SPD, versuchte er mit *Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus* (1899) den Marxismus mit dem sonst von politisch eher rechts stehenden Kräften vertretenen Darwinismus zu vereinen, was August Bebel mit einer freundlichen Rezension würdigte.³⁵⁴ Woltmann war die einschlägige italienische Sekundärliteratur bekannt, in der ihrerseits Thesen zur Abstammung der Italiener diskutiert wurden. Sein Ziel war es, der dort vertretenen Auffassung entgegenzutreten, sie seien Abkömmlinge der alten Römer und ihre Kunst sei antiken Geistes. Nicht zu einem Wiedererwachen des Altertums sei es in der Renaissance gekommen, sondern diese sei, wie schon Houston S. Chamberlain betont habe, die Folge des Eintritts der Germanen in die Weltgeschichte gewesen.³⁵⁵ Seine Methode bestand aus der Beschreibung körperlicher Merkmale, die er mit der etymologischen Ableitung der Familiennamen verband. Zur Dokumentation der germanischen Wurzeln listete er 200 historische Persönlichkeiten Italiens auf, wobei die Auswahl nicht weiter begründet wird. Bei 50 wisse man nicht genug über das Äußere, aber die verbleibenden 150 wertete er als Bestätigung seiner These, dass »weder Etrusker noch Römer und Griechen,

³⁵⁴ Wolfhard Hammer, *Leben und Werk des Arztes und Sozialanthropologen Ludwig Woltmann*, Diss. mschr. Univ. Mainz 1979, S. 8, 16.

³⁵⁵ Woltmann, *Germanen und die Renaissance in Italien*, S. 4.

sondern die eingewanderten Germanen, die Goten, Langobarden, Franken und Normannen im Wesentlichen die Erzeuger der neuen Kultur Italiens gewesen sind«.³⁵⁶ 130 seien »ganz oder vorwiegend der germanischen Rasse zuzuschreiben«, während die restlichen 20 einen mehr oder minder großen nordischen Anteil aufwiesen. Obgleich die mediterrane Bevölkerung den Großteil der italienischen Bevölkerung stelle, sei ihr Beitrag zur Produktion genialer Begabung verschwindend gering. Man müsse sich fragen, ob die Brünetten dazu überhaupt in der Lage seien.³⁵⁷

Die Theorie lebte im Nationalsozialismus weiter; sie fand sich unter anderem bei Hans F. K. Günther, der Woltmanns Schriften als wissenschaftliche Sekundärliteratur zitierte. Er dehnte den Ansatz sogar noch auf weitere Regionen aus, indem er nachzuweisen versuchte, dass auch die nordamerikanische Elite überwiegend nordisch sei: Neben den Präsidenten Ulysses S. Grant, Andrew Jackson, Thomas Jefferson und James Monroe behandelte er die Schriftsteller Ralph Waldo Emerson, Nathaniel Hawthorne und Henry W. Longfellow sowie den Ozeanflieger Charles Lindbergh.³⁵⁸ Anwendung fand die Betonung der Abstammung u. a. in der musikwissenschaftlichen Mittelalterforschung. Blume vermutete, die Musiker der Notre-Dame-Schule seien »wie die Schöpfer der bedeutenden mittelalterlichen Kirchenmelodien von germanischem Blute gewesen«. Bei den »größten Geister[n]« des Mittelalters wie Petrus Lombardus, Albertus Magnus, Johannes Duns Scotus, Notker und anderen habe es sich um Germanen gehandelt.³⁵⁹ 1940 formulierte Karl Gustav Fellerer das Anliegen, in der Musikgeschichte Beweise für die germanische Besiedlung und Kultur im Raum vom Rhein bis zur Loire zu finden, um die auf anderen Forschungsfeldern erzielten Feststellungen »starker blutmäßiger germanischer Durchdringung dieses Raums in der Mitte des 1. Jahrtausends« auf seinen Bereich übertragen zu können. Nordfrankreich sei altes fränkisches Siedlungsgebiet, in dem die »nordisch-germanische Rassengrundlage in Brauchtum, Sprache und allen kulturellen Äußerungen über die Romanisierung immer wieder zum Durchbruch« gekommen sei.³⁶⁰

³⁵⁶ Ebd., S. 3f.

³⁵⁷ Ebd., S. 144ff.

³⁵⁸ Hans F. K. Günther, *Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache*, München 1929, S. 312–317.

³⁵⁹ Blume, *Rasseproblem*, S. 7, 56, 65.

³⁶⁰ Karl Gustav Fellerer, »Germanisches Erbe in der mittelalterlichen Musik Nordfrankreichs«, in: *Die Musik* 32/2 (1940), S. 289–292, hier S. 292.

Vereinnahmungen

Die Rassentheorien waren in gewisser Weise supranational, denn bei den »ganz großen Germanen« spielte es für Ludwig Schemann keine Rolle, wo sie herstammten, »ob sie wie Dante als Italiener, wie Cervantes als Spanier, wie Shakespeare als Engländer, oder wie Goethe, Beethoven und Wagner als Deutsche geboren wurden«.³⁶¹ Dies rief vereinzelt Widerstand bei denen hervor, die das Deutschtum zum Maßstab nahmen. Der Dirigent und Musikhistoriker Robert Pessenlehner wandte sich 1937 dagegen, der »gefährlichen Anschauung von einer nordischen Internationalität« Vorschub zu leisten, denn er fürchtete eine »neue Überfremdung der Opernbühnen mit der Begründung, auf den welschen Autor wirke Nordisches Blut ein!«³⁶² Damit bezog er sich auf die Praxis, Persönlichkeiten, die dazu geeignet erschienen, als Teil des Eigenen zu vereinnahmen. Woltmann gab zu, über Guido von Arezzo nicht viel herausgefunden zu haben, aber er nahm an, dass der germanische Name eine ebensolche Abstammung anzeigen. Pierluigi di Palestrina sei wegen seines Äußeren vermutlich ein Mischling gewesen, germanisch sei aber der Name der Mutter (Ghismondi = Sigismund). Germanisches Aussehen und Namensgebung vereinten Claudio Merula (»sein Familienname lautet eigentlich Merlotti [ahd. Merilo, Merlo]«), Jacopo Peri (»ahd. Bero, Pero, nhd. Bär, Behr«) und viele weitere, während er Claudio Monteverdi, Alessandro Scarlatti, Nicola Porpora, Giovanni Battista Pergolesi und Giovanni Paisiello immerhin ein nordisches Äußeres zuschrieb.³⁶³ Mit derselben Strategie widmete er sich dem »neuen Italien«, das für ihn den Zeitraum von 1750 bis 1850 umfasste; mit Gioachino Rossini, Gaetano Donizetti, Vincenzo Bellini und Giuseppe Verdi sah er bei den wichtigsten Komponisten gleichfalls germanische Züge.³⁶⁴ Kurz darauf publizierte er eine auf Frankreich bezogene Fortsetzung, die Voltaire als groß, blond und blauäugig beschrieb; nordische Züge sah er auch bei Hector Berlioz, Charles Gounod, Georges Bizet und Frédéric Chopin, der in Außerachtlassung der polnischen Mutter ausschließlich als Franzose firmiert.

Trotz aller Widersprüche zog sich das Konzept des blonden Kulturträgers durch das Musikschrifttum. Der österreichische Schriftsteller Otto Hauser ging 1922 über Woltmann nur insofern hinaus, als seine Betrachtungen bis in die Gegenwart reichten und er Frauen berücksichtigte, darunter Lucrezia Borgia, Isabella von Este und Caterina Cornaro, die allesamt blond gewesen seien.³⁶⁵ Die Tonkunst habe in Deutschland ihren Gipfelpunkt erreicht, aber er gestand auch den Italienern eine ansehnliche

³⁶¹ Ludwig Schemann, *Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens*, Band 1, München 1928, S. 187.

³⁶² Robert Pessenlehner, *Vom Wesen der deutschen Musik*, Regensburg 1937, S. 142f.

³⁶³ Woltmann, *Germanen und die Renaissance in Italien*, S. 131.

³⁶⁴ Ebd., S. 129–134.

³⁶⁵ Otto Hauser, *Genie und Rasse (Italien)*, Weimar 1922, S. 83.

Höhe zu, die sich freilich durch nordische Züge bei den meisten bedeutenden Musikern erkläre.³⁶⁶ Bellini und Rossini waren »reine Blondlinge mit feinen edlen Gesichtern«, und so italienisch die Musik Verdis auch scheine, wenn man von den »äußeren Effektstellen« absehe, erkenne man »eine tiefe Verwandtschaft mit der deutschen Musik, insbesondere bei den gemütvollen Stellen«; überdies habe Verdi braune Haare und Bart gehabt, mit nordischen Gesichtszügen.³⁶⁷ Auf die These einer germanischen Abstammung Verdis rekurrierte selbst der nationalistischen Bestrebungen fernstehende Franz Werfel, wenn er in *Verdi. Roman der Oper* (1924) fragte, weswegen sein Protagonist »von blonden Menschen immer angezogen« wurde. War »es der langobardische Ahnherr seiner Blutmischung, der angesichts einer vergessenen Heimat die Augen aufschlug?«³⁶⁸ Sie wurde auch von politisch rechts stehenden Musikwissenschaftlern aufgegriffen. Der vor allem als Musikkritiker tätige Friedrich Baser betonte 1936, dass das Germanische in der Lombardei stark erhalten sei und sich von Palestrina bis Verdi vielfach finde.³⁶⁹ 1938 versuchte Hans Joachim Moser nachzuweisen, Verdi sei musikalisch gar nicht rein italienisch gewesen, »sondern ungefähr in der Mitte zwischen deutschem und italienischem Empfinden beheimatet«. Dies sei nicht allein die Folge der Auseinandersetzung mit den Werken Richard Wagners, sondern biologisch begründet, was er mit der Wanderung der Langobarden in das nördliche Italien begründete. Der langobardische Charakter habe die Persönlichkeit Verdis geprägt, der »einer der keuschesten, verschlossensten, herbsten unter den Künstlern seiner Zeit gewesen [sei], ein knurriger Selbstbewahrer, der darin näher bei Brahms als bei Wagner gestanden hat. Soll man sich daran erinnern dürfen, dass die Langobarden ehedem ‚bei Hamburg‘ gesessen haben.«³⁷⁰ Die Vereinnahmung betraf auch hier französische Komponisten, von denen Baser besonders Hector Berlioz den Deutschen verwandt schien. Die Bewohner der Region, aus der Berlioz stammte, seien keine typischen Franzosen, sondern Nachkommen der germanischen Burgunder. Väterlicherseits habe er durch das Geschlecht der Berlioz' gute Anlagen mitbekommen, und seine »Großmutter, blond, blauäugig, Schmalgesicht nach noch vorhandenen Porträts, bezeugte durch viele Kinder ebenfalls eine gute Rasse«. Die germanischen Züge des Komponisten, »die hohe Gestalt, die graublauen Augen und das rötlich-blonde Haar« erklärten, »weshalb seine Musik so viel schneller und inniger in

³⁶⁶ Ebd., S. 98f.

³⁶⁷ Ebd., S. 113, 115.

³⁶⁸ Franz Werfel, *Verdi. Roman der Oper*, Berlin u. a. 1924, S. 275.

³⁶⁹ Friedrich Baser, »Musik zwischen den Rassen und Völkern«, in: *Die Musik* XXVIII/6 (März 1936), S. 407–412, hier S. 412.

³⁷⁰ Hans Joachim Moser, »Giuseppe Verdi«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938/39), S. 365–375, hier S. 365, 368, 370.

Deutschland, als in seiner französischen Heimat Wurzel schlagen konnte«.³⁷¹ Reinhold Zimmermann fokussierte sich auf den Belgier César Franck, in dessen d-Moll-Symphonie er »germanische Gemütsart und Geisteshaltung« zu erkennen glaubte. Dies führte er darauf zurück, dass die Mutter Deutsche war und der Vater aus dem Grenzland zwischen Belgien und Deutschland stammte.³⁷² Nicht sein Geburtsort Lüttich, sondern Aachen sei der »Mittelpunkt der Ahnenlandschaft Cäsar Francks«, weshalb man dort berechtigt sei, ihn zu feiern; ein Recht, das aus dem »Erbstrom des Blutes« herröhre.³⁷³

So widersprüchlich die Versuche ausfielen, historische Persönlichkeiten »rassisches« zu charakterisieren; gelegentlich kam es zu merkwürdigen Parallelen, die in ganz andere Kontexte und noch bis in die Gegenwart führen. Für Jörg Lanz von Liebenfels, zu dessen Lesern wahrscheinlich der junge Adolf Hitler zählte,³⁷⁴ gab es kaum bedeutende Tonkünstler, die nicht germanische Wurzeln hatten, und »bezeichnender Weise ist ihre Bedeutung überschätzt [...]. Dies gilt vor allem für Beethoven (primitiv, dunkel).«³⁷⁵ Das dunkle Äußere Ludwig van Beethovens verführte nicht allein völkische Rassentheoretiker zu Spekulationen, die mit Rücksicht auf seine nationale Bedeutung trotz gewisser Bedenken meist doch einen wesentlichen nordischen Anteil konstatierten. Sein Äußeres mit krausem, dunklem Haar und braunen Augen ließ ihn zu einem Identifikationsobjekt von Marginalisierten werden. Der afrobritische Komponist Samuel Coleridge-Taylor ging 1907 aufgrund des Äußeren und bestimmter Charaktermerkmale Beethovens davon aus, durch dessen Adern sei afrikanisches Blut geflossen.³⁷⁶ Im Anschluss an Äußerungen des Bürgerrechtlers Malcolm X gibt es in der afroamerikanischen Community bis heute Versuche, Beethoven als Schwarzen zu vereinnahmen.³⁷⁷

³⁷¹ Friedrich Baser, »Hector Berlioz und die germanische Seele«, in: *Die Musik* XXVI/4 (Januar 1934), S. 259–263, hier S. 260.

³⁷² Reinhold Zimmermann, »Ein Wort zu César Franck«, in: *Zeitschrift für Musik* 105 (1938), S. 71f.

³⁷³ Reinhold Zimmermann, *César Franck. Ein deutscher Musiker in Paris*, Aachen 1942, S. 15.

³⁷⁴ Zu Lanz vgl. Paul Daim, *Der Mann, der Hitler die Ideen gab. Jörg Lanz von Liebenfels*, München 1958; Brigitte Hamann, *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München 1996; d. Verf., *Hitler und die Musik*, S. 121f.

³⁷⁵ Jörg Lanz von Liebenfels, *Die Blonden als Musik-Schöpfer* (Ostara, 73), Wien-Mödling 1913, S. 15.

³⁷⁶ William C. B. Sayers, *Samuel Coleridge-Taylor, Musician. His Life and Letters*, London u. a. 1915, S. 203.

³⁷⁷ Alex Haley, »Playboy Interview: Malcolm X«, in: *Playboy* (Mai 1963), S. 53–63. Zum »schwarzen« Beethoven vgl. Michael Broyles, *Beethoven in America*, Bloomington 2011, S. 267–291.

Rassenforschung im Nationalsozialismus

Medizinisch-biologische Forschung

Die nationalsozialistische Rassenforschung lässt sich in zwei Bereiche ausdifferenzieren. Die Grenzen waren fließend, aber mit aller Vorsicht lässt sich festhalten, dass »Rassenkunde [...] als eine anthropologische, Rassenhygiene als eine medizinische Wissenschaft mit einer klinischen Orientierung« verstanden wurde.³⁷⁸ In besonders enger Verbindung zur Vernichtungspolitik stand die Rassenhygiene, die der *Volks-Brockhaus* von 1939 definierte als die »Maßnahmen zur Pflege, Erhaltung und Verbesserung der rassischen Eigenart und Erbgesundheit eines Volkes«.³⁷⁹ Für sie wurden nicht nur enorme Geldmittel bereitgestellt, sondern auch moralische, berufs-ethische und juristische Schranken beseitigt, die bis dahin bestimmte Versuche verhindert hatten. Menschen, die Gegenstand des Interesses der Wissenschaftler waren, wurden für Versuche missbraucht und anschließend meist ermordet. Die Wissenschaft stellte der Politik ihre Expertise zur Verfügung, die wiederum stärker als je zuvor bereit war, politische Entscheidungsprozesse auf wissenschaftliche Ergebnisse zu stützen, weswegen man von einer wechselseitigen Instrumentalisierung sprechen kann.³⁸⁰ Dies verdeutlichen die Aktivitäten des *Kaiser-Wilhelm-Instituts für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik* in Berlin, das zur *Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft* gehörte, die nach dem Krieg in der *Max-Planck-Gesellschaft* aufging. Eugen Fischer, der das Institut von 1927 bis 1942 leitete und parallel von 1933 bis 1935 Rektor der Universität Berlin war, gehörte auch nach Kriegsende zu den Kapazitäten des Fachs. Er stellte seine wissenschaftliche Reputation u. a. für Maßnahmen wie die Zwangssterilisierung von Menschen zur Verfügung, die als erbbiologisch problematisch klassifiziert wurden. Zu den Institutsmitarbeitern zählte zeitweise auch Josef Mengele, der von Fischers Nachfolger Otmar von Verschuer während dessen Lehrtätigkeit in Frankfurt promoviert worden war und der als sein Lieblingsschüler galt.³⁸¹ Als KZ-Lagerarzt sandte Mengele aus Auschwitz Präparate seiner Menschenversuche an das Berliner Institut, und es ist anzunehmen, dass die damit verbundene Forschung zur Habilitation führen sollte.³⁸² Umbenannt und gewisser Themen entkleidet, wurde

³⁷⁸ Harten, *Rassenhygiene*, S. 3.

³⁷⁹ *Volks-Brockhaus*, S. 556.

³⁸⁰ Hans-Walter Schmuhl, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens«, 1890–1945*, Göttingen 1987, S. 8, 32.

³⁸¹ Benno Müller-Hill, *Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933–1945*, Reinbek bei Hamburg 1984, S. 158.

³⁸² Hans-Walter Schmuhl, *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*, Göttingen 2004, S. 475.

die Forschungsrichtung nach 1945 weitergeführt. Verschuer, der behauptete, von den Vorgängen in Auschwitz nichts gewusst zu haben, gehörte 1949 zu den Gründern der Akademie der Wissenschaften und der Literatur zu Mainz und wurde 1951 erster Inhaber des neu eingerichteten Lehrstuhls für Humangenetik der Universität Münster.

Die Rassenhygiene war eine Radikalisierung der Eugenik, einer zuerst vom englischen Naturforscher Francis Galton in *Hereditary Talent and Character* (1865) formulierten Lehre, deren Ziel es war, den Anteil positiv bewerteter Erbanlagen zu vergrößern. Von ihren Verfechtern, zu denen einige der angesehensten Forscher ihrer Zeit zählten, wurde dies als sozialpolitische Maßnahme zur Lösung gesellschaftlicher Probleme propagiert.³⁸³ Sie gingen davon aus, dass neben bestimmten geistigen und körperlichen Krankheiten auch Abweichungen vom sozial akzeptierten Verhalten wie Alkoholismus und unsteter Lebenswandel vererbt werden. Dies führte dazu, dass den normativen Vorgaben nicht entsprechende Personen gegen ihren Willen zu medizinischen Eingriffen gezwungen wurden, um ihre Fortpflanzung zu unterbinden. Gesetzeskraft bekamen die anfangs als progressiv geltenden Bestrebungen, denen sich vor allem bürgerlich-kirchliche Kreise entgegenstellten, zuerst in den USA, wo Indiana schon 1907 ein entsprechendes Gesetz einführte. In der Folgezeit erließ das Gros der amerikanischen Bundesstaaten Regelungen, denen sich die Schweiz, dann auch die skandinavischen Länder anschlossen und die teilweise bis in die 1970er Jahre Bestand hatten. Die Praxis im Nationalsozialismus ging jedoch weit über die in den genannten Ländern hinaus, da die Maßnahmen auf größere Bevölkerungsgruppen ausgedehnt und erheblich radikalisiert wurden; bis hin zur systematischen Ermordung von Menschen.

Medizinisch-biologische Methoden boten sich nicht vordringlich an für ein primär historisch ausgerichtetes Fach wie die Musikwissenschaft. Die komplexen Mechanismen von Vererbung, die im Zentrum der Rassenhygiene standen, spielten in der musikwissenschaftlichen Forschung keine Rolle. Die Klärung der Zusammenhänge zwischen körperlich-seelischer Disposition des Menschen und seinen musikalischen Äußerungen hätte eines Instrumentariums bedurft, über die die im Fach dominierende historische Ausrichtung nicht verfügte. Geeigneter wären die systematische und vergleichende Musikwissenschaft gewesen, die wegen der prominenten Rolle jüdischer Fachvertreter aber schwierig zu instrumentalisieren waren. Was es in diesem Forschungsbereich nach deren Vertreibung in Deutschland noch an Ansätzen gab, führte oft nicht weiter; so unterlegte 1939 der Musikpsychologe Albert Wellek der Antithese »Nord-Polyphonie gegen Süd-Homophonie« eine empirisch unterfütterte Typologie, die von einem linear hörenden »Nordtypen« und einem polaren »Südtypen« ausging, hielt eine Zuordnung dieser Typen zu den »Rassen« aber für zu spe-

³⁸³ Stefan Kühl, *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main ²2014, S. 10.

kulativ.³⁸⁴ Die Emigration von Forschern wie Erich Moritz von Hornbostel, Robert Lachmann und Curt Sachs führte zu einem enormen Kompetenzverlust im Bereich der systematischen Musikwissenschaft. Richard Eichenauer begrüßte dennoch ihre Vertreibung, da er ihnen unterstellte, die notwendige Forschung verhindert zu haben, denn eigentlich falle die »Rassen«-Thematik in ihren Bereich.³⁸⁵ Diese Einschätzung teilte Karl Blessinger, der für die fehlende Auseinandersetzung mit der Thematik verantwortlich machte, dass die systematische Musikwissenschaft schon bald nach ihrer Einrichtung »ganz und gar in die Hände von Juden und Judengenossen überging, deren namhafte Vertreter 1933 fast restlos als Emigranten über die Grenze gingen. Diese Leute stellten natürlich ihnen passende Gesichtspunkte in den Vordergrund.«³⁸⁶ Bis zu diesem Zeitpunkt hatten allerdings auch nichtjüdische Fachvertreter das Thema vermieden bzw. die vermuteten Zusammenhänge mitunter sogar verneint. 1923 war der Wiener Musikethnologe Robert Lach, ein scharfer Antisemit und später bekennender Nationalsozialist, zum Schluss gekommen, es sei vorerst unmöglich, »Rassen-, Völker- und Stammesverschiedenheiten in objektiv-exakter, über jederlei subjektive Gefühleindrücke hinaus entrückter, wissenschaftlich einwandfreier Weise bloßzulegen und bestimmte zuverlässige Kriterien und Merkmale musikalischer Rassen-, Völker- und Stammesstile zu gewinnen, geschweige denn allgemein gültige diesbezügliche Normen aufzustellen«.³⁸⁷

Jedoch waren die Ansätze von Fritz Bose und Wilhelm Heinitz soweit anschlussfähig an den medizinisch-naturwissenschaftlichen Diskurs, dass die Ergebnisse publiziert werden konnten in der *Zeitschrift für Rassenkunde und gesamte Forschung am Menschen*. Diese wurde von Egon von Eickstedt herausgegeben, dem Leiter des Instituts für Anthropologie der Universität Breslau. Die musikwissenschaftlichen Beiträge standen dort in unmittelbarer Nähe zu denen namhafter Rassenforscher: Vor dem in Fortsetzungen publizierten Aufsatz von Bose fanden sich Beiträge von Günther, der über den »Höhenindex des Kopfes« referierte, und von Ilse Schwiedetzky, der rechten Hand des Herausgebers, die gleichfalls Aspekte der Schädelmessung behandelte. Inhaltlich dokumentieren die weiter unten behandelten Ansätze eine ins »Rassische« verschobene Musikethnologie. Bose präsentierte Ergebnisse seines Habilitationsvorhabens, in dem er den verschiedenen »Rassen« genau benennbare Klangstile zuzuordnen versuchte. Dazu hatte er Schallplattenaufnahmen herangezogen und

³⁸⁴ Albert Wellek, *Typologie der Musikbegabung im deutschen Volke. Grundlegung einer psychologischen Theorie der Musik und Musikgeschichte. Mit allgemeinpsychologischen Beiträgen zur »Tonhöhen«-Unterschiedsempfindlichkeit*, München 1939, S. 255, 264, 280ff.

³⁸⁵ Richard Eichenauer, »Über die Grundsätze rassenkundlicher Musikbetrachtung«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 22–47, hier S. 22f.

³⁸⁶ Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis«, S. 673.

³⁸⁷ Robert Lach, »Das Rassenproblem in der vergleichenden Musikwissenschaft«, in: *Berichte des Forschungsinstitutes für Osten und Orient* 3 (1923), S. 107–122.

sich von drei (!) seit Langem in Deutschland ansässigen Afrikanern Lieder vorsingen lassen. Heinitz' Aufsatz ordnet sich in sein durch weitere Publikationen dokumentiertes Anliegen ein, die biologische Ausstattung des Menschen mit seinen kulturellen Äußerungen zu verbinden. In der *Zeitschrift für Rassenkunde* äußerte er sich zu afrikanischer Musik, wofür er anhand von Transkriptionen und Aufnahmen Melodien und Musiker hinsichtlich »ihrer Hebigkeit und ihren physiologischen Bewegungen« analysierte. Mit Hebigkeit meinte er nicht den Rhythmus der gesungenen Sprache, sondern den »persönlichen, darüber hinaus aber auch völkischen und rassischen Rhythmus« der Menschen. Diese teilte er in sechs Typen ein, die wiederum durch weitere Merkmale ergänzt wurden, was zu kryptischen Formeln wie »6,6 I/IV D« für die afrikanische Volksgruppe der Pygmäen führte,³⁸⁸ deren Erkenntnisgewinn nicht ohne Weiteres ersichtlich ist. Als Nutzanwendung seiner Methode schlug Heinitz beiläufig vor, sie könne auch der Identifikation jüdischer Anteile bei Menschen und Kunstwerken dienen. Damit wollte er sie offensichtlich dem Herausgeber nützlich erscheinen lassen. Eickstedt zählte zu den Gutachtern, die vom Reichssippenamt herangezogen wurden, um die etwaige jüdische Abstammung von Personen mit unklarer Vaterschaft zu klären, was für die Begutachteten dramatische Folgen haben konnte.³⁸⁹

Verbindungen weiterer Musikwissenschaftler zu den Protagonisten der verbrecherischen Forschung am Menschen gab es über die Forschungsgemeinschaft Deutsches Ahnenerbe. Ursprünglich rein geisteswissenschaftlich ausgerichtet, bekamen naturwissenschaftliche Methoden dort immer mehr Gewicht. Hochkriminellen Charakter bekam die Einrichtung unter anderem durch das ihr angeschlossene Institut für wehrwissenschaftliche Zweckforschung, das 1943 / 1944 in den Konzentrationslagern Dachau und Natzweiler tödliche Menschenversuche durchführte. Für seine Beteiligung an der Ermordung jüdischer Häftlinge zum Zwecke anthropologischer Forschung wurde Wolfram Sievers, der Geschäftsführer des Ahnenerbes, in den Nürnberger Ärzteprozessen zum Tode verurteilt und 1948 gehexkt.³⁹⁰ Sievers koordinierte auch die musikbezogene Forschung, die er mit besonderem Interesse verfolgt haben dürfte, da er eine starke persönliche Neigung zur Musik hatte.³⁹¹ An ihn wandten sich Musikwissenschaftler, die Zugang zu den Ressourcen der SS suchten. Erich Schenck bot zur Bekräftigung seines Wunsches nach finanzieller Unterstützung sogar an, das von ihm von 1940 bis 1971 geleitete Seminar für Musikwissenschaft der Universität

³⁸⁸ Wilhelm Heinitz, »Rassische Merkmale an afrikanischem Musikgut«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen* 12 (1941), S. 9–19, hier S. 10f., 17.

³⁸⁹ Alexandra Przyrembel, »Rassenschande. Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus«, Göttingen 2003, S. 120ff.

³⁹⁰ Zu den Verbrechen des Ahnenerbes siehe Julien Reitzenstein, *Himmlers Forscher. Wehrwissenschaft und Medizinverbrechen im »Ahnenerbe« der SS*, Paderborn 2014.

³⁹¹ Kater, *Das »Ahnenerbe« der SS*, S. 28.

Wien in den Dienst des Ahnenerbes zu stellen.³⁹² Auch ohne Kenntnis der dort begangenen Verbrechen muss allen Beteiligten klar gewesen sein, wie die zur SS gehörende Einrichtung einzuordnen war. Dem zeitweise in Ungnade gefallenen Hans Joachim Moser eröffnete die Zusammenarbeit allerdings neue Karrierechancen, obwohl dort missfiel, dass er sich, obwohl er nur an einigen Publikationen mitgewirkt hatte, als ihr Mitarbeiter ausgab. Daraufhin sei es ihm gelungen, vermutete Sievers, »bei Behörden bzw. Dienststellen der Partei wieder Fuss zu fassen«.³⁹³

Anthropologisch-kulturgeschichtliche Theorien

Die Musikwissenschaft knüpfte eher an die Bereiche der Rassenkunde an, die in oberflächlicher Weise naturwissenschaftliche Methoden einbanden, bei der aber kulturgeschichtliche Fragen im Vordergrund standen. Eine populärwissenschaftliche Definition beschreibt die Rassenkunde als die »Wissenschaft von den Rassen der Menschheit, ihren Eigenschaften und ihrer Geschichte«.³⁹⁴ Der Blick in die Geschichte war entscheidend für die Hierarchisierung der Menschen, denn Kulturfähigkeit wurde in erster Linie von historischen Leistungen abgeleitet – so subjektiv diese Einschätzungen waren. Im Gegensatz zur Rassenhygiene, die über Deutschland hinaus weithin als Wissenschaft galt, waren die historischen Ansätze umstritten. Der Arzt Walter Groß, der Leiter des Rassenpolitischen Amtes, erklärte sie zu einer »ganz selbständige[n] Parallelerscheinung« der medizinisch ausgerichteten Forschung; sie sei die »niemals beweisbare Schau einzelner genialer Männer« wie Arthur de Gobineau und Houston S. Chamberlain, keine exakte Wissenschaft.³⁹⁵ Der Eindruck einer Pseudowissenschaft wird dadurch gestärkt, dass die Anhänger ihre Ideen gerne mit dem Hinweis auf die Befangenheit der Kritiker gegen Einwände zu immunisieren versuchten; insbesondere bei jüdischer Abstammung. Sie behaupteten, bestimmte Erkenntnisse seien nur »hochrassigen« Menschen zugänglich, was die Lehren zu einer hermetischen Weltanschauung machte, die sich in weiten Teilen einer rationalen Kritik entzog.³⁹⁶ So forderte Fritz Stege, der Schriftleiter der *Zeitschrift für Musik*, ein Urteil über nordisches Wesen dürfe nur der abgeben, dessen eigene »rassische Ver-

³⁹² Wolfram Sievers an Erich Schenk vom 26. Oktober 1942, Bundesarchiv Berlin, NS 21/800.

³⁹³ Wolfram Sievers an Otto Plassmann vom 20. Mai 1940, Bundesarchiv Berlin, NS 21/405.

³⁹⁴ *Volks-Brockhaus*, S. 556.

³⁹⁵ Peter Weingart, *Rasse, Blut und Gene. Die Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*, Frankfurt am Main 1988, S. 376.

³⁹⁶ Köck, *Völkische Bewegung*, S. 75.

anlagung« ihn dafür prädestiniere. »Es wäre absurd, wenn sich ein Angehöriger des jüdischen Rassengemisches herausnehmen wollte, Richtlinien in Fragen nordischer Kunstbewertung zu geben.«³⁹⁷

Bis in die späte Weimarer Republik gab es eine charakteristische Trennung von diesen Texten zur universitären Wissenschaft, und obwohl völkisch-nationalistische Autoren eine enorme Leserschaft hatten, gelangten nur wenige ihrer Aufsätze in etablierte Fachzeitschriften.³⁹⁸ Der Konflikt mit der akademischen Welt schwächte sich erst in den 1920er Jahren allmählich ab und wurde durch die Hochschulpolitik im »Dritten Reich« aufgelöst, die die Verschränkung von Hochkultur und nordischem Menschen zum Forschungsziel erklärte. Im Zuge der Übersiedlung aus der völkischen Publizistik in die akademische Wissenschaft wuchs das Bedürfnis nach Professionalisierung. Fritz Bose begrüßte 1933, dass die Thematik endlich in den Mittelpunkt des Interesses gerückt sei, denn »lange genug hat die offizielle Wissenschaft die Beschäftigung mit Rassenproblemen vernachlässigt und damit dem Dilettantismus aller Schattierungen weitesten Spielraum gegeben«.³⁹⁹ In der Praxis war dies kaum umsetzbar und das Fehlen standardisierter Verfahren führte trotz ähnlicher Ausgangshypothesen auch in den folgenden Jahren zu teils diametralen Ergebnissen: Während Richard Eichenauer vom autochthonen Charakter nordischer Mehrstimmigkeit so überzeugt war, dass er ihr eine eigene Schrift widmete,⁴⁰⁰ kam Fritz Metzler zum Ergebnis, dass »bei der nordischen Rasse das Gefühl für Melodik ungleich stärker entwickelt ist als das der Harmonik«.⁴⁰¹ Diese Widersprüche finden sich nicht nur bei wissenschaftlich fragwürdigen Parteiforschern, sondern auch bei anerkannten Musikwissenschaftlern. Bei der von böhmischen Musikern geprägten Mannheimer Schule konstatierte Friedrich Blume eine dem Deutschen fremde seelische Haltung, die »von tänzerischer Beschwingtheit, von weicher Gefühlsbeseelung und sinnlichem Lebensgenuss«⁴⁰² spreche. Dagegen kam Ernst Bücken zum Ergebnis, dass trotz der Herkunft von Johann Stamitz, Franz Xaver Richter und Anton Filz vieles »in die Richtung deutscher Musikanlage und Musikbegabung« weise.⁴⁰³

Wollte man musikwissenschaftliche Ausführungen mit einem rassentheoretischen Anstrich versehen, dann war es naheliegend, die weit verbreiteten Schriften von Hans F. K. Günther als Ausgangspunkt zu nehmen. Dass dessen Rassenlehre mit dem Nati-

³⁹⁷ Fritz Stege, »Deutsche und nordische Musik«, in: *Zeitschrift für Musik* 101 (1934), S. 1269–1270.

³⁹⁸ Köck, *Völkische Bewegung*, S. 368.

³⁹⁹ Bose, »Musik und Rasse«, S. 177.

⁴⁰⁰ Richard Eichenauer, *Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele*, Wolfenbüttel und Berlin 1938.

⁴⁰¹ Metzler, »Der ostische Stil im deutschen Volkslied«, S. 238.

⁴⁰² Blume, *Rasseproblem*, S. 75.

⁴⁰³ Ernst Bücken, »Die Bedeutung von Stammostum und Landschaft in der deutschen Musik des 18. und 19. Jahrhunderts«, in: *Die Musik* XXVII / 2 (November 1934), S. 161–166, hier S. 162f.

onalsozialismus gleichgesetzt wurde, macht ein misslungenes Attentat deutlich, das 1931 auf ihn verübt wurde: Der Attentäter war mit der Absicht angereist, den NS-Politiker Alfred Rosenberg zu erschießen, aber als er ihn im Gedränge einer Veranstaltung aus den Augen verlor, wählte er den Rassentheoretiker als neues Opfer.⁴⁰⁴ Im Gegensatz zur Rassenhygiene, die naturwissenschaftliche Kenntnisse voraussetzte, waren Günthers Thesen auch medizinischen Laien verständlich. Sie ließen sich leicht an Fragen der Kunst anschließen, wofür er selbst Perspektiven aufgezeigt hatte, indem er die Annahmen über die Zusammenhänge von Äußerem und Innerem der einzelnen »Rassen« durch kunsttheoretische Diskurse ergänzte, die gelegentlich auch den Bereich der Musik streiften. In einer »neuen« Musikwissenschaft musste man sich ohnehin mit seiner Lehre auseinandersetzen, da sie das Fundament von Eichenauers Monografie *Musik und Rasse* war, an der sich die Forschung trotz aller offenkundigen Unzulänglichkeiten zuvorderst abarbeiten musste. Günther vermengte seriöse anthropologische Forschung, althergebrachte Völkerstereotype und pseudowissenschaftliche Theorien zu einem schwer entwirrbaren Konglomerat. Weitreichende politische Bedeutung bekamen seine Schriften durch die dystopische Prophezeiung, dass die aktuelle Bevölkerungsentwicklung zum Untergang der Menschheit führe.⁴⁰⁵ Es sei daher dringlich, dass »das nordische Blut, dem die geschichtliche Größe aller indogermanischen Völker zu danken ist, wieder erstarkt und nordische Menschen wieder zahlreich, kinderreich und führend werden«.⁴⁰⁶ Obwohl er an seinem Antisemitismus keinen Zweifel ließ, stand das Judentum nicht im Mittelpunkt seines Interesses. Da er sich vornehmlich mit den Europäern befasste, zu denen er die Juden nicht zählte, standen sie wie die »Zigeuner« und die außereuropäischen Menschen am Rande seines eigentlichen Systems. In den ersten elf Auflagen (1922–1929) der *Rassenkunde des deutschen Volkes* wurden sie im Anhang behandelt, dann wurden die Beschreibungen in eine gesonderte *Rassenkunde des jüdischen Volkes* (1930) verschoben, die aber nur auf geringes Interesse stieß und im Gegensatz zu den meisten seiner Schriften nicht erneut aufgelegt wurde. Günther verfolgte die ausgrenzende Strategie, die angebliche Fremdartigkeit der Juden herauszuarbeiten; sie seien eine Mischung aus vorderasiatischer und orientalischer »Rasse«, die wegen ihrer seelischen Andersartigkeit nicht nach Deutschland gehöre und nach Palästina auswandern müsse.⁴⁰⁷ Damit bediente er die Vorstellung biologischer Andersartigkeit, die sich im Zuge der Verdrängung des religiös motivierten Antijudaismus durch den modernen Antisemitismus im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts verbreitet hatte. Der Journalist Wilhelm Marr hatte in *Der Sieg des Judenthums über das Germanenthum – Vom nichtconfes-*

⁴⁰⁴ Lutzhöft, *Der nordische Gedanke in Deutschland*, S. 41.

⁴⁰⁵ Hans F. K. Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, München 1930, S. 462ff.

⁴⁰⁶ Ebd., S. 464.

⁴⁰⁷ Hans F. K. Günther, *Rassenkunde des jüdischen Volkes*, München 1930, S. 324, 343f.

sionellen Standpunkt aus betrachtet (1879) den Juden nicht die Christen, sondern die Germanen gegenübergestellt, womit er den Fokus vom Konfessionellen auf die »Rasse« verschob.⁴⁰⁸ Dieser auch von Chamberlain popularisierte Gegensatz führte dazu, dass in Deutschland Persönlichkeiten wie Gustav Mahler trotz ihrer Konversion zum römisch-katholischen Glauben weiterhin als Juden wahrgenommen wurden.

Lehmann, Günther, Clauß

Dem Arzt Gustav Blume schien es 1948, wie die Französische Revolution ihren Beaumarchais gehabt habe, besitze die »Machtergreifung« ihren Hans F. K. Günther. Es sei gar nicht abzuschätzen, »wie viele Millionen Deutsche und insbesondere Pgs [Parteigenossen]« aus seinen Büchern »ihre Rassenkenntnisse und ihre ›nordische Weltanschauung‹, d.h. ihren blinden, ahnungslosen Dünkel geholt haben«.⁴⁰⁹ Obwohl Günther als das Aushängeschild fungierte, erscheint als die eigentlich treibende Kraft der Münchner Verleger Julius Friedrich Lehmann, der nach eigener Aussage ganz vom »Rassendank« beherrscht war.⁴¹⁰ Lehmann setzte Günther überhaupt erst auf das Thema an, finanzierte zeitweise seinen Lebensunterhalt und verlegte 15 seiner Bücher. Mit der *Zeitschrift für Rassenphysiologie* und dem *Archiv für Rassen- und Gesellschaftsbiologie* schuf Lehmann einen publizistischen Rahmen, in dem sich die wachsenden Aktivitäten in diesem Bereich artikulieren konnten. Unter den zahlreichen von ihm verlegten Schriften befanden sich auch einige von Ludwig Ferdinand Clauß sowie das Standardwerk der Rassenhygiene, der *Grundriss der menschliche Erblehre und Rassenhygiene* (1921) von Erwin Bauer, Eugen Fischer und Fritz Lenz. Auch die Übertragungen auf die Künste gingen auf Lehmanns Initiative zurück, denn Teil seiner Bestrebungen, den rassenkundlichen Aspekt in allen Bereichen durchzusetzen, waren Paul Schultze-Naumburgs *Kunst und Rasse* (1929) und Richard Eichenauers *Musik und Rasse* (1932).⁴¹¹

Am Ende des 19. Jahrhunderts bestand durch die allgemeine Ausweitung des Gesundheitswesens ein großer Bedarf an medizinischer Literatur, auf den der 1890 gegründete J. F. Lehmanns Verlag mit einem breiten Spektrum an Schriften aus allen medizinischen Fachrichtungen reagierte. Der wirtschaftliche Erfolg ermöglichte es dem Verleger, sich ab 1896 auch politischen Themen zu widmen. Zahlreiche Publi-

⁴⁰⁸ Peter Pulzer, *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1967–1914*, Göttingen 2004, S. 105f.

⁴⁰⁹ Gustav Blume, *Rasse oder Menschheit? Eine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Rassenlehre*, Dresden 1948, S. 84f.

⁴¹⁰ Julius Friedrich Lehmann, *Vierzig Jahre Dienst am Deutschtum 1890–1930*, München 1930, S. 40.

⁴¹¹ Brigitte Lohff, »Das Buch als Tat in Deutschland Namen.« Die Medienpolitik des Verlegers Julius Friedrich Lehmann, in: *Die »rechte Nation« und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979*, hg. von Sigrid Stöckel, Berlin 2002, S. 241–258, hier S. 255.

kationen, bei denen er sich oft stark in die Textredaktion einbrachte, entstanden im Kontext des *Alldeutschen Verbands*, dem er einen »gut Teil seiner Lebensarbeit« widmete.⁴¹² Als Nationalsozialist der ersten Stunde war Lehmann bereits 1920 der Partei beigetreten, die er auch finanziell unterstützte. 1923 gehörte sein Schwiegersohn Friedrich Weber zum engsten Kreis der Verschwörer des Hitler-Ludendorff-Putschs und wurde anschließend mit Adolf Hitler in Landsberg am Lech inhaftiert. Lehmann hielt sich im Hintergrund, veranlasste aber, dass die im Münchner Bürgerbräukeller von SA-Männern festgesetzten Mitglieder der bayerischen Regierung in seine Villa verbracht und dort über Nacht festgehalten wurden. Die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler 1933 empfand er als eine »Erlösung«,⁴¹³ im »Dritten Reich« konnte er aber keine wesentliche Rolle mehr spielen, da er 1935 verstarb.

Mit seinem politischen Verlagsprogramm bediente Lehmann die Ziele der extremen Rechten. Aufsehen erregte die zweibändige Schrift *Gefesselte Justiz* (1930 / 1931) von Gottfried Zarnow, der den Umgang der Justizbehörden mit den sogenannten »Fememorden« als politisch gesteuert angriff. Dabei handelte es sich um politische Morde, denen Personen zum Opfer gefallen waren, die Geheimnisse rechtsradikaler Organisationen verraten hatten oder dies zumindest beabsichtigten. Weiterhin machte Lehmann die amerikanische »Rassentrennung« in Deutschland bekannt durch Lothrop Stoddards *The Revolt Against Civilization. The Menace of the Under Man* (1922; dt. 1925), das den mit dem Bolschewismus verknüpften Begriff des »Untermenschen« popularisierte. Madison Grant, zu dessen Anhängern der Komponist und Pianist Percy Grainger zählte,⁴¹⁴ entwarf in *The Passing of the Great Race* (1916; dt. 1925) eine Theorie nordischer Vorherrschaft, die den Afroamerikanern eine Rolle zuwies als »gutwillige Gefolgsleute, die nichts anderes verlangen, als gehorchen und die Ideale und Wünsche der Herrenrasse fördern zu dürfen«.⁴¹⁵ Als Mitbegründer des Bronx Zoo war Grant an einer der empörendsten Handlungen der Einrichtung beteiligt, bei der 1906 der aus dem Kongo stammende Pygmäe Ota Benga zusammen mit einem Orang-Utan im Affenhaus ausgestellt wurde.⁴¹⁶ Grant und Stoddard trugen mit ihren Schriften zu gesetzlichen Regelungen bei, durch die die Zuwanderung von Ost- und Südeuropäern in die USA eingeschränkt und die von Asiaten ganz unterbunden wurde. Dies wurde von nationalsozialistischen Politikern genau beobachtet, weshalb es dem Rechtshistoriker James Whitman nicht abwegig erscheint,

⁴¹² Melanie Lehmann, *Verleger J. F. Lehmann. Ein Leben für Deutschland*, München 1935, S. 19.

⁴¹³ Ebd., S. 79.

⁴¹⁴ Malcolm Gillies und David Pear, »Percy Grainger and the American Nordicism«, in: *Western Music and Race*, hg. von Julie Brown, Cambridge 2007, S. 115–124.

⁴¹⁵ Madison Grant, *Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas*, München 1925, S. 64.

⁴¹⁶ Jonathan Peter Spiro, *Defending the Master Race: Conservation, Eugenics, and the Legacy of Madison Grant*, Burlington 2009, S. 46.

das nationalsozialistische Programm der frühen 1930er Jahre als eine rigorosere Verwirklichung amerikanischer Maßnahmen gegenüber Minderheiten zu betrachten.⁴¹⁷

Nach dem Ende des Ersten Weltkriegs plante Lehmann »ein Buch, das gewissermaßen als Gegenstück zu den üblichen Tier- und Pflanzenbüchern die Menschen der verschiedenen deutschen Stämme und Landschaften in Bild und Wort darstellen sollte«. Von ihm angefragte Anthropologen hielten den Plan für undurchführbar, da stieß er auf Günther, dessen Roman *Ritter, Tod und Teufel* (1920) einen rassenkundlichen Abschnitt enthält. Lehmann lud Günther zu einer gemeinsamen Bergwanderung ein, bei der der Verleger dessen anthropologische Kenntnisse anhand des Weges kommender Wanderer und Bauern abprüfte. Dies fiel zur Zufriedenheit Lehmanns aus, der zum Schluss kam, »das ist der Mann, den du seit Jahren suchst, der die Fähigkeiten besitzt, eine Rassenkunde des deutschen Volks zu schreiben«. Er stellte daraufhin finanzielle Mittel zur Verfügung, die es Günther ermöglichen, sich der Ausarbeitung der Schrift zu widmen.⁴¹⁸ Mit dieser Unterstützung verfolgte Lehmann neben politischen auch wirtschaftliche Ziele: Die 1922 erstmals erschienene, in den darauffolgenden Jahren mehrfach überarbeitete *Rassenkunde des deutschen Volkes* wurde ein Bestseller – bis 1942 wurden 124.000 Stück gedruckt, die Kurzfassung als *Kleine Rassenkunde des deutschen Volkes* (1929) kam bis zu diesem Zeitpunkt sogar auf 295.000 Exemplare.

Günther hatte in Freiburg vergleichende Sprachwissenschaften und Germanistik studiert und war 1914 mit der Arbeit *Über die Quellenherkunft des Volksbuches von Fortunatus und seinen Söhnen* promoviert worden. Er war also kein ausgebildeter Anthropologe, obwohl er dies in seinen Texten zu suggerieren versuchte, sondern hatte lediglich einige Vorlesungen bei Eugen Fischer gehört. Von der anthropologischen und erbbiologischen Forschung wurde Günther daher mitunter als unwissenschaftlich abgelehnt, auch störte man sich an seinen wertenden Beschreibungen.⁴¹⁹ 1919 absolvierte er die Kriegsteilnehmerprüfung für das höhere Lehramt und begann zu unterrichten. Akademische Weihen wurden seinen Arbeiten erst zuteil, nachdem Nationalsozialisten wichtige Schaltstellen in der Wissenschaft eingenommen hatten. 1930 wurde er auf Weisung von Wilhelm Frick, des thüringischen Staatsministers für Inneres und Volksbildung und späteren Reichsministers des Innern, und gegen die Voten der Hochschul- und Fakultätsleitung, auf eine neu geschaffene Professur für Sozialanthropologie an der Universität Jena berufen, wobei auch Adolf Hitler an der Antrittsvorlesung teilnahm. 1935 wechselte er an die Berliner Universität, wo man für ihn die »Anstalt für Rassenkunde, Völkerbiologie und Ländliche Soziologie« einrichtete, deren Zwittercharakter als geistes- und naturwissenschaftliche Einrichtung

⁴¹⁷ James Q. Whitman, *Hitler's American Model. The United States and the Making of Nazi Race Law*, Princeton 2017, S. 208.

⁴¹⁸ Lehmann, *Vierzig Jahre Dienst am Deutschtum*, S. 40.

⁴¹⁹ Etzemüller, *Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen*, S. 142.

dadurch zum Ausdruck kam, dass sie gleichzeitig der Philosophischen und der Landwirtschaftlich-Tierärztlichen Fakultät zugeordnet war. Da ihm öffentliche Auftritte nicht lagen, ließ er sich 1940 an die Universität Freiburg versetzen, wo er sich ausschließlich der Forschung widmen konnte.⁴²⁰ Dort wurde er nach dem Krieg entlassen und drei Jahre interniert, 1951 im Entnazifizierungsverfahren aber nur als Mitläufer eingestuft. Seine Ideen stießen in rechtsextremen Kreisen weiterhin auf Interesse, vor allem in den USA, wo Anhänger der Rassentrennung explizit den Kontakt zu ihm suchten.⁴²¹ Im äußersten rechten Milieu werden seine Schriften, von denen einschlägige Kleinverlage Neuauflagen anbieten, gelegentlich noch heute herangezogen.

Anschlussmöglichkeiten für die Musikwissenschaft boten auch die von Lehmann verlegten Schriften des promovierten Philosophen Ludwig Ferdinand Clauß, eines ehemaligen Assistenten von Edmund Husserl. Die Widersprüchlichkeit der in der Anthropologie erhobenen physischen Befunde führte nicht zur Aufgabe des Vorhabens, charakteristische Merkmale des Menschen zu ermitteln, sondern man wichen zunehmend auf eine diffuse Rassenpsychologie aus, die wissenschaftliche Beweise durch subjektive Überzeugungen ersetzte.⁴²² In Clauß' Rassenseelenkunde verschwammen die Grenzen zwischen Wissenschaft und Dichtung noch mehr als bei Günther, denn er brachte kaum Literaturhinweise, unterließ die Auseinandersetzung mit anderen Konzeptionen und naturwissenschaftlichen Begründungen. Clauß war Mitglied der SS und hielt 1936 im Braunhemd seine Antrittsvorlesung an der Berliner Universität, wo er als Dozent lehrte.⁴²³ Dennoch war seine Karriere alles andere als gradlinig, denn er hatte seine Völkerpsychologie im Nahen Osten erprobt, wo er zum Islam konvertiert war und vier Jahre lang mit seiner jüdischen Mitarbeiterin Margarete Landé unter Beduinen gelebt hatte. Als 1943 bekannt wurde, dass er noch immer mit Landé zusammenarbeitete, verlor er seine Stelle an der Universität, konnte aber bei der Betreuung muslimischer SS-Einheiten unterkommen. Walter Groß vom Rassenpolitischen Amt hielt es für unerträglich, dass »ein namhafter Rassenforscher eine Jüdin über zweieundzwanzig Jahre hin als engste Mitarbeiterin an seinem Lebenswerk beschäftigt« habe.⁴²⁴ Es gelang ihm, sie bis Kriegsende zu verstecken, wofür er 1981 postum von der Gedenkstätte Yad Vaschem als ein »Gerechter unter den Völkern« geehrt wurde. Die Entscheidung wurde 1996 revidiert, als das Komitee seiner Rolle im Nationalsozialismus gewahr wurde.

⁴²⁰ Harten, *Rassenhygiene*, S. 141.

⁴²¹ Kühl, *Internationale der Rassisten*, S. 297ff.

⁴²² Georg Linenthal, »Die jüdischen ›Rassenmerkmale‹: Zur Geschichte der Anthropologie der Juden«, in: *Medizinhistorisches Journal* 28 (1993), S. 173–198, hier S. 197f.

⁴²³ Lutzhöft, *Der nordische Gedanke in Deutschland*, S. 47f.

⁴²⁴ Zitiert nach ebd., S. 59.

Typologien von Körper und Seele

Im Nationalsozialismus existierten verschiedene Terminologien parallel, so unterschied Ludwig Ferdinand Clauß zwischen dem nordischen »Leistungsmenschen«, dem fälsischen »Verharrungsmenschen«, dem mediterranen »Darbietungsmenschen«, dem wüstenländischen »Offenbarungsmenschen«, dem vorderasiatischen »Erlösungsmenschen« und dem ostischen »Enthebungsmenschen«.⁴²⁵ Die weiteste Verbreitung fand das von Hans F. K. Günther im Anschluss an bestehende Klassifizierungen des Menschen entwickelte, im Detail immer wieder veränderte System, das die Europäer in sechs Haupt-»Rassen« auffächerte. In die Beschreibungen der äußeren Unterschiede der Menschen – Körpergröße, Kopfform, Haar-, Haut- und Augenfarbe – flossen die zahlreichen seit dem späten 19. Jahrhundert durchgeführten anthropologischen Reihenuntersuchungen ein, denen man gemeinhin wissenschaftliche Evidenz zubilligte. Seine Charakterisierungen der seelischen Merkmale gründeten hingegen teils auf bloßen Assoziationen, teils auf alten Völkerstereotypen, weshalb sie mitunter mit den noch heute gängigen Bildern übereinstimmen, die sich scheinbar aus der Lebenserfahrung speisen, tatsächlich aber durch Kunst und Kultur medial vermittelt werden. Friedrich Hertz schien es, man könne der Darstellung der körperlichen Merkmale des Judentums großenteils zustimmen, aber das Seelische habe Günther längst widerlegt antisemitischen Hetzschriften entnommen. Der hochspekulative Charakter auf diesem Gebiet werde besonders deutlich bei den historischen Betrachtungen, denn man konnte fragen, woher hat er »eigentlich dieses erstaunliche Wissen von der seelischen Eigenart von Rassen, die [...] nirgends mehr rein anzutreffen sind, ja deren ganze Existenz nur eine Hypothese ist?«⁴²⁶ Dabei kam Günther immer wieder zu Zirkelschlüssen, denn erst nahm er »willkürlich an, daß bestimmte Eigenschaften nur einer bestimmten Rasse zukommen, und dann schließt er aus dem Aufscheinen solcher Eigenschaften auf das Vorkommen dieser Rasse«.⁴²⁷

Günther wird nie müde zu betonen, die nordische »Rasse« sei allen anderen intellektuell, sittlich und körperlich weit überlegen, aber um seinen Ausführungen den Anschein von Objektivität zu geben, widmete er ihr vereinzelt kritische Bemerkungen wie die, Einfühlungsvermögen sei für sie nicht bezeichnend.⁴²⁸ Äußerlich erkenne man ihre Angehörigen daran, dass sie »hochgewachsen, langköpfig, schmalgesichtig mit ausgesprochenem Kinn« sind. Üblich seien »schmale Nase mit hoher Nasenwurzel« sowie »weiches, helles Haar; zurückliegende, helle Augen; rosigweiße Hautfarbe«.⁴²⁹ Ihre See-

⁴²⁵ Ludwig Ferdinand Clauß, *Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt*, Berlin ³1938, S. 13–112.

⁴²⁶ Friedrich Hertz, *Hans Günther als Rassenforscher*, Berlin 1930, S. 6, 11.

⁴²⁷ Ebd., S. 9f.

⁴²⁸ Hans F. K. Günther, *Rasse und Stil*, München ²1926, S. 24.

⁴²⁹ Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, S. 22.

Bilder deutscher Rassen 1



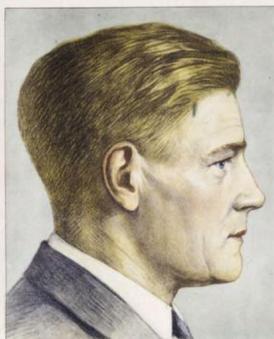
Formen: Großwüchsig, schlank, langköpfig, schmalgesichtig; Nase schmal; Haar wellig.



Nordische Rasse



Farben: Sehr hell, Haar goldblond, Augen blau bis grau, Haut rosig-weiß.



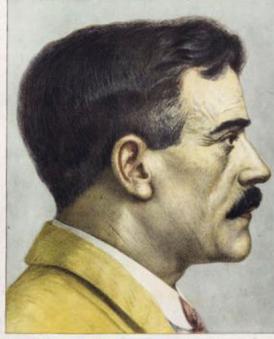
Formen: Sehr großwüchsig, wuchtig; langköpfig, breitgesichtig; Nase ziemlich schmal; Haar wellig oder lockig.



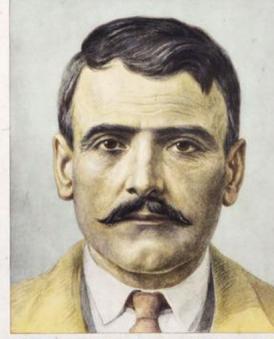
Fälische Rasse



Farben: Hell, Haar blond, Augen blau bis grau, Haut rosig-weiß.



Formen: Kleinwüchsig, schlank, langköpfig, mittelbreitgesichtig; Nase ziemlich schmal; Haar wellig oder lockig.



Westische Rasse



Farben: Sehr dunkel, Haar schwarz, Augen schwarz, Haut hellbraun.

Abb. 4: Schautafel nach Hans F. K. Günther, um 1935.

le kennzeichneten Urteilsfähigkeit, Wahrhaftigkeit und Tatkraft sowie ein fast schon übertriebener Gerechtigkeitssinn. Sie seien eher kühl und leidenschaftlich nur bei fachlichen Aufgaben, wozu auch die Musik zähle. Das Schaffen Johann Sebastian Bachs könne »als das höchste Beispiel jener gleichsam sachlichen Leidenschaft gelten. Die Leidenschaft des schöpferischen Wirkens erscheint nirgends mächtiger und unvergleichlicher; aber niemand würde man weniger im üblichen Sinne leidenschaftlich nennen als Bach.«⁴³⁰ Eine dichterische Begabung falle besonders auf, und auch die für die Musik; allerdings sei diese bei der dinarischen Rasse noch stärker vorhanden – die deutsche Tonkunst sei aus der Mischung der beiden hervorgegangen.⁴³¹

An zweiter Stelle seiner Hierarchie findet sich die »dinarische Rasse«, deren Bezeichnung vom dinarischen Gebirge in Südosteuropa abgeleitet wurde und die Günther im deutschsprachigen Raum vor allem in Bayern und Österreich situerte. Ihre Angehörigen seien »hochgewachsen, kurzköpfig, schmalgesichtig, mit steilem Hinterhaupt und starker herausspringender Nase, mit braunem oder schwarzem Haar, braunen Augen und bräunlicher Hautfarbe«.⁴³² Er schreibt ihnen eine Reihe positiver Eigenschaften zu wie eine große Tüchtigkeit, an den nordischen Menschen kommen sie jedoch nicht heran. Da sie »minder vordenklich« seien, eigneten sie sich nicht zu »weiter ausgreifenden Unternehmungen«, denn ihnen fehle die »seelische Feinheit« und »Kühnheit des Gedankens« des nordischen Menschen.⁴³³ Für die Wissenschaft seien sie weniger geeignet als nordische Menschen, dafür liege ihnen die Musik wie ihm Hector Berlioz, Anton Bruckner, Luigi Cherubini, Frédéric Chopin, Peter Cornelius, Joseph Haydn, Franz Liszt, Wolfgang Amadeus Mozart, Niccolò Paganini, Giuseppe Tartini, Giuseppe Verdi, Richard Wagner und Carl Maria von Weber bewiesen.⁴³⁴ Die seltener »fälische Rasse«, zu deren Vertretern er Daniel F. E. Auber und César Franck zählte, ordnete er gleichfalls recht hoch ein. Sie sei ein Überbleibsel des Cro-Magnon-Menschen und »sehr hochgewachsen, lang- bis mittelköpfig, breitgesichtig mit ausgesprochenem Kinn und breitem Unterkiefer, Nase von [...] mittlerer Breite, helles Haar, in niedrigen Höhlen liegenden helle (blaue oder graue) Augen, helle Haut«.⁴³⁵ Sie seien verschlossen, geduldig und standhaft, aber auch von geringer geistiger Beweglichkeit und zum Grübeln neigend.⁴³⁶

Als »ostische Rasse« bezeichnete er nicht die Osteuropäer, sondern die von anderen als »alpine Rasse« bezeichneten Menschen, die sich unter anderem im Südwesten Deutschlands und in der Schweiz finden lassen. Diese Menschen, denen er einen

⁴³⁰ Ebd., S. 192–195.

⁴³¹ Ebd., S. 213.

⁴³² Ebd., S. 22.

⁴³³ Ebd., S. 225.

⁴³⁴ Ebd., S. 226f.

⁴³⁵ Ebd., S. 24.

⁴³⁶ Ebd., S. 242f.

asiatischen »Einschlag« zuschrieb, seien »kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig mit unausgesprochenem Kinn; kurze, stumpfe Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes braunes oder schwarzes Haar; nach vorne liegende, braune Augen; gelblich-bräunliche Haut«.⁴³⁷ Ihr bedächtiges Wesen sei das des typischen Spießbürgers, »beschaulich, erwerbsam und engherzig« – das Edle, das Großzügige, das Heldenhafte und Großmütige seien »nicht die Werte, denen die ostische Seele zustrebt«.⁴³⁸ Die in Osteuropa lokalisierte »ostbaltische Rasse« sei gleichfalls »kurzgewachsen, kurzköpfig, breitgesichtig«, man erkenne sie durch die »ziemlich breite, eingebogene Nase mit flacher Nasenwurzel; hartes, helles Haar, leicht schief gestellt, erscheinende, nach vorn liegende helle Augen, helle Haut«. Geistig schwerfällig und wenig entschlussfreudig, neige sie zum Grübeln und zum Fantasieren, das dann verbissen verfolgt werde. Ihr Verstand sei minder scharf als der des nordischen Menschen, und ihre Reinlichkeit lasse zu wünschen übrig.⁴³⁹ Sie seien anfällig für Übersinnliches und Mystisches, weswegen Sekten regen Zulauf finden. Schöpferische Kraft haben sie vor allem in der Erzählung, der ihre gute Menschenkenntnis zugute komme, und der Tonkunst. Diese neige, dem ostbaltischen Wesen entsprechend, »zu verschwimmenden, ziehenden Weisen, weniger zum klaren Aufbau eines bewusst gegliederten Werkes«.⁴⁴⁰

Die Menschen des Mittelmeerraums ordnete er der »westischen Rasse« zu, die er beschreibt als »kleingewachsen, langköpfig, schmalgesichtig, mit weniger ausgesprochenem Kinn; schmale Nase mit hoher Nasenwurzel; weiches braunes oder schwarzes Haar; zurückliegende, dunkle Augen, bräunliche Haut«.⁴⁴¹ Ihre Angehörigen strebten mehr nach außen als der eher introvertierte Nordmensch, zwar seien sie herzlich, freundlich und geistig beweglich; »die Gefühle finden rasch ihren Ausdruck und äußern sich durch Beredsamkeit, ja Geschwätzigkeit; der Verstand fasst schnell auf, taugt aber weniger zu klarem Urteil«. Sie bedürften stärkerer Sinneseindrücke und liebten deshalb kräftigere Farben als nordische Menschen. Ihr Volkslied, das er mit Attributen wie »leicht, beweglich, leidenschaftlich, heiter« belegt, zeige daher »oft jene Glut leidenschaftlichen Ausdrucks, die den nordischen Menschen bald bewundernd als das Entgegengesetzte lockt, bald ihn befremdet und abstößt«. Besondere Schöpferkraft haben sie seiner Ansicht nach nicht, eine westische Malerei und Tonkunst gebe es kaum, »die großen italienischen Meister scheinen fast alle vorwiegend nordisch oder nordisch-dinarisch zu sein«.⁴⁴²

⁴³⁷ Ebd., S. 23.

⁴³⁸ Ebd., S. 229.

⁴³⁹ Ebd., S. 239f.

⁴⁴⁰ Ebd., S. 238.

⁴⁴¹ Ebd., S. 22.

⁴⁴² Ebd., S. 215–217.

Themen

Heroen der Musikgeschichte

Rassentheoretische Deutungen

Nationalgeschichtlich ausgerichtete Historiografie betrachtet üblicherweise die »großen Komponisten« des eigenen Volks. Vor dem Hintergrund eines Geschichtsbilds, bei dem kulturelle Leistungen biologistisch erklärt wurden, gab es Bemühungen, die Heroen der deutschen Geschichte auch aus dem Blickwinkel der »Rasse« zu beleuchten. Raum fanden derartige Zuordnungen historischer Persönlichkeiten, die für Kurt Blaukopf meist in »feuilletonistischer Manier«⁴⁴³ geschahen, vor allem in populärwissenschaftlichen Texten, von wo sie allmählich in die akademische Wissenschaft diffundierten. Ernst Bücken flocht schon in der ersten Hälfte der 1930er Jahre gelegentlich Einschätzungen ein, die seine Vertrautheit mit der Terminologie von Hans F. K. Günther bezeugten, wenn er Franz Schubert »ostische Behaglichkeit« attestierte und vermutete, Carl Maria von Weber gehöre »trotz seiner Herkunft aus dem nördlichen Eutin blutmäßig der alemannisch-dinarischen Rasse« an.⁴⁴⁴ Dabei bediente er sich nicht wenig Pathos, wenn er Georg Friedrich Händel geprägt sah durch »nordische[n] Eroberungsdrang«; während Johann Sebastian Bach sich verinnerlichte, machte sich Händel auf, »in wikingerhaft-kühner Fahrt die musikalische Welt zu durchstreifen, um schließlich im Spätwerk des Oratoriums das Betätigungsfeld zu finden, auf dem seine nordisch-deutschen Seelenkräfte ihren wirkungsvollen und artreinen Ausdruck finden konnten«.⁴⁴⁵ Die Sprache der Rassenlehren findet sich auch bei Rudolf Gerber, der den alten Vorwurf welscher Überfremdung der Deutschen in NS-Diktion übersetzte, wenn er klagte, die Eliten im 17. und 18. Jahrhundert seien den »Lockungen westischen Geistes« erlegen, während unter der Oberfläche »artfremden Wesens« der deutsche Geist einen neuen Aufbruch erlebte.⁴⁴⁶

Die Zuordnung von Komponisten zu den verschiedenen »Rassen« musste schon deshalb widersprüchlich ausfallen, weil die Überlieferung der äußereren Merkma-

⁴⁴³ Blaukopf, »Musikwissenschaft und Rassentheorie«, S. 89.

⁴⁴⁴ Ernst Bücken, *Musik aus deutscher Zeit*, Köln 1934, S. 34, 38.

⁴⁴⁵ Ebd., S. 13.

⁴⁴⁶ Gerber, »Deutsche Wesensform bei Händel und Gluck«, S. 108.

le oft keine eindeutigen Schlüsse zuließ. Wenn aus älteren Epochen Porträts (oder gar Schädel) vorlagen, war die Authentizität oft umstritten. Porträtmalerei oder Stiche sind häufig erkennbar idealisiert, und Schwarz-Weißfotos lassen sich Pigmentierungen von Augen, Haaren und Haut nicht immer zweifelsfrei entnehmen. Die Zuweisung des Seelischen, die im Laufe der Zeit gegenüber dem Äußeren immer weiter akzentuiert wurde, geschah meist aufgrund von Assoziationen, die die Lebensbeschreibungen oder das Hören von Musik der behandelten Komponisten hervorriefen. Die daraus resultierenden Unschärfen ließen es zu, die Deutungen fast beliebig den jeweiligen Diskurszielen anzupassen, weshalb die Zuordnungen unterschiedlicher Autoren sich häufig widersprechen. So schätzte Günther, der Beispiele für Angehörige weniger verbreiterter »Rassen« benötigte, wie schon erwähnt, César Franck als »vorwiegend fälschlich« ein.⁴⁴⁷ Dagegen glaubte Reinhold Zimmermann, der den belgischen Komponisten aus lokalhistorischen Motiven als Deutschen vereinnahmen wollte, im »ziemlich hochgewachsenen, schlanken, jedoch nicht hageren, rosig-hellhäutigen und blauäugigen Cäsar Franck einen Menschen nordischer Rasse« zu erkennen. Damit erkläre sich auch sein Außenseiterum, das sich begründe in der »Rassen«-Differenz zu seinen Pariser Zeitgenossen, »vorwiegend westischen ›Darbietungs-, also Form-, Phrasen- und Theatermenschen«.⁴⁴⁸

Die Überlegungen wurden von der Prämisse geleitet, dass sich die individuelle »rassische« Zusammensetzung auch im musikalischen Personalstil nachweisen lasse. Besonders Ambitionierte versuchten dies zu einem System auszubauen und der Studienrat Siegfried Günther kam zu folgenden Ergebnissen: »Nordische Musik charakterisiert [...] die betonte Zurückweisung vom sinnlich Klanglichen, alpine (ostische) die im engen Raum kreisende Melodik, mediterrane (westische) die überscharfe, ›pointierte‹ Akzentgebung, dinarische die Weite und Breite der Akkordspannungen, die derbe Art des körpergebundenen Rhythmus.«⁴⁴⁹ Die bei Weitem umfassendste Übertragung der Theorien auf die Musik war die Monografie *Musik und Rasse* (1932) von Richard Eichenauer, für den die Ausrichtung an Hans F. K. Günther (und in geringerem Maße an Ludwig Ferdinand Clauß) ein »weltanschauliches Bekenntnis« war.⁴⁵⁰ Günther war unmittelbar an Eichenauers Monografie beteiligt, da er laut Vorwort die »rassische Beurteilung« der behandelten Komponisten übernommen hatte.⁴⁵¹ Der Rassenforscher hatte auch den Kontakt zum Verleger Julius Friedrich Lehmann hergestellt, indem er Eichenauer das Lektorat des von diesem verlegten Buchs *Das Bauerntum als Lebensquell der Nordischen Rasse* (1929) von R. Walter Darré ver-

⁴⁴⁷ Günther, *Rassenkunde Europas*, S. 68.

⁴⁴⁸ Zimmermann, *César Franck*, S. 60–62.

⁴⁴⁹ S. Günther, »Rassenseelenforschung und Musikwissenschaft«, S. 43f.

⁴⁵⁰ Eichenauer, *Die Rasse als Lebensgesetz*, S. III.

⁴⁵¹ Richard Eichenauer, *Musik und Rasse*, München 1932, Vorwort.

mittelte.⁴⁵² Die Freundschaft mit dem späteren Reichsbauernführer erwies sich für die spätere Karriere Eichenauers als folgenreich, da dieser ihn 1935 zum Leiter der neu eingerichteten Bauernhochschule in Goslar bestellte.

In einer 1929 vorab erschienenen Projektskizze seines Vorhabens umriss Eichenauer als Forschungsziel, man müsse »die Stilmerkmale eines musikalischen Werks und den Eindruck, den es hinterläßt, mit den seelischen Rassebildern vergleichen, die uns verschiedene Forscher schon gezeichnet haben«. Eine größere Zahl derartiger Vergleiche ermöglichte es, »feste Beziehungen zwischen musikalischer Sonderart des Werkes und rassischer Zugehörigkeit des Schöpfers« abzuleiten.⁴⁵³ Seine wenig später entstandene Monografie erweist sich als wenig eigenständig, sodass der Musikkritiker Paul Bekker im Exil den Eindruck bekam, es handle sich um nicht mehr als eine »musikalische Paraphrase über die Rassenwerke von Günther«.⁴⁵⁴ Tatsächlich sah Eichenauer seine Aufgabe vor allem darin, die bereits auf andere Bereiche applizierte Theorie auf die Musik anzuwenden, wozu er Günthers Schriften über die damals aktuelle musikwissenschaftliche Literatur legte. Vor allem bediente er sich hierbei der Überblicksdarstellungen von Hans Joachim Moser, zu denen er ergänzend Literatur von anderen Musikwissenschaftlern hinzuzog. Vereinzelt verwendete Schriften jüdischer Autoren führte groteskerweise in NS-Kreisen zur Anfeindung, Eichenauer sei ein »Judenfreund«; man empfand es als skandalös, dass ein »nordisch denkender Rasseforscher« Guido Adler und Edgar Istel als Referenzen heranziehe.⁴⁵⁵ Wie viele rassentheoretische Publikationen ist sein Buch umfangreich bebildert, da dem Äußeren der behandelten Komponisten Relevanz für ihre Beurteilung zukam. Zahlreiche Notenbeispiele dienen dazu, den im Text beschriebenen emotionalen Eindruck der Musik demjenigen zugänglich zu machen, der mit den Werken nicht vertraut ist.

Eichenauer räumte ein, dass sein Vorhaben eigentlich noch umfangreicher Vorarbeiten bedurft hätte, aber dann hätte »es bis auf den Nimmermehrstag verschoben werden [müssen]. Zweifellos werden manche Dinge bald klarer, wahrscheinlich auch anders gesehen werden, als sie hier dargestellt werden. Die Erfahrung lehrt aber, daß genaue Untersuchungen häufig durch vorausnehmende Zusammenfassungen angeregt werden.«⁴⁵⁶ Damit nahm er die spätere Kritik vorweg, die fast durchgängig

⁴⁵² Horst Gies, *Richard Walter Darré. Der »Reichsbauernführer«, die nationalsozialistische »Blut und Boden«-Ideologie und Hitlers Machteroberung*, Wien u.a. 2019, S. 182f.

⁴⁵³ Richard Eichenauer, »Musik und Rasse«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 6 (1929), S. 97–104, hier S. 98.

⁴⁵⁴ Paul Bekker, »Musik und Rasse« [Rezension], in: *Pariser Tageblatt* 2 (1934), Nr. 69 (19.02.1934), S. 4.

⁴⁵⁵ Pretzsch, »Musik und Rassenforschung«, ohne Paginierung. In der Neuauflage rechtfertigte sich Eichenauer, es sei nur um das Referat von Tatsachen gegangen; er verwahre sich »gegen den Vorwurf der ›Judenfreundlichkeit‹«. Richard Eichenauer, *Musik und Rasse*, München² 1937, S. 12.

⁴⁵⁶ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 8.

zur Einschätzung kam, seine Arbeit sei wissenschaftlich unzureichend. Für Bekker behandelte das Buch »im Schaubudenstil ein Thema, das allenfalls unter das Mikroskop des Forschers gehört«. Man müsse Eichenauer, der sich als unfreiwilliger Komiker erweise, dankbar sein, denn er decke »die Konsequenzen der Rassentheorie mit naiver Sturheit auf«.⁴⁵⁷ Im nationalsozialistischen Deutschland fiel die Kritik weniger harsch aus, auch wenn Alfred Lorenz die Einteilungen als allzu simpel ablehnte: Von belastbaren Ergebnissen sei man noch weit entfernt, denn mit »Schlagworten ist nichts getan«.⁴⁵⁸ In der Regel betonte man die Notwendigkeit des Themas, kritisierte aber die Umsetzung; so bezeichnete Hans Engel das Buch als anregend, aber wissenschaftlich unbefriedigend.⁴⁵⁹ Willibald Gurlitt billigte ihm einen »unverlierbaren« Wert dadurch zu, dass es »das Tor zu einer lebensgesetzlich begründeten Musikgeschichte« aufgestoßen habe, äußerte sich aber ausweichend zur Herangehensweise; man müsse abwarten, inwieweit sie sich bewähre.⁴⁶⁰ Werner Korte bedauerte »das vorläufige Versagen in der Erhellung einer methodisch einwandfreien Brücke von der Erscheinungsform eines Kunstwerks zum Nachweis seiner bestimmten stammbes- und rassenbedingten, hinter den zeitbedingten Stilmerkmalen vermuteten, Grundhaltung«.⁴⁶¹ Ihm schien es, dass man mit Eichenauers Ansatz in bestimmten Fällen zu einleuchtenden Ergebnissen kommen könne, er sei aber zu subjektiv, um der »Größe der zu bewältigenden Aufgabe gerecht« zu werden. »Dieser Mangel wird von Gegnern sehr gern dazu benutzt, die Magerkeit der unsicheren Ergebnisse auf die insgeheim belächelte Ausgangsfragestellung ›Kunst und Rasse‹ zurückzuführen.« Es sei an der Zeit für einen ernsthaften Versuch, »Haltung und Methode der Geisteswissenschaft und einer neuen (völkischen) Wertwissenschaft sauber zu scheiden und der Letzteren einen Weg der Untersuchung vorzuschlagen«.⁴⁶² Fritz Bose glaubte »vielfach gefühlsmäßig die Richtigkeit seiner feinsinnigen Darstellung« zu spüren. Sie sei aber aus der Perspektive einer exakten Wissenschaft unbefriedigend, denn er hatte in NS-Kreisen Hörversuche durchgeführt, bei denen es selbst »rassenkundlich gebildeten Hörern« unmöglich war, »der Musik eines (ungenannten) Komponisten seine rassische Zugehörigkeit auch nur mit annähernder Wahrscheinlichkeit anzuhören«. Es gelang nicht, das Gemeinsame »gleichrassiger Komponisten (nach Günther und Eichenauer)« herauszuhören, da sich dieses auch in der Musik »entschie-

⁴⁵⁷ Bekker, »Musik und Rasse«, S. 4

⁴⁵⁸ Alfred Lorenz, »Musikwissenschaft im Aufbau«, in: *Zeitschrift für Musik* 106 (1939), S. 367–370, hier S. 368.

⁴⁵⁹ Engel, »Die Bedeutung Konstitutions- und psychologischer Typologien für die Musikwissenschaft«, S. 129.

⁴⁶⁰ Gurlitt, »Der gegenwärtige Stand der deutschen Musikwissenschaft«, S. 34.

⁴⁶¹ Korte, »Grundlagenkrise«, S. 669.

⁴⁶² Ebd.

den andersrassiger Zeitgenossen« fand.⁴⁶³ Fritz Stege sah das Buch als einen »ersten glücklichen Versuch« an, schränkte aber ein, man müsse mit der »mehr gefühls- als verstandesmäßigen Analyse nicht immer einverstanden sein«.⁴⁶⁴ Theophil Stengel und Herbert Gerigk lobten die Arbeit im *Lexikon der Juden in der Musik* (1940) als wichtige Pioniertat, stießen sich aber an »umstrittenen und anfechtbaren Feststellungen«.⁴⁶⁵ Sogar Siegfried Günther, der als Studienrat vor demselben biografischen Hintergrund wie Eichenauer publizierte, äußerte in seiner Rezension der zweiten Auflage nur ein vergiftetes Lob, indem er die Unzulänglichkeiten mit nationalsozialistischen Floskeln verbrämte. Eichenauer habe es gewagt

»mit kühnem Zugriff die Frage nach dem Rassischen in der Musik anzupacken und sich nicht erst in der Ausflucht erst vorzunehmender Vor- und Einzelarbeiten zu verkriechen. Es ist Kennzeichen nordischen Wissenschaftsdenkens, auch einmal vorschauend, selbst auf die Gefahr des Irrens hin, aus neuer Sicht heraus Probleme planvoll zu umreißen, anstatt immer nur im Zuge ostischen Sammelns von unten her und nicht vom Gestaltganzen den Bau des neuen Weltbilds zu wagen.«⁴⁶⁶

Nach Deutungen der germanischen und altgriechischen Musikgeschichte durchmaß Eichenauer die europäische Musikgeschichte. Im Anschluss an Hans F. K. Günther sah er die »Rassenseele« als letztlich besonders im Werk bestimmbar; das Äußere könne ergänzende Informationen liefern, denn aufgrund der fortgeschrittenen Vermischung der »Rassen« sei die »feste Zuordnung zwischen Körper und Seele [...] immer öfter gestört«. Ein Mensch könne z. B. körperlich nordische Züge tragen, aber seelisch vorwiegend ostisch geprägt sein.⁴⁶⁷ Nur bei wenigen Komponisten sah er Äußeres und Inneres zusammenfallen wie bei Jean-Philippe Rameau, dessen Musik nordische Züge zeige wie die »Kraft der Harmonie, Kunst des Kontrapunktes, besonders aber die ungewöhnliche Baukraft, die nicht Stückchen an Stückchen setzt, sondern gewaltige Bögen spannt«.⁴⁶⁸ Giovanni Pierluigi di Palestrina müsse ein nordisch-dinarischer Mischling gewesen sein, westisch könne er angesichts seiner musikalischen

⁴⁶³ Bose, »Musik und Rasse«, S. 177.

⁴⁶⁴ Fritz Stege, »ZukunftsAufgaben der Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Musik* 100 (1933), S. 489–490.

⁴⁶⁵ Theo Stengel und Herbert Gerigk, *Lexikon der Juden in der Musik. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke*, Berlin 1940, S. 7.

⁴⁶⁶ Siegfried Günther, »Rezension von Richard Eichenauer, Musik und Rasse (1937)«, in: *Archiv für Musikforschung* 3 (1938), S. 373–374.

⁴⁶⁷ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 12f.

⁴⁶⁸ Ebd., S. 151.

Nüchternheit unmöglich sein.⁴⁶⁹ Dagegen sehe Georges Bizet zwar nordisch aus, seine Oper *Carmen* sei aber der »vollendete Ausdruck westischen Wesens«.⁴⁷⁰ In der Tradition Gobineaus deutete er die Musikgeschichte als einen Verfallsprozess, der durch den Verfall des Blutes ausgelöst werde. Richard Strauss sei ein Beispiel dafür, dass man sich nicht durch das Äußere täuschen lassen dürfe. Er sehe zwar nordisch aus, sei aber »der glänzendste Vertreter der innerlich hohen Zeit«, denn er sei gänzlich »an den Geist der Zersetzung verloren gegangen«, obwohl man seine Musik im Gegensatz zu den »quälenden Mißgebürgern« der jüngsten Vergangenheit immerhin noch anhören könne.⁴⁷¹

Eichenauers Verweise auf das Äußere der Komponisten, auf ihren musikalischen Stil oder auf beides zugleich, geschah in vielfach willkürlicher Weise, sodass selbst von überzeugten Nationalsozialisten moniert wurde, er habe die Fakten dem Motto untergeordnet: »Bald so, bald so, wie es trifft!«⁴⁷² Entscheidende Schritte nahm er intuitiv vor, wobei die Suche nach musikalischen Entsprechungen für die angeblichen seelischen Eigenheiten der »Rassen« breiten Raum einnahm. So hatte Günther an der ostbaltischen »Rasse«, die man an einem gedrungenen Körperbau und einem kantigen, breiten Schädel mit stark ausgeprägtem Unterkiefer erkennen könne, einen »Drang zum Sichhineinwühlen in die eigene oder fremde Seele« bemerkt. Dazu komme »das scheinbar unvermittelte Umschlagen der Stimmungen, so daß das menschliche Auftreten des ostbaltischen Menschen zumeist den Eindruck dauernd gestörten Gleichgewichts macht«.⁴⁷³ Eichenauer meinte dies nun an der Musik Max Regers nachweisen zu können, denn die ostbaltischen Anteile erklärten »jenes bezeichnend Regersche Gefühl des Quälenden, eines freien Aufschwungs entbehrenden, in unbefriedigte Tiefen bohrenden, sich endlos und qualvoll um sich selber Drehenden«.⁴⁷⁴

Franz Liszt erschien ihm als dinarisch, während Engelbert Humperdinck aufgrund seines Äußeren und seiner »kindlich-heiteren« Musik als ostisch gedeutet wird. Hans Pfitzner, obwohl ein »nordisch-dinarischer Mischling«, sei »nordischer als Wagner, und daraus erklärt sich wohl, daß er an äußerer Bühnenwirksamkeit hinter diesem zurückbleibt«.⁴⁷⁵ Von der jeweiligen »Rasse« der Komponisten schloss Eichenauer auch auf die ihres typischen Publikums. Aus »hannoverschem und dietmarischem Blute« sei dasjenige von Johannes Brahms zusammengeflossen, denn gerade in diesen Gegenden finde sich »eine Schwerblütigkeit, die bis zu herber Verdüsterung, zu unwirscher Verschlossenheit, zu schmerzvoller Wehmutter« reiche. Brahms sei über-

⁴⁶⁹ Ebd., S. 134.

⁴⁷⁰ Ebd., S. 255.

⁴⁷¹ Ebd., S. 241.

⁴⁷² Pretzsch, »Musik und Rassenforschung«, ohne Paginierung.

⁴⁷³ Günther, *Rasse und Stil*, S. 26.

⁴⁷⁴ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 266.

⁴⁷⁵ Ebd., S. 242.

wiegend nordisch, was nicht nur sein Werk, sondern auch seine Anhänger charakterisierte, »die zu den Stillen im Lande gehören«. Dagegen seien die Verehrer des dinarischen Anton Bruckner wegen ihrer diesem verwandten Rassenseele mehr um Aufmerksamkeit besorgt.⁴⁷⁶ In der Nachfolge Ludwig Woltmanns und dem Niederschlag von dessen Ideen in Günthers Schriften, reklamierte er zahlreiche italienische Komponisten für die nordische »Rasse«. Die Anfänge der Florentiner Oper durch Jacopo Peri mit »Ernst und Redlichkeit, kühle[r] Sachlichkeit und wache[r] Verständigkeit, Scharfsinn und Gründlichkeit« verrieten ihm, obwohl nicht »nordische Gipfelgeister«, sondern nur »guter nordischer Mittelschlag« am Werke waren, »die Einwirkung nordischen Geistes aufs klarste«.⁴⁷⁷ Den als negativer Gegenpol zum nordischen Menschen diffamierten westischen Typ machte er hingegen verantwortlich für alles Negative wie den »Teufel des Virtuosenunwesens«.⁴⁷⁸ Als Inbegriff dieser »Rasse« erschien ihm der musikalische Verismo, denn er »atme jene leicht erregbare Leidenschaftlichkeit, die ein Kennzeichen stark westisch durchsetzter Bevölkerungen« sei. »Nicht auf vertiefte Innerlichkeit, sondern auf sichere Durchschlagskraft« arbeite er hin, was für ein nordisches Gefühl leicht einen »peinlich unedlen Beigeschmack« habe.⁴⁷⁹

Dem Judentum widmete sich Eichenauer nach vereinzelten Bemerkungen erst auf den letzten sechs Seiten, was er damit begründete, dass es für die neuere Musik von enormer Bedeutung sei, vor dem frühen 19. Jahrhundert aber keine Rolle gespielt habe. Felix Mendelssohn Bartholdy vereinte für ihn mit dem Vorderasiatischen und dem Orientalischen die Züge der beiden Hauptrassen des Judentums. Wie dieser zeigte Giacomo Meyerbeer »die eigentümlich starke Anpassungsfähigkeit des Juden; aber Mendelssohn paßt sich dem Guten, Meyerbeer dem Schlechten der Wirtsvölker an«.⁴⁸⁰ Mit der Bezeichnung der Deutschen als »Wirtsvolk« unterstellte er den Juden unausgesprochen auf Kosten anderer lebende Parasiten zu sein. Jacques Offenbach, der die Heldenwelt lächerlich mache, zeige Talent, sei aber sittlich verwerflich, weshalb man vom »befleckten Begabten« sprechen müsse.⁴⁸¹ Gustav Mahler habe zwischen den Völkern gestanden, wobei die häufige Verwendung von Volksliedern seine Liebe zum Deutschtum zeige, auch wenn er damit schon aus »rassischen Gründen« scheitern musste. Dagegen mute das Fremdartig-Moderne bei Mahler wie »die betäubend urtümliche Wirkung endlos wiederholter Rhythmen [...] geradezu asiatisch

⁴⁷⁶ Ebd., S. 243.

⁴⁷⁷ Ebd., S. 144f.

⁴⁷⁸ Ebd., S. 148.

⁴⁷⁹ Ebd., S. 253f.

⁴⁸⁰ Ebd., S. 270.

⁴⁸¹ Ebd., S. 271.



Abb. 5. Eichenauers Einordnung von Giacomo Puccini und Pietro Mascagni

an«. Merkwürdigerweise vermochte er dessen Musik dennoch etwas abzugewinnen, wenn er über das *Lied von der Erde* schreibt, dass es trotz seiner Fremdheit ergreife.⁴⁸²

Querstände zum Nationalgedanken

Die Leserschaft in Parteikreisen störte sich oft weniger an den methodischen Unzulänglichkeiten, sondern daran, idolisierte Künstler nicht als nordisch eingeschätzt zu sehen. Eichenauer berichtete, ein »bekannter rheinischer Tondichter und Musikgelehrter« habe ihm mitgeteilt, er sei sonst mit allem einverstanden, dass sie aber »meinen verehrten Lehrer Reger für ostbaltisch erklären, das will mir gar nicht in den Sinn«.⁴⁸³ Der völkische Musikschriftsteller Karl Grunsky, ein führender Repräsentant des Bayreuther Kreises, forderte, dass »die Forscher, um an die Fülle deutscher Offen-

⁴⁸² Ebd., S. 272f.

⁴⁸³ Richard Eichenauer, »Die dinarische Rasse in der Tonkunst«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 3, S. 116–123; Heft 9, S. 360–362, hier S. 116.



Bild 36. Max Reger (1873–1916)
ostbaltisch-dinarisch

Abb. 6: Einordnung von Max Reger als ostbaltisch-dinarisch

barungen heranzukommen, andere Wege einschlagen mögen«, da die Einordnung deutscher Komponisten in weniger angesehene »Rassen« ihr Ansehen beschädige. Zu den Opfern der »Rattenjagd« zählte er Franz Liszt, der als Deutscher gewertet werden müsse, und er klagte, »der arme Bruckner, dinarisch mit ostischem Einschlag!«⁴⁸⁴ Die konsequente Anwendung rückte zahlreiche Helden der deutschen Geschichte in ein ungünstiges Licht, denn die Aufschlüsselung nach »rassischen« Anteilen ergab, dass sie in der Mehrzahl dem Ideal nicht entsprachen. Dies führte zu Auswüchsen wie dem hilflosen Versuch, die Haarfarbe von Wolfgang Amadeus Mozart neu zu bestimmen. Dazu hatte man Haarproben aus dem Salzburger Mozart-Museum, die in der Literatur als »schwarz« bezeichnet worden waren, in der Ausstellung mit einer Taschenlampe beleuchtet und in Erfahrung gebracht: »Von »schwarzen« Haaren kann keine Rede sein«, sie seien eindeutig dunkelblond.⁴⁸⁵

⁴⁸⁴ Karl Grunsky, »Wünsche an die Rassenkunde«, in: *Bayreuther Blätter* 57 (1934), S. 198–200.

⁴⁸⁵ Gustav Schwalbe, »Genie und Rasse. Mozart«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 4 (1927), S. 139f.

Die Lehre Günthers wurde von offiziellen Stellen stark propagiert und unter anderem im Schulunterricht behandelt, sie war selbst innerhalb der Bewegung nicht unumstritten, da sie Teile der Deutschen ausgrenzte; so attestierte Hans Joachim Moser dem befreundeten Musikpublizisten Reinhold Zimmermann posthum, eines seiner »Vorzugsgebiete war das Fragengebiet ›Musik und Rasse‹«, aber er habe »Günthersche Abwege« vermeiden können.⁴⁸⁶ Der Botaniker Fritz Merkenschlager, der anfangs ein begeisterter Nationalsozialist war, später wegen seiner Kritik im KZ Dachau inhaftiert wurde, hielt für fatal, »Millionen guter und bester Deutscher in den Kerker des Niederrassentums zu bringen«. Wenn man die Ideen ernst nehme, müsste »eine furchtbare Prognose für das deutsche Volksleben gestellt werden«.⁴⁸⁷ Günther versuchte deshalb in späteren Schriften den Eindruck zu relativieren, er bezeichne Teile der Deutschen als »minderwertig«. Private Äußerungen deuten allerdings darauf hin, dass er es durchaus ernst meinte, denn 1925 schrieb er Ludwig Schemann, es gebe sogar »in den völkischen Verbänden eine Reihe Menschen, die ihren Erbanlagen nach nicht zu den erwünschten Fortpflanzern gerechnet werden können«. Man habe »den Rassengedanken gerne mitgemacht, solange er gegen die Juden ging [...]. Nun aber, wo innerhalb des Volkes zu scheiden ist, da wird es doch vielen bang.«⁴⁸⁸ Um das Ideal mit der Realität in Einklang zu bringen, denn das Äußere selbst höchster NS-Politiker widersprach der Propaganda, setzte es sich durch, die Bedeutung des Äußeren zugunsten des Inneren immer weiter zurückzunehmen. Clauß verwahrte sich 1934 explizit gegen die »Überhebung solcher Volksgenossen, die sich für Nordisch halten, weil sie blonde Haare haben, über Volksgenossen mit minder nordischem Leibe. Wir alle haben Fremdes mitbekommen und bergen es in unserem Wesen und in unserem Erbe – wem's nicht im Haare sitzt, dem sitzt es vielleicht im Herzen. Wer wahrhaft im Grunde nordisch sei, ist nicht am Haare kenntlich, sondern an der Haltung seiner Seele.«⁴⁸⁹ Überspitzt formuliert bedeutete dies nichts weniger, als dass der, der sich für die nationale Sache engagiere, unabhängig von seinem Aussehen nordisch sei.⁴⁹⁰ Ganz aufgelöst wurden die Widersprüche jedoch nie.

Im Nationalsozialismus gab es nicht wenige Versuche, die nationale Ikone Richard Wagner als herausragende nordische Persönlichkeit zu inszenieren. Dabei bediente man sich aber meist nicht der Kategorien der Rassentheorien, sondern griff auf Stereotype des Deutschen zurück; so lobte Grunsky etwa den »nordischen Natursinn« Wagners, der sich begründe in der Verwendung von Eiche, Linde, Esche, Tanne und

⁴⁸⁶ Hans Joachim Moser, »Reinhold Zimmermann (Nachruf)«, in: *Musica* 10 (1956), Heft 6, S. 412f.

⁴⁸⁷ Fritz Merkenschlager, *Götter, Helden und Günther*, Nürnberg 1927, S. 5, 8.

⁴⁸⁸ Zitiert nach Köck, *Völkische Bewegung*, S. 89.

⁴⁸⁹ Ludwig Ferdinand Clauß, »Der germanische Mensch. Ein rassenseelenkundlicher Streifzug«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 1, S. 2–20, hier S. 19f.

⁴⁹⁰ Hans-Jürgen Lutzhöft, *Der nordische Gedanke in Deutschland*, Stuttgart 1971, S. 165.

dem »germanische[n] Roß«; oft sehe man den »deutschen Wald«.⁴⁹¹ Trotz der großen Bedeutung Wagners als nationale Symbolfigur und der durch Adolf Hitlers Wagner-Leidenschaft geförderten Vereinnahmung im »Dritten Reich«, gab es Teilbereiche der Bewegung, die dem Komponisten scharf ablehnend gegenüberstanden.⁴⁹² Von Günther und seinen Adepts wurde dessen germanisch-nordischer Anteil infrage gestellt, was besonders die älteren Wagnerianer empörte, auch wenn sie dem äußensten rechten Teil des politischen Spektrums angehörten. Für Schemann ging es nicht an, »gewisse Züge einiger seiner Werke [...] auf die Beimischung eines bestimmten anthropologisch nicht einmal gesicherten Blutsanteils zurückzuführen, überhaupt ihn auseinanderzunehmen, sozusagen pyrochemisch zu analysieren und rassentheoretisch festzulegen, wie das ein sonst durch seine Besonnenheit ausgezeichneter jüngerer Forscher versucht hat«.⁴⁹³ Paul Pretzsch, der den Bayreuther Festspielführer herausgab und den Briefwechsel von Cosima Wagner mit Houston S. Chamberlain ediert hatte, verwahrte sich gegen die »Ausmünzung von Rassenerkenntnissen«, wenn sie zur Herabsetzung von Komponisten führten, die dem deutschen Volke als »in ihrem Rassengemisch verdächtig verleidet werden«. Wagner, an dessen Äußerem sich »rassendeuterisch nach Belieben phantasieren« lasse, sei offenbar schon als Verfasser von Opern verdächtig, einer musikalischen Form, die, »nordisch betrachtet, schon als eine Entartungerscheinung« gelten müsse.⁴⁹⁴ In einer Fortsetzungsserie in den *Bayreuther Blättern* griff der Historiker Hermann Seeliger, der sich selbst als »alten Nationalsozialisten«⁴⁹⁵ bezeichnete, die Theorien an. Die praktische Anwendung der Rassenforschung könne für das deutsche Volk »von nicht abzuschätzendem Segen sein«. Man müsse sich aber mit aller Entschiedenheit wenden gegen »die Anwendung biologischer Forschungsergebnisse in mehr oder weniger willkürlicher Deutungsweise auf die seelischen Vorgänge und deren Niederschlag, das Kunstschaffen.«⁴⁹⁶ Für diese Kritik musste er sich gegenüber der Reichspressestelle der NSDAP rechtfertigen; er war aber nicht bereit einzulenken, sondern forderte, die Frage wegen ihrer Grundsätzlichkeit vom »Führer« persönlich entscheiden zu lassen.⁴⁹⁷

⁴⁹¹ Karl Grunsky, »Das Nordische bei Richard Wagner«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für Nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 10 (1933), Heft 2, S. 57–62, hier S. 59f.

⁴⁹² Siehe d. Verf., »Die Bayreuther Festspiele – eine jüdische Angelegenheit? Winifred Wagner gegen wagnerfeindliche Tendenzen im Nationalsozialismus«, in: *Die Musikforschung* 65 (2012), S. 254–265; ders., *Heroische Weltsicht. Hitler und die Musik*, Köln u. a. 2014, S. 193–204.

⁴⁹³ Schemann, *Die Rasse in den Geisteswissenschaften*, Band 1, S. 295.

⁴⁹⁴ Pretzsch, »Musik und Rassenforschung«, ohne Paginierung.

⁴⁹⁵ Annette Hein, »Es ist viel ›Hitler‹ in Wagner. Rassismus und antisemitische Deutschtumsideologie in den »Bayreuther Blättern« (1878–1938)«, Berlin 1996, S. 71.

⁴⁹⁶ Hermann Seeliger, »Deutsch oder Nordisch? Musik oder Rasse?«, in: *Bayreuther Blätter* 58 (1935), S. 8–13, 71–77, 120–127, 170–182; 59 (1936), S. 18–24, hier S. 8.

⁴⁹⁷ Wulf, *Musik im Dritten Reich*, S. 483f.

Seeliger, der Wagner in den *Bayreuther Blättern* als einen Vorreiter des Nationalsozialismus inszenierte,⁴⁹⁸ unterstellte Eichenauer sogar polemisch, sicher werde er es bedauern »nicht mit unbedingter Sicherheit Wagner als ›vorwiegend vorderasiatisch‹ (lies: jüdisch) hinstellen zu können«. Bei den Nationalsozialisten dürfte dies schlecht ankommen, aber die Juden dürften in ihm einen Bundesgenossen sehen.⁴⁹⁹ Dies bezog sich darauf, dass der Erlösungsgedanke als problematisch galt, den Günther für nordische Völker als »nicht arteigen«⁵⁰⁰ einschätzte, da sie ihr Schicksal selbst in die Hand nehmen und nicht in Passivität verharren. Eine ähnliche Unterscheidung traf Ludwig Ferdinand Clauß, dessen Typologie zwischen dem nordischen »Leistungsmenschen« und dem orientalischen »Erlösungsmenschen« unterschied. Von den Wagnerianern wurde dies so ernst genommen, dass sie nach Rechtfertigungen suchten. Grunsky bediente sich rhetorischer Manöver, wonach der Erlösungsgedanke bei Wagner nicht zu verstehen sei »als Freibrief für Schwächlinge, die hier auf Erden nichts unternehmen und tatenlos abscheiden wollen, sondern als Ausdruck der Erfahrung vom tragischen Wesen der Welt, die Gutes straft, Böses lohnt, den Guten, Hochwertigen vernichtet, den Bösen, Minderwertigen am Leben erhält«.⁵⁰¹

Eichenauer hatte davor zurückgeschreckt, Wagner einen orientalischen Anteil zuzuschreiben, daher bot er als Erklärung an, da »vorderasiatische und dinarische Rasse irgendwie zusammenhängen« wäre es »das Nächstliegende, Wagners ›Erlösungstyp‹ aus seinen dinarischen Einschlägen zu erklären«.⁵⁰² Über mehrere Ausgaben der *Monatsschrift der Nordischen Bewegung* musste er daraufhin eine Auseinandersetzung mit Lothar Gottlieb Tirala führen, dem Direktor des Instituts für Rassenhygiene der Universität München. Dieser war Bayreuthianer und hatte unter anderem 1927 im Festspielführer einen Nachruf auf Chamberlain publiziert, dessen Hausarzt er gewesen war.⁵⁰³ Eichenauer protestierte gegen die ihm von Tirala unterstellte Beweisführung, »Wagner war nordisch-dinarisch; dinarisch ist gleich vorderasiatisch; vorderasiatisch ist gleich jüdisch; folglich sagt Eichenauer: Wagner war Halbjude«.⁵⁰⁴ Er wisse, dass es in der Bewegung ausgesprochene Wagner-Gegner gebe, die dieser Argumentation zustimmten, aber zu diesen zähle er nicht. Allerdings bleibe er bei der Ansicht, Wagners musikalischer Stil sei dinarisch gefärbt, was noch niemand widerlegt habe.⁵⁰⁵ In einer weiteren Replik empörte sich Tirala nun über

⁴⁹⁸ Udo Bermbach, *Richard Wagner in Deutschland. Rezeption – Verfälschungen*, Stuttgart und Weimar 2011, S. 167.

⁴⁹⁹ Seeliger, *Deutsch oder nordisch?*, S. 18f.

⁵⁰⁰ Günther, *Rassen und Stil*, S. 81, 83.

⁵⁰¹ Grunsky, »Das Nordische bei Richard Wagner«, S. 58.

⁵⁰² Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 227.

⁵⁰³ Klee, *Personenlexikon*, S. 627.

⁵⁰⁴ Eichenauer, »Die dinarische Rasse in der Tonkunst« S. 121.

⁵⁰⁵ Ebd., S. 121f.

die Ehrfurchtslosigkeit mit der Eichenauer behauptete, Wagners charakteristische Art beruhe lediglich auf seiner dinarischen Beimischung.⁵⁰⁶ Dennoch sah sich Tirala an anderer Stelle genötigt einzuräumen, dass eine »Erlösungssehnsucht« in der vorder-asiatischen Rasse am stärksten ausgeprägt sei; der Gedanke, wonach man von seinem eigenen Wesen erlöst werden könne, sei »nichts ursprünglich arisches«. Aber es sei ein Missverständnis, dies mit dem »germanischen Befreier- und Heilandsgedanken« zu verwechseln. Tristan verlange nicht Erlösung von seinem Wesen, sondern »Befreiung von den Fesseln des Tages, um ganz seiner Liebe leben zu können«; Tannhäuser wolle sich von Venus befreien, um in der reinen Elisabeth das Liebesglück zu finden.⁵⁰⁷

Rassenmischung und musikalische Begabung

In der zweiten Auflage seines Buches behauptete Richard Eichenauer hinsichtlich der Einordnung Richard Wagners weiterhin eine vermittelnde Rolle einnehmen zu wollen. Man habe seine Aussagen verzerrt, wobei die Fehlurteile »bezeichnenderweise meist aus Kreisen älterer Zeitgenossen« stammten.⁵⁰⁸ Er wolle gerne einräumen, dass man ein guter Deutscher sein könne, »ohne vorwiegend nordrassisches« zu sein, blieb aber allen Protesten aufgebrachter Wagnerianer zum Trotz bei der Kernaussage, Wagner sei gemischtrassig.⁵⁰⁹ Die Heftigkeit, mit der einige die These angriffen, erklärt sich nicht allein durch die Betonung als fragwürdig erachteter Blutanteile, sondern auch dadurch, dass die nachteilige Wirkung der Vermischung ein zentrales Dogma darstellte. Für die Gedankenwelt von Houston S. Chamberlain war die Idee entscheidend, der Vielvölkerstaat des antiken Rom sei durch »Rassenmischung« zugrunde gegangen.⁵¹⁰ Er ging davon aus, die verschiedenen Bevölkerungen hätten sich vermischt, wodurch sich die jeweils negativen Eigenschaften der »Rassen« potenzierten. Man vermutete, dass bei der Entstehung eines Menschen, dessen Eltern unterschiedlichen »Rassen« angehören, antagonistische Kräfte zusammentreffen, die in unterschiedliche Richtungen wirken; »leibliche Hässlichkeit und sittliche Schlechtigkeit« seien charakteristisch für diese Personen.⁵¹¹ Der Sozialdemokrat Karl Kautsky fand es 1914 allerdings merkwürdig, dass die Gefahren sich besonders dort zeigen

⁵⁰⁶ Lothar Gottlieb Tirala, »Rassentypen und musikalische Begabung. Antwort an Richard Eichenauer«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 8, S. 322–330, hier S. 327.

⁵⁰⁷ Lothar Gottlieb Tirala, *Rasse, Geist und Seele*, München 1935, S. 224f.

⁵⁰⁸ Eichenauer, *Musik und Rasse* [1937], S. 12.

⁵⁰⁹ Ebd., S. 246f.

⁵¹⁰ Udo Bermbach, *Houston Stewart Chamberlain. Wagners Schwiegersohn – Hitlers Vordenker*, Stuttgart und Weimar 2015, S. 129.

⁵¹¹ Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, S. 259.

sollten, wo »sie sich am wenigsten kontrollieren lassen. Nichts ist subjektiver als die Beurteilung des Charakters eines anderen.«⁵¹² Auch Gegner der Theorien gingen jedoch vielfach von einem Zusammenhang von Vermischung und seelischen Eigenschaften aus, wollten sie aber positiv gewertet wissen; Franz Boas schien die Größe Spaniens zur Zeit der größten Mischung seiner Bevölkerung erreicht worden zu sein, während der Niedergang einsetzte, als die Einwanderung aufhörte.⁵¹³

Zur wissenschaftlichen Begründung der vermeintlich negativen Folgen stützte man sich unter anderem auf den Anthropologen Eugen Fischer, der 1913 eine Studie über die »Rehobother Baster« veröffentlicht hatte, ein in Deutsch-Südwestafrika (dem heutigen Namibia) lebendes Mischvolk aus Buren und den damals als »Hotentotten« bezeichneten Nama.⁵¹⁴ Obwohl die im Text dargelegten Befunde keinen Anlass zur Schlusspassage gaben, die die grundsätzliche Schädlichkeit von Rassennischung behauptete, wurde die Studie weithin als Nachweis gewertet.⁵¹⁵ Im nationalsozialistischen Deutschland (und auch in Teilen der USA) war die als »Rassenschande« bezeichnete Vermischung kriminalisiert und wurde mit drakonischen Strafen sanktioniert. Virulent wurde die Frage infolge der alliierten Besetzung des Rheinlands von 1919 bis 1930, bei der französische Kolonialtruppen aus Afrika zum Einsatz gekommen waren. Man sprach von der »schwarzen Schmach«, gegen die eine hoch emotionale publizistische Kampagne geführt wurde, die zugleich antisemitisch grundiert war. Besonderer Diffamierung ausgesetzt waren die aus einvernehmlichen Beziehungen von Besatzungssoldaten und deutschen Frauen stammenden Kinder, durch die es in Deutschland erstmals eine zahlenmäßig signifikante schwarze Bevölkerung gab. Sie wurden noch negativer beurteilt als die ohnehin schon abgewerteten »reinen« Afrikaner, und die *Ärztliche Rundschau* fragte rhetorisch, könne man es dulden, dass »künftig an den Ufern des Rheins statt der hellen Lieder weißer, schöngesichtiger, gutgewachsener, geistig hochstehender, regamer, gesunder Deutscher die krächzenden Laute grauscheckiger, niederstirniger, breitschnäuziger, plumper, halbtierischer, syphilitischer Mulatten ertönen?«⁵¹⁶

Vor diesem Hintergrund hatte die Einschätzung historischer Persönlichkeiten als »gemischtrassig« eine erhebliche Sprengkraft, wenngleich sie erheblich dadurch abgeschwächt wurde, dass es sich meist um die Vermischung als nahe verwandt geltender europäischer »Rassen« handelte. Der Umstand, dass sich unter den großen deutschen Musikern kaum blonde und blauäugige Hünengesichter fanden, führte aber zu einer überraschenden Volte der Rassentheoretiker, mit der sie ihre Lehren letztlich

⁵¹² Karl Kautsky, *Rasse und Judentum*, Berlin und Stuttgart 1914, S. 88.

⁵¹³ Boas, *Rasse und Kultur*, S. 6.

⁵¹⁴ Eugen Fischer, *Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen*, Jena 1913.

⁵¹⁵ Weingart, *Rasse, Blut und Gene*, S. 101f.

⁵¹⁶ *Ärztliche Rundschau* vom 20. November 1920, S. 371f.

ad absurdum führten: Hier gaben Günther und seine Anhänger plötzlich das Dogma auf, eine Vermischung der Rassen sei unbedingt zu vermeiden. Sie kamen sogar zum Schluss, der Musik sei sie sogar förderlich, denn sie bewirke eine produktive Unruhe, die zu »schöpferischem Suchen und Gestalten hindrängt, daß eben die Spannung zwischen den in ihnen wirkenden Rassenseelen immer wieder den schöpferischen Geist entzündet«.⁵¹⁷ Eichenauer vermutete, dass bei großen Komponisten »das eigentlich Schöpferische ihrer Leistungen aus ihrem nordischen Seelenerbe stamme, während das nicht nordische die besondere Abtönung ihrer Werke bedinge«.⁵¹⁸ Dies sah er besonders repräsentiert durch Ludwig van Beethoven, den er deutete als eine nordisch-ostische Zweiseelengestalt, dessen innere Zerrissenheit charakteristischer Ausdruck des Mischlings sei; aus dessen seelischer Zweiteilung resultierten disparate Seelenkräfte, wobei er seinem nordischen Anteil verdanke, dass er den Kampf bestanden habe.⁵¹⁹ Franz Schubert sei ein ostisch-nordischer Mischling gewesen, bei dem er die ungewohnte Harmonik als ostisches Seelenerbe ansah, während sich das Nordische darin zeigte, dass seine Musik nie vom »Weiblich-Warme[n] ins Weibische« umschlage.⁵²⁰ In Anwendung von Günthers Unterscheidung, für den die musikalische Begabung der nordischen »Rasse« »musikalisch«, die der dinarischen »musikantisch«, deutete er auch Joseph Haydn als Mischling.⁵²¹

Selbst die innerhalb der Bewegung so kontrovers aufgenommene These der Gemischtrassigkeit Richard Wagners erschien plötzlich als ein geeignetes Erklärungsmodell. Walter Rauschenberger deutete die helle Haut, die blauen Augen, die Schädellänge und »der (in der Sonne sichtbare) Goldton der Haare« als nordisch. Dinarisch seien die steile Stirn, die große Adlernase und das stark entwickelte Kinn, während die geringe Körpergröße und die Breite des Schädels auf geringe ostische Einflüsse verwiesen.⁵²² Seine Schöpferkraft verdanke Wagner dem nordischen Blut, das sich in der Tiefe, der »Kraft und Ursprünglichkeit von Wagners ganzem Wesen und Schaffen«, seiner Kühnheit und Tatkraft zeige. Dinarisch sei das Streben nach Wirkungen, denn »die klassischen, spröderen, im wesentlichen nordischen Formen der Tonkunst, die strenge Bindung genügen dem Drängen, dem Steigern des Ausdrucks nicht mehr«.⁵²³ Wagner sei als eine Synthese zu verstehen: »Die nordische Tiefe, Größe, Schöpferkraft, Strenge, die Willensstärke und der Idealismus der nordischen Rasse hat sich mit dem Blendenden, Schwungvollen, Leidenschaftlich-Erhabenen, Überschwänglichen, Rauschenden und Lauten, aber auch mit der Sehnsucht

⁵¹⁷ Günther, *Rasse und Stil*, S. 97.

⁵¹⁸ Eichenauer, »Die dinarische Rasse in der Tonkunst«, S. 118.

⁵¹⁹ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 211.

⁵²⁰ Ebd., S. 216.

⁵²¹ Ebd., S. 203.

⁵²² Rauschenberger, »Wagner«, S. 162.

⁵²³ Ebd., S. 165–167.

nach Erlösung und Weltentsagung der dinarischen Rasse zu einer unnachahmlichen Einheit verschmolzen.«⁵²⁴

Versuche musikwissenschaftlicher Professionalisierung

Die akademische Musikwissenschaft positionierte sich zu den Überlegungen der musikwissenschaftlichen Laien in der Regel kritisch. Friedrich Blume verbat sich die Beteiligung anderer Disziplinen; die Ergebnisse der biologischen Rassenforschung seien eine Voraussetzung, aber sie könnten das Wesen von Musik nicht hinreichend erklären, denn »Fragen der Musik sind Aufgaben der Musikwissenschaft«.⁵²⁵ Die am stärksten ideologiebeladenen Ideen wie der »artfremde« Erlösungsgedanke oder die Folgen der Rassenmischung spielten hier kaum eine Rolle. Wenn der Wiener Ordinarius Erich Schenk Joseph Haydn als »nordisch-dinarischen Mischling«⁵²⁶ charakterisierte, dann belegt dies aber zumindest die Kenntnis der Gedanken.

Es wurde in bestimmten Kreisen der Musikwissenschaft jedoch üblich, allgemeine Beobachtungen in die eigenen Texte zu integrieren, wobei sich Hans Engel neben der Terminologie von Hans F. K. Günther auch der von Ludwig Ferdinand Clauß zu bedienen wusste. Dieser hatte den Südländer als »Darbietungsmenschen« bezeichnet, dessen Streben vor allem auf seine äußere Erscheinung gerichtet sei; er unterstellte, die Sorge um den Eindruck bei anderen sei »vielleicht die einzige Sorge, die ein Mensch dieser Art aus der Tiefe heraus erlebt«.⁵²⁷ Daran anschließend behauptete Engel in einer Darstellung der italienischen Musik, der »mittelländische Mensch, um mit Clauß zu reden, braucht Publikum, Tribüne. [...] Er schauspielert immer ein wenig, aus Freude an der eingeborenen Gestik.«⁵²⁸ Eichenauers holzschnittartige Übertragung der Theorien versuchten die besonders ambitionierten Musikwissenschaftler durch eigene Überlegungen zu ersetzen. An anderer Stelle machte Engel seinen Wunsch deutlich, sich mit eigenen Gesetzmäßigkeiten zu profilieren, als er versuchte die biologische Gebundenheit von Musik anhand der Konstitutionstypologie des Psychiaters Ernst Kretschmer herauszuarbeiten.⁵²⁹ Sie könne ein Schlüssel zum Verständnis des Zusammenhangs zwischen der Körperlichkeit des Komponisten und seinem Schaffen sein. Carl Maria von Weber verstand er als das Beispiel eines Schizothymen mit asthenischer Konstitution, wobei die für diesen Typ charakteris-

⁵²⁴ Ebd., S. 170.

⁵²⁵ Blume, *Rasseproblem*, S. 83.

⁵²⁶ Pape, »Schenk«, S. 422.

⁵²⁷ Clauß, *Rasse und Seele*, S. 47.

⁵²⁸ Engel, *Deutschland und Italien in ihren musikgeschichtlichen Beziehungen*, S. 25.

⁵²⁹ Ernst Kretschmer, *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperamenten*, Berlin 1921.

tischen langen Extremitäten das Klavierspiel erleichterten und die seelische Sensibilität ihn zum Romantiker machte.⁵³⁰ Dagegen sei Robert Schumann als gemütlicher Pykniker »allem Grelle abhold«, was sich durch Güte, aber auch durch eine gewisse Naivität gegenüber Heinrich Heines jüdischer Selbstironie auszeichne.⁵³¹ Den Bogen zur Rassentypologie schlug er durch die Vermutung, in den »Rassen« herrschten jeweils gewisse Konstitutionstypen vor.

In der Musikwissenschaft bestand Konsens, dass die Zusammenhänge weit komplexer seien, als in den Publikationen Fachfremder behauptet wurde. Zu dieser Einschätzung trug wesentlich Friedrich Blume bei, der 1939 mit seiner Schrift *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung* eine Professionalisierung des Forschungsbereichs einforderte. Dabei ließ er Aussagen fallen wie die, dass »wir von dem Zusammenhange zwischen Musik und Rasse wissenschaftlich vorläufig keinerlei gesicherte Kenntnis haben«.⁵³² Dies wird in der heutigen Fachgeschichte gelegentlich fälschlich als Widerstand gegen den Nationalsozialismus gedeutet. Ludwig Finscher versteht den Text als einen staatlichen Auftrag, den Blume schwerlich ablehnen konnte; wenn man ihn genau lese, könne man ihn »auch als Verweigerung einer Auftragserfüllung lesen«.⁵³³ Ähnliches wurde auch Kurt Huber unterstellt, dessen Forderung, die Frage nach den Zusammenhängen von »Rasse« und Tonalität im Volkslied müsse strenger gestellt werden,⁵³⁴ missverstanden wurde, er habe damit »die musikalische Rassenlehre des Nationalsozialismus ad absurdum« führen wollen.⁵³⁵ Wie die oben zitierte Kritik zeigt, bestand sogar in Parteikreisen weithin Konsens über das Ungenügen von Eichenauers Buch, weshalb eine stärkere wissenschaftliche Fundierung als dringend erforderlich angesehen wurde. Eckhard John weist zurecht darauf hin, das »Pochen auf exakte wissenschaftliche Methodik [war] nicht zwangsläufig Widerspruch gegen den Nationalsozialismus, sondern auch Teil der systemimmanenten Kontroversen im Diskurs nazistischer Musikforschung«.⁵³⁶ Dabei nutzte Blume die Freiräume, die es in der nationalsozialistischen Wissenschaft durchaus gab – nicht, weil Meinungpluralität erwünscht war, sondern weil sich die Entscheidungsträger selbst über ein geeignetes Vorgehen nicht im Klaren waren. In einer Polykratie wie dem nationalsozialistischen Herrschaftssystem gab es niemanden, der für das periphere Spezialgebiet der Musik-

⁵³⁰ Engel, »Die Bedeutung Konstitutions- und psychologischer Typologien für die Musikwissenschaft«, S. 138.

⁵³¹ Ebd., S. 140.

⁵³² Blume, *Rasseproblem*, S. 4.

⁵³³ Finscher, »Musikwissenschaft und Nationalsozialismus«, S. 7.

⁵³⁴ Kurt Huber, »Wo stehen wir heute?«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 73–87.

⁵³⁵ Schumann, *Huber*, S. 310–316.

⁵³⁶ John, »Zehn Thesen«, S. 467.

geschichte verbindliche Leitlinien auszugeben berechtigt war, und anscheinend auch niemanden, der über die notwendige fachliche Kompetenz verfügte.

Durch die Gründung einer eigenen Reihe mit dem Titel »Schriften zur musikalischen Volks- und Rassenkunde«⁵³⁷ verdeutlichte Blume sein Ansinnen, sich an die Spitze der Forschung zu setzen. Er stellte sich also keineswegs gegen die Fragestellung; er bejahte ausdrücklich die Notwendigkeit einer musikwissenschaftlichen Beschäftigung, wenn er betonte, Musik gehe »in letzten Gründen irgendwie auf die rassische Zusammensetzung ihrer Träger zurück«. Dies sei »ein Postulat, das in unserer Weltanschauung begründet liegt«.⁵³⁸ Er kritisierte lediglich das wissenschaftliche Ungegnügen der zu diesem Zeitpunkt vorliegenden Arbeiten, von denen es ihm schien, sie seien »nicht von jenem vollen Bewusstsein der Verantwortungsschwere getragen, das gegenüber einer so bedeutungsvollen Frage erwartet werden« müsse.⁵³⁹ Aus diesem Grund ist seine Kritik mitnichten zu verstehen »als eine Infragestellung rassenideologischer Musikforschung, vielmehr als deren grundsätzliche Affirmation mittels Optimierung der Verfahrensweisen«.⁵⁴⁰

Besonders wandte er sich gegen Ansätze, die zeigen sollten, die Konstanz »rassischer« Eigenschaften habe ein Korrelat in musikalischen Erscheinungsformen wie bestimmten Tonfolgen, Rhythmen etc.⁵⁴¹ Die in Anknüpfung an Günthers Lehre betriebene Zusammenführung von »Rasse« und Personalstil sah er als problematisch an und verwies darauf, Ludwig van Beethoven und Joseph Haydn gehörten »körperlich ganz verschiedenen Rassentypen« an, während ihre Musik doch ähnlich sei.⁵⁴² Dabei ging er diplomatisch vor, indem er Eichenauers Buch lobte als »von ernstem Bemühen und großer persönlicher Wärme getragen«; es werde »als erster entscheidender Vorstoß in das Gebiet der musikalischen Rassefragen seine Bedeutung behalten«.⁵⁴³ Die Deutung von Blumes Aktivitäten als Akt des Widerstands wird auch durch seine konkreten Vorschläge widerlegt, wie das Themenfeld künftig bearbeitet werden solle. Aus heutiger Perspektive erscheinen die von ihm vorgeschlagenen Methoden kaum weniger befremdlich als die von ihm widerlegten Ansätze. Während er musikalisches Material für kulturell bedingt einschätzte, schätzte er Rezeption und Reproduktion von Musik durchaus als »rassisches« bedingt ein. Er vermutete,

⁵³⁷ Dort erschienen die Überarbeitung von Blumes eigener Schrift und die Habilitationsschrift von Walter Wiora, die geplante Publikation von Ewald Jammers' *Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals* konnte aufgrund Papiermangels nicht mehr realisiert werden.

⁵³⁸ Ebd., S. 3.

⁵³⁹ Blume, *Rasseproblem*, S. 3.

⁵⁴⁰ John, »Deutsche Musikwissenschaft«, S. 264.

⁵⁴¹ Blume, *Rasseproblem*, S. 7.

⁵⁴² Ebd., S. 73.

⁵⁴³ Ebd., S. 6.

eine »dispositionelle Einstellung auf bestimmte Schallfarben und Klangmischungen dürfte sicher zum rassischen Erbgut gehören«.⁵⁴⁴

Blumes Überlegungen stießen in der Fachwelt auf breite Zustimmung. Bereits mit seinem Festvortrag bei den Düsseldorfer Reichsmusiktagen hatte er eine starke Wirkung erzielt, die ein Teilnehmer beschrieb, er habe »manchem Außenstehenden die Augen geöffnet«.⁵⁴⁵ Selbst der von ihm angegriffene Eichenauer nahm einige der Einwände an, wenn er 1942 mit explizitem Hinweis auf Blume einräumte, dass musikalisches Material doch nicht rassegebunden sein müsse, wie er in seinen früheren Schriften behauptet hatte.⁵⁴⁶ Zu den wenigen, die widersprachen, zählte Wilhelm Heinitz, der monierte, Blume habe sich vom erklärten Ziel gesteigerter Wissenschaftlichkeit wieder entfernt, wenn er das Problem vor allem aus der Perspektive des vielfältig deutbaren »geistigen Stils« betrachte statt nach naturwissenschaftlichen Begründungen zu suchen. Die Kritik mag durch persönliche Animositäten begründet gewesen sein, denn zwischen ihnen bestanden über die Schüler ausgetragene Konflikte.⁵⁴⁷ Auf gekränkter Eitelkeit verweist der Vorwurf, Blumes Kenntnisse des einschlägigen Schrifttums seien unzureichend, da er einige seiner – Heinitz' – Publikationen nicht zur Kenntnis genommen hatte.⁵⁴⁸ Dennoch war der Vorwurf nicht ganz unberechtigt, denn auch Blume schloss sich der einleitend skizzierten Forderung an, eine »neue« Musikwissenschaft müsse sich intuitiven Verfahren öffnen: Er forderte, man müsse berücksichtigen, dass »geistige Leistungen sich nicht aus ihren Elementen addieren lassen«. Entscheidend sei, was die »Rassen« aus dem vorgefundenen Material machen, weswegen er einen Perspektivenwechsel anmahnte, »vom Konstanten und Meßbaren auf das verhältnismäßig Inkonstante, Fließende, vom Stoff zum Geist, vom Quantitativen zum Qualitativen, von der Gestalt zum Sinn, vom Sein zum Werden, von der Form zur Tätigkeit«.⁵⁴⁹

⁵⁴⁴ Ebd., S. 29.

⁵⁴⁵ Walther Vetter, »Zur Erforschung des Deutschen in der Musik«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939/40), S. 101–107, hier S. 103.

⁵⁴⁶ Eichenauer, »Übersichtsbericht«, S. 152.

⁵⁴⁷ Blume lehnte 1938 als Zweitgutachter die von Heinitz betreute Dissertation von Raphael Broches ab, worauf dieser das Hauptfach wechselte und statt in Musikwissenschaft in Phonetik/Vergleichender Musikwissenschaft promovierte. 1940 griff ein Hamburger Doktorand, SS-Unterscharführer Max Singelmann, Blume in seiner Dissertation so scharf an, dass Heinitz als Betreuer eine Rüge des Erziehungsministeriums erhielt. Peter Petersen, »Musikwissenschaft in Hamburg 1933 bis 1945«, in: *Hochschulalltag im »Dritten Reich«. Die Hamburger Universität 1933 bis 1945*, hg. von Eckart Krause u. a., Berlin und Hamburg 1991, S. 625–640, hier S. 634.

⁵⁴⁸ Wilhelm Heinitz, *Die Erforschung rassischer Merkmale in der Volksmusik*, Hamburg 1938, S. 7f.

⁵⁴⁹ Blume, *Rasseproblem*, S. 61.

Altgermanische Musik

Vorgeschichtsforschung als Weltanschauungswissenschaft

Die Erforschung der Vorgeschichte hatte ihre Ursprünge im Bereich des Politischen, dem sie historische Begründungen liefern sollte.⁵⁵⁰ Der deutsche Identitätsdiskurs bedurfte einer kulturell hochstehenden Vergangenheit, um die konfessionell und ethnisch disparaten Volksteile zusammenzubinden. Während die Mittelmeervölker aus ihrer kulturellen Vergangenheit nationales Selbstbewusstsein bezogen, erschien die deutsche Vorgeschichte lange als wenig glanzvoll. Gustaf Kossinna, der Nestor der wilhelminischen Germanenforschung, polemisierte, man wolle den Deutschen einreden, ihr Kulturleben habe erst begonnen, als »Rom seinen Fuß an den Rhein und über den Rhein« setzte. Erst als die Germanen »von einem Strahl südlich-klassischer Kultursonne berührt und durchwärmten« wurden, konnten sie »aus dem ewigen Einerlei eines stumpfsinnigen Räuberlebens ohne Fortschrittmöglichkeit endlich hervortreten«.⁵⁵¹ Diesem Bild stellten die von Kossinna dominierte Vorgeschichtsforschung eine germanisch-deutsche Frühkultur entgegen, die der der mediterranen Völker nicht nur gleichwertig, sondern sogar überlegen war. Nach 1933 erfuhr das Fach als eine der »Weltanschauungswissenschaften« einen enormen Bedeutungszuwachs, der sich darin niederschlug, dass innerhalb weniger Jahre nicht weniger als 20 Lehrstühle eingerichtet wurden.⁵⁵² Die Forschungsaktivitäten des SS-Ahnenerbes und des Amts Rosenberg spiegeln das starke Interesse führender Nationalsozialisten an dem Bereich. Die Begeisterung erstreckte sich allerdings nicht auf die gesamte Führung, und Adolf Hitler hielt es für geraten, die Hinterlassenschaften der alten Germanen lieber im Dunkel der Geschichte zu belassen: Während man in Griechenland eine Akropolis gebaut habe, stellten »unsere Vorfahren die Steintröge und Tonkrüge her [...], von denen unsere Vorzeitforscher so viel Aufhebens machen«.⁵⁵³

Mit Publikationen wie Joseph Müller-Blattaus *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst* (1938) versuchten Musikwissenschaftler an die Germanenforschung anzu-

⁵⁵⁰ Heiko Steuer, »Das ›völkisch‹ Germanische in der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung. Zeitgeist und Kontinuitäten«, in: *Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«*, hg. von Heinrich Beck u. a., Berlin 2004, S. 357–502, hier S. 363.

⁵⁵¹ Gustaf Kossinna, *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft*, Leipzig 1934, S. 8.

⁵⁵² Gunter Schöbel, »Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter«, in: *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945*, hg. von Achim Leube in Zusammenarbeit mit Morten Hegewisch, Heidelberg 2002, S. 321–396, hier S. 362.

⁵⁵³ Henry Picker, *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Frankfurt am Main 1989, S. 173.

schließen. Die Idee dabei war, dass es schon in der Frühzeit eine hochstehende Musikkultur gegeben habe, von der man Merkmale ableiten könne, die für das germanisch-nordische Wesen charakteristisch seien und bis in die Gegenwart hinein wirkten. Noch mehr als die archäologische Vorgeschichtsforschung stand die Musikforschung dabei vor der Schwierigkeit, dass geeignete Quellen spärlich waren. Angesichts der bescheidenen Zeugnisse kostete es einige Anstrengung, gerade die Musik als eine Kunst hinzustellen, deren geschichtlicher Werdegang vor allem durch die Germanen vorangetrieben worden sei. 1838 fasste Gottfried Wilhelm Fink den Kenntnisstand noch ohne jede Beschönigung zusammen, erhalten sei die Musik der alten Germanen nicht, »aber man könne vermuten, sie sei der der Kelten ähnlich gewesen, und, wie bei allen Völkern, die sich noch auf einer niedrigen Kulturstufe befinden, ganz vom Rhythmischem beherrscht«. Auf Schönheit habe man keinen Wert gelegt, »es muss mehr Getöse und Geschrei, als eigentlicher Gesang gewesen seyn, vom Rhythmus wirksam gemacht«.⁵⁵⁴ Ohne dass sich die Quellen bis ins 20. Jahrhundert wesentlich vermehrt hatten, wurden sie neu bewertet. Wilhelm Heinitz, der neben seinen musikbiologischen Themen einen weiteren Schwerpunkt auf das Germanentum legte, räumte ein, das »direkte Wissen von der germanischen Musik [...] ist sehr lückenhaft«. Er versuchte daher von Artefakten ganz zu abstrahieren und schlug eine selbst entwickelte Methode vor, für die er als Runen überlieferte Gedichte analysierte, um die generelle Musikalität der nordischen Völker zu beweisen.⁵⁵⁵ Man kam nicht umhin, die Lückenhaftigkeit der Überlieferung einzugehen, die der Autor einer populärwissenschaftlichen Musikgeschichte »nur behutsam durch vorsichtige Rückschlüsse« ergänzt wissen wollte. Das gewünschte Ergebnis stand dabei von vorherein fest, denn er ging davon aus, dass »in einer so hoch gearteten Bluts- und Geistesgemeinschaft wie der germanischen die Tonkunst eine besondere Bedeutung« gehabt haben müsse.⁵⁵⁶ Das Fehlen aussagekräftiger Quellen führte bei Karl Blessinger zu Zirkelschlüssen, denn aus dem geringen Kenntnisstand über die germanische Musik folgerte er, »das meiste muß aus Beobachtungen und Untersuchungen der deutschen Art des Musizierens als Rückschluss gewonnen werden«.⁵⁵⁷ Durch die Rückprojektion der Vorstellung der Überlegenheit deutscher Musik in die Vorgeschichte kam man zu zunehmend positiven Einschätzungen der eigenen Vergangenheit. In besonders

⁵⁵⁴ Gottfried Wilhelm Fink, »Teutschland – teutsche Musik«, in: *Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst*, hg. von Gustav Schilling, Stuttgart 1838, Band 6, S. 615–627, hier S. 615.

⁵⁵⁵ Wilhelm Heinitz, »Probleme des biologischen Stils in fränkischer Musik- und Klanggestaltung«, in: *Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft*, hg. von Kurt Helmut Schlottig, Leipzig 1938, S. 119–133.

⁵⁵⁶ Schumann, *Geschichte der Deutschen Musik*, S. 14.

⁵⁵⁷ Karl Blessinger, »Der Weg zur Einheit der deutschen Musik«, in: *Deutschlands Erneuerung* 25 (1941), Heft 2, S. 75–84, hier S. 75.

plakativer Weise formulierte dies 1934 der Historiker Hermann Hofmeister, der kein Musikgelehrter war, als Landeskonservator des Freistaats Braunschweig aber einiges Ansehen genoss und von Heinrich Himmler mit Ausgrabungen betraut wurde. Hofmeister behauptete: »Die Germanen sind schlechthin die Weltmeister der alten Musik und haben diese Führerrolle bis heute nicht abgegeben.«⁵⁵⁸

Als einer der Ersten hatte sich der Arzt und Archäologe Friedrich August Wagner mit Schriften wie *Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster* (1833) gegen die Vorstellung gewandt, die deutsche Frühgeschichte sei eine Zeit kultureller Rückständigkeit gewesen. Unter seiner Leitung fanden Ausgrabungen statt, bei denen er zuvor kaum beachtete Hügel als germanische Begräbnisstätten identifizierte und Artefakte barg, die seiner Ansicht nach sogar die Grabbeigaben aus Ägypten an Wert übertrafen. Dabei bediente er sich der für die Germanenforschung charakteristischen Umwertung des Primitiven in das Schlichte, wenn er die geringe Kunstfertigkeit der gefundenen Tontöpfe durch eine sittlich höher stehende Religion »unserer Urväter« erklärte, die bewusst auf Götzenbilder verzichtet habe.⁵⁵⁹ Durch Kossinna, der 1902 auf ein neu eingerichtetes Extraordinariat für deutsche Archäologie an der Universität Berlin berufen wurde, erfuhren die Aktivitäten einen enormen Aufschwung. Für den Vertreter einer archäologischen Disziplin war ungewöhnlich, dass Kossinna nicht selbst ausgrub, sondern seine Untersuchungen auf in Museen vorgefundene Artefakte beschränkte. Von diesen leitete er die umstrittene Folgerung ab, man könne aus dem Auftreten bestimmter künstlerischer Formen auf bestimmte Völker schließen, woran die bis ins »Dritte Reich« verbreitete Engführung von Rassentheorien und archäologischer Forschung anschloss. Indem man beides durch die Geschichtte verfolge, gewinne man Aufschlüsse über die Vorgeschichte der jeweiligen Völker, insbesondere über ihre zeitliche und räumliche Ausdehnung. Seine Fiktion einer hochstehenden germanisch-deutschen Frühkultur stand im Widerspruch zu den in der Wissenschaft anerkannten Fakten, weshalb sich ein tiefer Riss zwischen Vorgeschichtsforschung und klassischer Archäologie auftat. Kossinna scheute nicht vor Verschwörungstheorien zurück, wenn er letzterer Lobbyismus und Machtgebaren attestierte, mit der sie die konkurrierende Germanenforschung abdränge.⁵⁶⁰ Innerhalb der Fakultät galten seine vielfältigen Aktivitäten als unseriös, weshalb man seine Beförderung zum Ordinarius blockierte. Dem zuständigen Gremium schien es 1919, dass das von Kossinna vertretene Fach noch nicht reif für eine ordentliche Professur sei. Sollte es irgendwann zu einem prähistorischen Ordinariat kommen, »so wür-

⁵⁵⁸ Heinrich Hofmeister, *Germanenkunde und nationale Bildung*, Braunschweig 1934, S. 33.

⁵⁵⁹ Friedrich August Wagner, *Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster*, Leipzig 1833, S. VII.

⁵⁶⁰ Wiwjorra, *Germanenmythos*, S. 120.

den wir in erster Linie andere Namen dafür zu nennen haben«. Ihm fehle es an der Fähigkeit zur Quellenkritik, damit »hängt es zusammen, dass seine Gelehrsamkeit und sein Scharfsinn, die wir gerne anerkennen, mit allzu großer Sicherheit schwach begründeten Hypothesen, verwegenen Deutungen und Konstruktionen sich zuwenden, ohne dass die auf diesem Gebiet besonders erforderliche und wache Kritik ihn immer zügelt und zweifeln lässt. Wir können daher nicht wünschen, dass seine einseitige, wenn auch mit großer Energie ausgeübte wissenschaftliche Arbeitsweise sich einen massgebenden Platz erwerbe.«⁵⁶¹

Musikwissenschaft und Germanenforschung

Die bei weiter zurückliegenden Epochen immer schmalere Quellenbasis begünstigte Spekulationen, die sich vielfach weder bestätigen noch widerlegen ließen. Dabei ist offensichtlich, dass besonders bei der altgermanischen Musik häufig die Schwelle zur fiktionalen Literatur überschritten wurde, wobei es bezeichnend ist, dass mit Hans Joachim Moser einer der wichtigsten Beiträger zu diesem Bereich auch *Romane über Musikthemen* verfasste.⁵⁶² 1941 betonte Ernst Bücken, dass die »Musik der alten Germanen als ein geschlossener und selbständiger Kulturkreis [...] ein noch recht junger Begriff« sei. Dass sie in den älteren Musikgeschichten fehle, begründete sich für ihn vor allem durch die tendenziösen Berichte der römischen Schriftsteller, die in der germanischen Musik »heidnisches Brauchtum« sahen, das ausgerottet werden müsse.⁵⁶³ Moser hatte schon in den 1920er Jahren mit seinen verbreiteten Darstellungen der deutschen Musikgeschichte, die bei ihm stets bei den alten Germanen begann, zur Popularisierung der Idee beitragen, schon in der Vorgeschichte habe es eine hochstehende »deutsche« Musikkultur gegeben. Dennoch war er nicht ihr Urheber, wie er 1940 in der Hauszeitschrift des Ahnenerbes einräumte. In dem Beitrag begrüßte er es, dass die Musik der alten Germanen endlich angemessen bearbeitet werde, die die Großen der Musikwissenschaft – er nennt Philipp Spitta, Hugo Riemann, Hermann Kretzschmar und Guido Adler – so sträflich vernachlässigt hatten. Als Pioniere ließ er Willy Pastor und Oskar Fleischer gelten, nicht ohne einiges an ihnen zu kritisieren, um seine eigene Rolle hervorzuheben. So habe es Pastor mit der Abwer-

⁵⁶¹ Zitiert nach Heinz Grünert, *Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Rahden/Westfalen 2002, S. 277.

⁵⁶² So führte er Personen der Musikgeschichte des 18. Jahrhunderts zu fiktiven Dialogen zusammen, indem Ranieri de' Calzabigi einer illustren Runde um Johann Adolf Hasse die Gluck'sche Opernreform erklärte und dadurch den Widerspruch Pietro Metastasios erntete. Hans Joachim Moser, *Erklungenes Traumland. Ein Roman von der deutschen Oper*, Leipzig 1937, S. 45.

⁵⁶³ Bücken, *Musik der Deutschen*, S. 9.

tung der frühchristlichen Musik übertrieben, wo doch »unsere Germanen durch fast zweitausend Jahre hindurch solchen gewiß zunächst artfremden Rahmen mit immer eigenerem Geist und Wesen auszufüllen gelernt haben«.⁵⁶⁴ Pastor war ein bekannter völkischer Schriftsteller, kein Musikwissenschaftler, aber er hatte in Leipzig Klavier studiert, bevor er sich der Kultur- und Kunstgeschichte verschrieb.⁵⁶⁵ Ausgehend von einem biologistischen Weltbild und der Idee einer vom Norden ausstrahlenden germanischen Überlegenheit publizierte er vor allem im Bereich der Vorgeschichte und veröffentlichte unter anderem *Die Geburt der Musik. Eine Kulturstudie* (1910). Noch wichtiger für die Germanenforschung war Fleischer, auch wenn ihm Moser vorhielt, er sei »mehrmals recht hemmungslos, ja gefährlich dilettantisch in der Kombinatorik durch die Nationen und Rassen« verfahren.⁵⁶⁶ Fleischer, der als Anhänger der Kossinna-Schule galt,⁵⁶⁷ nahm eine exponierte, wenngleich nicht unumstrittene Stellung innerhalb der wilhelminischen Musikforschung ein.⁵⁶⁸ Er war Leiter der Königlichen Sammlung für Musikinstrumente, einer Position, auf der ihm 1919 Curt Sachs nachfolgte, der wie Herman Abert und Arnold Schering sein Schüler gewesen war. An der Universität Berlin, die ihn 1892 zum Privatdozenten und 1895 zum Außerordentlichen Professor ernannte, lehrte er bis 1925; er starb 1933. Die ersten drei Bände seiner *Neumenstudien. Abhandlungen über mittelalterliche Gesangs-Tonschriften* (1895, 1897, 1904), Arbeiten über die altgriechische Musik und eine Mozart-Biografie, fanden in der Fachwelt überwiegend Anerkennung. 1899 gehörte er zu den Mitbegründern der Internationalen Musikgesellschaft, deren Schriften er bis 1904 mit herausgab, als es zum Zerwürfnis mit Kretschmar und den anderen Vorstandsmitgliedern kam.⁵⁶⁹ Der Grund war, dass eine im Namen der Gesellschaft von Fleischer anberaumte öffentliche Vorführung eines Tonwiedergabegeräts blamabel geendet hatte. Er erzürnte die

⁵⁶⁴ Hans Joachim Moser, »Die Entdeckung der Germanenmusik«, in: *Germanien. Monatshefte für Germanenkunde* 12 (1940), S. 401–407, hier S. 406f.

⁵⁶⁵ Ingo Wiwiorra, »Willy Pastor (1867–1933). Ein völkischer Vorgeschichtspublizist«, in: »... trans Albitm fluvium«. *Forschungen zur vorrömischen, kaiserzeitlichen und mittelalterlichen Archäologie. Festschrift für Achim Leube zum 65. Geburtstag*, hg. von Michael Meyer, Rahden/Westfalen 2001, S. 11–24.

⁵⁶⁶ Moser, »Die Entdeckung der Germanenmusik«, S. 406f.

⁵⁶⁷ Theobald Bieber, *Geschichte der Germanenforschung. Dritter Teil (Von 1870 bis zur Gegenwart): Heimat der Germanen und Indogermanen. Germania des Tacitus*, Leipzig 1925, S. 157.

⁵⁶⁸ Eine neuere fachgeschichtliche Würdigung bezeichnet ihn als einen Pionier des Fachs, behandelt seine hier thematisierte Wirkung aber nur am Rande. Siehe Wolfgang Ruf, »Oskar Fleischer (1856–1933). Pionier und Außenseiter einer institutionalisierten Wissenschaft«, in: *Musikwissenschaft 1900–1930. Zur Institutionalisierung und Legitimierung einer jungen akademischen Disziplin*, hg. von Wolfgang Auhagen, Wolfgang Hirschmann und Tomi Mäkela, Hildesheim 2017, S. 91–110. Zu Fleischers Geschichtsbild vgl. d. Verf., »Zwischen völkischer Bewegung und Nationalsozialismus«.

⁵⁶⁹ Alfred Einstein, »Nachruf Oskar Fleischer«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 15 (1932/33), S. 209.

Kollegen umso mehr, als er auf das Fiasko mit einer rechthaberischen Verteidigungsschrift reagierte und Carl Stumpf vorwarf, dieser behauptete »ins Blaue hinein Dinge, für die er nicht die geringsten Unterlagen zum Beweise hat, und an deren Stelle sollen dann Verdrehungen, dialektische Künste und Gewaltsamkeiten dienen«.⁵⁷⁰ Fleischer flüchtete sich in die Rolle des Unverstandenen und stellte einer späteren Schrift seine »unerschütterliche Überzeugung« voran, dass ihn »keine Kränkung und Zurücksetzung, auch die Mückenstiche einer durch Luftdruck nach oben gescharten Phalanx von ›Kollegen‹ von seinem Weg abzubringen vermöchten«.⁵⁷¹ Die zunehmend tendenziösen Texte führten zu weiterer Isolation und einer seiner schärfsten Kritiker, der Choralforscher Peter Wagner, monierte an einer der späten Arbeiten, über »die musikalischen Verdienste der Germanen wird mehrfach des Guten Vieles gesagt«. Er prophezeite, die »vaterländischen Seiten [...] wie sein Grenzen nicht kennender Gedankenflug« dürften in der Fachwelt nicht auf Anerkennung stoßen.⁵⁷² Fleischers politische Positionen dokumentiert die am Beginn des Ersten Weltkriegs erschienene Kampfschrift *Vom Kriege gegen die deutsche Kultur*, in der er »die alte germanische Sonne emporsteigen [sah], alles überstrahlend, um wie schon oft die Welt mit ihrem Lichte zu erleuchten und mit ihrer Wärme zu durchdringen«.⁵⁷³ Mit ungerechter Geringschätzung bedacht sah er die alten Germanen, von denen die deutschen Philologen ein falsches Bild vermittelten; während man die römische Selbstbeweih-räucherung auswendig lerne, werde die deutsche Geschichte vernachlässigt.⁵⁷⁴ Nationalismus prägte auch sein Wissenschaftsverständnis, wenn er bekannte, bei Zweifeln entscheide er sich »fürs Vaterland! Fort mit dem voraussetzungslosen Internationalismus in der Wissenschaft, denn er verleitet zur Unwissenschaftlichkeit und ist eine vaterländische Schmach!«⁵⁷⁵ Fleischer brachte sich auch in Kossinnas *Deutsche Gesellschaft für Vorgeschichte* ein, wo er die Musikgeschichte auf plakative Thesen runterbrach wie die, kein Volk besitze so viele Volkslieder wie das Deutsche. Einen Durchgang durch die deutsche Musik begann er mit den Helden gesängen, widmete sich dann lyraähnlichen Instrumenten aus Germanien, und meinte aus der Stimmung der Saiten ablesen zu können: »Der Dreiklang ist deutsch-national.« Sein Steckenpferd war die altgermanische Lure, die er bis heute für unübertroffen hielt; es gebe

⁵⁷⁰ Oskar Fleischer, *Zur Phonographie. Eine Abwehr*, Berlin 1904, S. 16.

⁵⁷¹ Oskar Fleischer, *Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und gregorianischen Gesang*, Frankfurt am Main 1923, S. 8.

⁵⁷² Peter Wagner, Rezension von Oskar Fleischer, *Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und gregorianischen Gesang*, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 5 (1922/23), S. 560–568, hier S. 567.

⁵⁷³ Oskar Fleischer, *Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes*, Frankfurt am Main 1915, S. 5.

⁵⁷⁴ Ebd., S. 45, 59, 74ff.

⁵⁷⁵ Ebd., S. 87.

»nicht ein Instrument, das sich damit messen kann, keines ist so musikalisch reich und schön«.⁵⁷⁶ Von einem anerkannten Musikwissenschaftler wurde Fleischer zu einem völkischen Obskuren, der die von Kossinna herausgegebenen *Zeitschrift für Deutsche Vorgeschichte* publizierte oder in der Zeitschrift *Die Sonne*, deren politische Ausrichtung der Untertitel *Monatsschrift für Nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* deutlich machte. In diesem Kontext genoss er hohes Ansehen, und ein 1924 erschienener Beitrag schrieb ihm den Nachweis zu, dass »es germanische Geisteskraft gewesen ist, welche die Musik aus ihrer Kindlichkeit befreite und ihr den Weg wies zur modernen Entwicklung«; er verdiene »in die Reihe derjenigen Forscher gestellt zu werden, die man als Wiederentdecker des Weistums unserer Altvorderen nennen« müsse. Dass die »exakte Forschung« mit seinen Forschungsergebnissen nichts anfangen könne, begründe sich allein durch die Beschränktheit der »offiziellen« Musikwissenschaft.⁵⁷⁷

Lure und Hochkultur

Keine Darstellung der Musik der alten Germanen kam ohne den Hinweis auf die altgermanischen Luren aus. Mit den ausschließlich im Norden Europas gefundenen bronzezeitlichen Blasinstrumenten konnten die Germanenforscher endlich etwas vorweisen, um den Vorwurf kultureller Rückständigkeit zu entkräften; auch Hans Joachim Moser dienten sie als Beleg für den »Hochstand des eingeborenen nordischen Kanglebens«.⁵⁷⁸ Bei der Lure handelt sich um ein rund 2,40 Meter langes, S-förmig gewundenes Instrument aus Bronze, das über ein Kesselmundstück verfügt und mit dem leicht konischen Verlauf zur Familie der Naturhörner gehört. Der Klang ähnelt dem der heutigen Tenorposaune und an vielen Exemplaren angebrachte Ketten ermöglichen zusätzlich Rasselgeräusche. Es sind rund 60 Exemplare erhalten, deren Alter auf zwischen 2800 und 3200 Jahre geschätzt wird.⁵⁷⁹ Die hohen Fähigkeiten der bronzezeitlichen Handwerker sind unbestreitbar, aber Gustaf Kossinna ließ es an jedem Maß fehlen, wenn er behauptete, das gesamte Altertum Europas und Asiens

⁵⁷⁶ Oskar Fleischer, »Die Entwicklung der germanischen Musik (mit Lichtbildern). Nach dem Bericht der Coblenzer Zeitung«, in: *Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte* 4 (1912), S. 23–26, hier S. 24ff.

⁵⁷⁷ Richard M. Albert, »Die Germanen in der Musik«, in: *Die Sonne* 1 (1924), S. 17–20.

⁵⁷⁸ Hans Joachim Moser, *Die Musikfibel*, Leipzig 1937, S. 7, 10.

⁵⁷⁹ Hans Christian Broholm, William P. Larsen und Gotfred Skjern, *The Lures of the Bronze Age: An Archaeological, Technical and Musicological Investigation*, Kopenhagen 1949, S. 51. In diesem Zeitraum wurde sie kontinuierlich weiterentwickelt, sodass sich verschiedene Bauarten abgrenzen lassen. Hubert Schmidt, »Die Luren von Daberkow, Kr. Demmin. Ein Beitrag zur Geschichte von Formen und Technik in der Bronzezeit«, in: *Prähistorische Zeitschrift* 7 (1915), S. 85–177, hier S. 158.

habe »nichts annähernd Altes und noch viel weniger etwas auch nur annähernd ähnlich Schönes« besessen.⁵⁸⁰ Die Luren gab Anlass zu kühnen Spekulationen, denn aus den spieltechnischen Möglichkeiten und der Überlieferungssituation versuchte man Rückschlüsse auf die musikalische Disposition des germanisch-nordischen Menschen zu ziehen. Dieses Anliegen griffen auch Musikwissenschaftler auf, und Helmut Schmidt-Garre glaubte 1934 aus ihrem Vorhandensein schließen zu können, dass »ein elementares Klangerlebnis der nordischen Rasse von jeher eigen war«.⁵⁸¹ Für Moser bewies die Existenz der Luren sowie weiterer Artefakte, dass »die besondere Anlage der Deutschen zur Instrumentalmusik [...] nicht erst spät erwacht sein kann, sondern sich auf uralte Neigung und Übung« gründe.⁵⁸²

Die moderne Karriere der Lure begann 1797, als ein dänischer Bauer beim Torfgraben im Moor von Brudevælte auf sechs Blasinstrumente aus Bronze stieß, die in drei Paaren von zusammengehörigen Instrumenten erhalten waren. Diese Fundsituation ist charakteristisch, denn Luren sind in der Regel in gleich gestimmten Paaren überliefert, wobei ein Instrument nach links, das andere nach rechts gebogen ist.⁵⁸³ Die Kenntnisse über ihren Kontext sind außerordentlich gering, denn nicht einmal die ursprüngliche Bezeichnung des Instruments ist bekannt. Als Lure bezeichnete sie erstmals 1818 der dänische Altertumsforscher Christian Jürgensen Thomsen, der den Begriff kurz darauf durch seine Schrift *Ledetraad til nordisk Oldkyndighed* (1836) in der Wissenschaft einföhrte, wobei er sich auf ein in altnordischen Sagas genanntes hölzernes Blasinstrument bezog.⁵⁸⁴ Das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit weckte der dänische Musikwissenschaftler Angul Hammerich, der das Instrument in Konzerten und Publikationen vorstellte; einer der Präsentationen wohnte Theodor Fontane bei, der dies zu dem Gedicht *Luren-Konzert* (1895) verarbeitete. Hammerich präsentierte seine Forschungsergebnisse erstmals 1892 der Kopenhagener *Königlichen Gesellschaft für nordische Altertumskunde* und veröffentlichte im folgenden Jahr einen umfangreichen Aufsatz, der wenig später auch auf Deutsch erschien.⁵⁸⁵

In Deutschland war Fleischer der Propagandist der Lure, wozu er auch seine Möglichkeiten als Leiter der Berliner Muskinstrumentensammlung nutzte. Auf seine Aktivitäten lässt sich u. a. eine der seltenen Verwendungen in der Kunstmusik in Wilhelm Kempffs symphonischem Vorspiel *Hermannschlacht* (1917) zurückführen. Der vor allem als Pianist bekannte Musiker lernte das Instrument bei einem Besuch

⁵⁸⁰ Kossinna, *Deutsche Vorgeschichte*, S. 73.

⁵⁸¹ Zitiert nach Wulf, *Musik im Dritten Reich*, S. 236.

⁵⁸² Moser, *Musikfibel*, S. 7, 10.

⁵⁸³ Georg Karstädt, »Entwicklung und musikalische Bedeutung der altgermanischen Bronzeluren«, in: *Nationalsozialistische Monatshefte* 12 (1941), Heft 136, S. 596–604, hier S. 596.

⁵⁸⁴ Broholm/Larsen/Skjerne, *Lures of the Bronze Age*, S. 49.

⁵⁸⁵ Angul Hammerich, »Studien über die altnordischen Luren im Nationalmuseum zu Kopenhagen«, in: *Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft* 10 (1894), S. 1–32.

der Berliner Musikinstrumentensammlung kennen, in der einer von Fleischers Mitarbeitern enthusiastisch über die Luren doziert und sie auch vorgeführt hatte.⁵⁸⁶

Fleischer verstieg sich sogar zur Behauptung: »Nur Deutsche hatten die Lure. Damit ist der Beweis gebracht, dass die Germanen stets die Führer in der Musik waren, dass schon in Urzeiten eine wohlausgebildete Musik im Volke lebte.«⁵⁸⁷ Die Engführung mit dem Deutschtum war gewagt, denn das Verbreitungsgebiet überschnitt sich mit den Grenzen des Deutschen Reichs nur in dessen äußerstem Norden. Der bedeutendste Fund auf deutschem Boden wurde 1911 bei Grabungsarbeiten auf dem Klostergrund Daberkow in Vorpommern entdeckt. Weitere Fragmente fand man in Mecklenburg (Lübzin und Hofzumfelde) und in Niedersachsen, wobei es sich bei der Lure von Garstedt (bei Bremen) um den südlichsten Fund dieser Instrumentengattung überhaupt handelt.⁵⁸⁸ Mit mehr als dreißig Luren stammt das Gros aus Dänemark, wo man zuletzt 1988 an der Nordspitze Jütlands zwei fast vollständige Instrumente fand.⁵⁸⁹ Die Lure fand vielfältigen Niederschlag in der dänischen Kultur (u. a. bei der 1901 gegründeten Buttermarke »Lurpak«), und zu den bekanntesten Sehenswürdigkeiten Kopenhagens zählen die »Lurblæserne« (Lurenbläser), ein zwischen 1911 und 1914 errichtetes Monument. Auch die dänischen Nationalsozialisten bedienten sich ihrer als Symbol einer hochstehenden kulturellen Vergangenheit. Ihr Führer Frits Clausen verschenkte Kopien an Heinrich Himmler, die dazu beitragen sollten, die germanische Kultur in einem neuen, nationalsozialistischen Europa wiederzubeleben.⁵⁹⁰

Da man die Luren in Torfmooren gefunden hatte, waren sie vorzüglich konserviert und vielfach spielbar. Hammerich zog Bläser aus dem Königlichen Orchester in Kopenhagen heran, die unter Verwendung moderner Spieltechniken den Umfang von 3 ½ Oktaven ermittelten. Die davon abgeleitete Annahme, die mit ihnen gespielte Musik könne eine gewisse Komplexität aufgewiesen haben, stieß bei den Anhängern des Germanentums auf begeisterte Zustimmung. Curt Sachs dagegen hielt es für falsch, den von heutigen Bläsern ermittelten Umfang für die Bronzezeit vorauszusetzen, denn Spielmöglichkeiten und ihre Ausnutzung seien in vielen Kulturen keineswegs

⁵⁸⁶ Wilhelm Kempff, *Unter dem Zimbelstern. Jugenderinnerungen eines Pianisten*, Laaber ²1978, S. 219.

⁵⁸⁷ Fleischer, »Entwicklung der germanischen Musik«, S. 25f.

⁵⁸⁸ Hans Hahne, »Die Lure von Garstedt, Kreis Osterholz«, in: *Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil A*, Hildesheim 1915ff., S. 41–49, hier S. 41.

⁵⁸⁹ Joachim Schween, »Luren und Irische Hörner der Bronzezeit. Nordeuropäische Meisterwerke der Klangerzeugung«, in: »Musikarchäologie. Klänge der Vergangenheit. Sonderheft 7/2015 von Archäologie in Deutschland«, S. 38–50, hier S. 38f.

⁵⁹⁰ Cajsa S. Lund, »The ›Phenomenal‹ Bronze Lurs: Data, Problems, Critical Discussion«, in: *Second Conference of the ICTM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 9–50, hier S. 42.

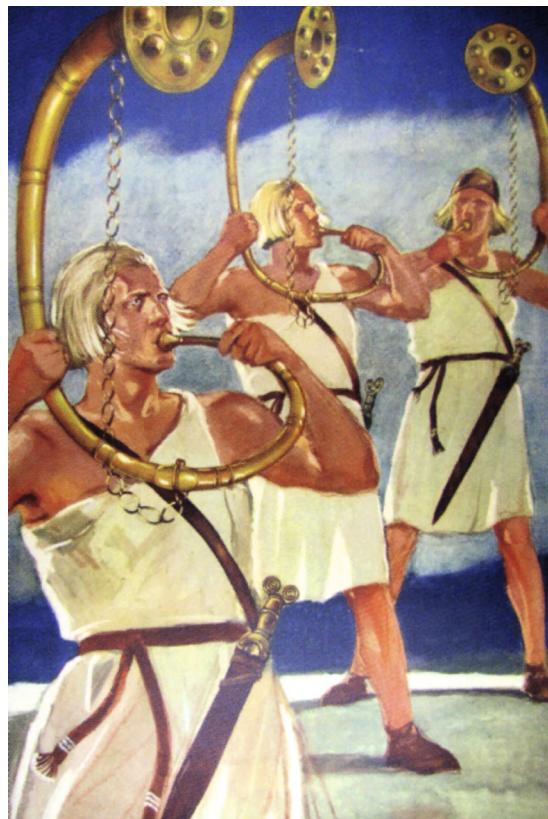


Abb. 7: Lurenbläser der jüngeren Bronzezeit (um 1000 vor d. Zr.), Schulwandbild von Wilhelm Petersen, 1936

deckungsgleich.⁵⁹¹ Doch Hammerichs Einschätzungen prägten den Diskurs, denn auf ihn gingen Urteile zurück wie die Behauptung, bis heute gebe es »kein Blasinstrument, das wie die Luren Fülle und Majestät gleichmäßig mit Milde und Wohllaut des Tons zu verbinden imstande ist«.⁵⁹² Das Urteil erweist sich als von Vorurteilen geleitet, denn ihm war aufgefallen, dass Blasinstrumente in den Zeugnissen antiker Schriftsteller meist negativ beurteilt werden. Wenn Plutarch den Klang der ägyptischen Trompete mit dem Geschrei eines Esels verglich, stand dies für ihn im klaren Widerspruch zum Lurenklang, der Hammerich erschien »wie eine Botschaft von

⁵⁹¹ Curt Sachs, *Reallexicon, Reallexicon der Musikinstrumente*, Berlin 1913, S. 244ff.

⁵⁹² Kossinna, *Deutsche Vorgeschichte*, S. 73f.

einer ganz anderen, entwickelteren und feineren Kultur«.⁵⁹³ Auf die Ahistorizität des Vergleichs wies Sachs hin, der in Abrede stellte, man könne der Geringschätzung, mit der antike Schriftsteller von Blasinstrumenten reden, den durch heutige Höreindrücke festgestellten »schönen« Klang der Luren gegenüberstellen. Wenn man von diesem Schluss eine Überlegenheit über die anderen Blasinstrumente des Altertums ableite, dann stütze man sich zum einen auf das Werturteil der Zeitgenossen, zum anderen auf das eigene moderne. Man müsse erst noch nachweisen, dass »Plutarch und Hammerich den gleichen Geschmack haben«.⁵⁹⁴

Dennoch ließen es auch akademisch ausgebildete Musikwissenschaftler an kritischer Distanz fehlen, wenn der 1937 in Hamburg mit einer Arbeit über den Zink promovierte Georg Karstädt mit Blick auf die Luren die alten Germanen lobte, »deren Kulturleistungen das gesamte Altertum Europas und Asiens der gleichen Periode um ein Vielfaches überragen«.⁵⁹⁵ Als besonderes Indiz hierfür wurde gewertet, dass es nicht gelang, die Feinheiten der bronzezeitlichen Gusstechnik zu ermitteln.⁵⁹⁶ Vor dem Ersten Weltkrieg goss eine hannoversche Gießerei auf Veranlassung des Prähistorikers Hans Hahne, eines Schülers von Kossinna, zwei Paare, musste die Wandstärke aber fast verdoppeln und die Legierung verändern, um überhaupt zu einem Ergebnis zu kommen.⁵⁹⁷ Das Scheitern dieser und weiterer Versuche schien zu belegen, »wie irrig jene Behauptung von Barbarei der Germanen« sei.⁵⁹⁸ Die Problematik wurde als so wichtig angesehen, dass sich ihr auf Geheiß von Himmler ein Projekt des Ahnenverbes widmete. 1937 kündigte ihm der mit der Durchführung beauftragte Fritz Bose einen nie vorgelegten Bericht an, »der zugleich eine Auseinandersetzung mit den wissenschaftlichen Gegnern ist, die die Luren als Lärminstrumente« ansehen. Es sei ihm gelungen, zwei der »leistungsfähigsten und politisch zuverlässigsten« Glockengießereien für die Aufgabe zu gewinnen.⁵⁹⁹ Himmlers Stab erteilte Aufträge für eine nach links gewundene Lure an die Firma Andreas Hirt (Kempten), für eine nach

⁵⁹³ Hammerich, »Studien«, S. 27.

⁵⁹⁴ Sachs, *Reallexikon*, S. 246.

⁵⁹⁵ Karstädt, »Entwicklung und musikalische Bedeutung der altgermanischen Bronzeluren«, S. 596.

⁵⁹⁶ Die klanglichen Eigenschaften von Originalen und Nachbauten weichen voneinander ab, da erstere aus in Bronze gegossenen Stücken zusammengesetzt sind, die eine Wandstärke von ca. einem Millimeter aufweisen. Nachbauten sind dagegen üblicherweise wie moderne Blechblasinstrumente aus gewalztem und verlötetem Messingblech von ca. 0,5 mm Stärke gefertigt.

⁵⁹⁷ Schween, »Luren und Irische Hörner der Bronzezeit«, S. 42. Zuletzt scheiterte 1986 ein Versuch britischer Spezialisten. Siehe Peter Holmes und Nik Stanbury, »Presentation and discussion of a project: The replication of late bronze-age lurs«, in: *Second Conference of the ICTM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 151–186.

⁵⁹⁸ Sonner, »Musik der alten Germanen«, S. 23.

⁵⁹⁹ Fritz Bose an Heinrich Himmler vom 23. Februar 1937. Bundesarchiv NS 21/717.

rechts an B. Grüninger Söhne (Villingen),⁶⁰⁰ und als dies aus unbekannten Gründen scheiterte, an die Glockengießerei Heinrich Kurtz.⁶⁰¹ Himmler ließ sich fortlaufend informieren und erhielt von seinem Referenten die im militärischen Tonfall gehaltene Mitteilung: »Ich melde Reichsführer, dass die Forschungsstätte für Musikwissenschaft die vom Reichsführer gewünschten Versuche, deren Ergebnis zur Wiederherstellung der Luren dem alten Verfahren der Bronzezeit führen soll, fortsetzt.«⁶⁰² Zu den weiterhin ungelösten Problemen des Gießens traten kriegsbedingte Schwierigkeiten, da der Glockengießer durch die Suche nach Ersatzstoffen absorbiert war, da die Bronze für Kanonen benötigt wurde.⁶⁰³ Dazu kamen interne Konflikte, und Geschäftsführer Sievers unterstellte Bose, er sehe das Projekt lediglich als eine Möglichkeit, sich in der »Fachwelt damit zu brüsten und den Reichsführer-SS als einen Schutzherrn herauszustellen«. Man solle ihm den Auftrag entziehen, weil sonst die Gefahr bestehe, dass »die Bemühungen des Reichsführers-SS um die Erforschung der Luren in schiefes Licht« gerückt werden könnten.⁶⁰⁴ Als Bose zum Militär eingezogen wurde, kamen die Versuche zum Erliegen. In Deutschland war das Instrument in einem Maße politisch besetzt, dass die Auseinandersetzung 1945 vorerst abbrach und erst in neuerer Zeit wieder Gegenstand wissenschaftlicher Forschung wurde.⁶⁰⁵ In Nordeuropa fanden hingegen weiterhin eigenständige Forschungsaktivitäten statt, und mit der 1949 erschienenen, dem dänischen König gewidmeten Dokumentation *The Lures of the Bronze Age* stellte man sich explizit gegen die politische Vereinnahmung des Instruments in Deutschland.⁶⁰⁶

Kult und Kunst

Die Lure etablierte sich als ein Requisit nationalsozialistischer Versammlungen – besonders der SS –, fand angesichts ihrer beschränkten musikalischen Möglichkeiten aber nur selten Verwendung im Konzertsaal. Sogar erklärte Anhänger des Germanentums wie der Klarinettist Oskar Kroll, der später ein Standardwerk über sein Instrument verfasste, monierten, sie dort heute einzusetzen, scheine »doch ein wenig zu

⁶⁰⁰ Aufträge vom 8. Mai 1937. Bundesarchiv NS 21/717.

⁶⁰¹ Vertrag vom 4. Mai 1938. Bundesarchiv NS 21/717.

⁶⁰² Sturmbannführer Galke an Reichsführer SS Heinrich Himmler vom 7. April 1938. Bundesarchiv NS 21/717.

⁶⁰³ Heinrich Kurtz an Fritz Bose vom 11. Juli 1939. Bundesarchiv NS 19/1149.

⁶⁰⁴ Wolfram Sievers an den Persönlichen Stab des Reichsführers SS vom 13. März 1941. Bundesarchiv Berlin NS 21/1096.

⁶⁰⁵ Zur Forschungsgeschichte vgl. Schween, »Luren und Irische Hörner der Bronzezeit«.

⁶⁰⁶ Broholm/Larsen/Skerne, *Lures of the Bronze Age*, S. 84.

weit gegangen in der Begeisterung für diese Reste unserer alten Kultur«.⁶⁰⁷ Zur Erweiterung des auf die Naturtonreihe beschränkten Tonvorrats entwickelte der Bochumer Instrumentenbauer Eugen Domina Ventilluren, die 1936 bei einem offiziellen Festakt in Herne vorgestellt wurden, die man aber als nicht angemessen empfand.⁶⁰⁸ Während besonders Ideologisierte eine größere Präsenz der Lure im Musikleben forderten, standen pragmatische Nationalsozialisten dem Gebrauch skeptisch gegenüber. 1943 hatte Propagandaminister Joseph Goebbels mit SS-Brigadeführer Karl Cerff von der Reichspropagandaleitung der NSDAP eine, wie er in seinem Tagebuch festhielt, »sehr scharfe Auseinandersetzung über das gegenwärtige Programm des Rundfunks«. Cerff lehnte Schlager im Radio ab und forderte eine der Ideologie gemäßige Musik, woraufhin Goebbels polemisierte, er vertrete »einen übernationalsozialistischen Standpunkt. Wenn es nach ihm ginge, dann würde die Musik im Rundfunk ausschließlich mit Luren gemacht. So kann man keinen Rundfunk für die breiten Massen gestalten.«⁶⁰⁹

Trotz der Instrumentalisierung war nicht unumstritten, inwieweit der Lure Aussagekraft für eine hochstehende altgermanische Musikkultur zukommen konnte. Selbst Richard Eichenauer musste einräumen, dass es hier einen Gegensatz von »nüchterner Forschung« und »schwungvoller Einbildungskraft« gebe.⁶¹⁰ Auf der Grundlage der wenigen Quellen entwickelten sich gegensätzliche Deutungsstränge. Für eine sachliche Analyse plädierte der Prähistoriker Hubert Schmidt, der 1915 im Zusammenhang mit dem Fund der Luren von Daberkow eine umfassende Studie vorgelegt hatte. Der Kustos der vor- und frühgeschichtlichen Abteilung der Berliner Museen forderte, man solle »die musikwissenschaftliche Bedeutung der bronzezeitlichen Luren mit mehr Skepsis und Nüchternheit beurteilen, als es begeisterte Forscher und befangene Laien zu tun pflegen«.⁶¹¹ Ihm schien es, dass die Rasselgeräusche mit den an vielen Luren angebrachten Ketten sich kaum »mit einer grossen Höhe germanischer Musik vereinbaren« lassen.⁶¹² Nationalistische Forscher vermuteten hingegen, es habe bereits in der Vorgeschichte eine avancierte Kunstmusik gegeben. Obwohl es keinerlei Anhaltspunkte gibt, was mit den Instrumenten gespielt wurde, ging Oskar Fleischer davon aus, die germanische Musik sei »kriegerisch-erhaben, übrigens nicht rohschmetternd und lärmend, sondern getragen, kräftig und edel« gewesen.⁶¹³

⁶⁰⁷ Oskar Kroll, »Die Musikanstrumente germanischer Vorzeit«, in: *Germanien. Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte* 2 (1930), S. 32–34, 89–94, hier S. 34.

⁶⁰⁸ Matzke, »Von den alten Luren«, S. 151.

⁶⁰⁹ Joseph Goebbels, *Tagebuch vom 22. Mai 1943*. Online-Ausgabe.

⁶¹⁰ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 76.

⁶¹¹ Schmidt, »Die Luren von Daberkow«, S. 89.

⁶¹² Ebd., S. 159.

⁶¹³ Oskar Fleischer, »Die Musikanstrumente des Altertumes und Mittelalters in germanischen Ländern«, in: *Der deutsche Instrumentenbau* vom 29. Dezember 1899, S. 99–102.



Abb. 8: Lurenbläser der SS bei einem nordischen Tag

Der dänische Altertumsforscher Christian Jürgensen Thomsen hatte angenommen, die Luren hätten als militärische Signalinstrumente gedient; eine Funktion, die die SS-Zeitschrift *Das schwarze Korps* noch 1941 aufgriff, als sie die Lure als das »heilige Kriegshorn der Germanen« bezeichnete.⁶¹⁴ Da die sperrigen Instrumente die Mobilität von Kämpfern stark einschränken würden, wird diese These heute nicht mehr aufrechterhalten. Naheliegender erscheint eine kultische Verwendung, die dadurch gestützt wird, dass es sich um Depotfunde handelt, um bewusst vergrabene Artefakte, die man trotz ihres Materialwerts nicht einschmolz.⁶¹⁵ Diese Funktion widersprach der These avancierter Kunstmusik, sie war aber in anderer Weise anschlussfähig an den Nationalsozialismus, denn Heinrich Himmler und Alfred Rosenberg waren an der Wiedereinführung alter religiöser Praktiken interessiert.⁶¹⁶

⁶¹⁴ Joachim Schween, »Verehrt und mißbraucht. Zur Rezeptionsgeschichte der bronzezeitlichen Luren im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Music-Archaeological Sources: Finds, Oral Transmission, Written Evidence*, hg. von Ellen Hickmann und Ricardo Eichmann, Rahden/Westfalen 2004, S. 193–220, hier S. 204.

⁶¹⁵ Broholm/Larsen/Skjerne, *Lures of the Bronze Age*, S. 69.

⁶¹⁶ Schween, »Rezeptionsgeschichte«, S. 201.

Die an der weiten Öffnung angebrachten Scheiben mit Sonnenmotivik ließen sich deuten als Bezug zum Sonnenkult, »der bei den Germanen vom Rhein bis zur Dünamündung, bis Finnland und Skandinavien längst vor der menschenhaften Gestaltung eines Zeus, Wotan, Jupiter das Licht, die Sonne auf Bergeshöhen als segenspendende Macht verehren lässt«.⁶¹⁷

Die Verbindung der Lure zum Kult wird gestützt durch das auf Originalinstrumenten leicht auszuführende Glissando, das ein Geräusch wie das Brüllen eines Bullen entstehen lässt; eines Tiers, das im Mittelpunkt der bronzezeitlichen Kultvorstellungen stand.⁶¹⁸ Der Eindruck vom Kopf eines Rinds drängt sich auch auf, wenn man die Luren in Spielposition hält, wobei sie sich die Windungen hinter dem Kopf des Blässers spiralig aufwinden; überdies ging die Entwicklung der Instrumente offenbar von einfachen Rinderhörnern über mit Bronze beschlagene Tierhörner zu ihrer Nachahmung in Bronze.⁶¹⁹ Auf einen kultischen Gebrauch verweisen vereinzelte bildliche Zeugnisse wie eine Felsritzung aus Kivik in Südschweden, wo sich Reste einer bronzezeitlichen Grablege aus der Zeit um 1000 v. Chr. erhalten haben. Sie zeigt in der oberen Reihe Bläser, während darunter um einen Altar stehende Frauen oder als Frauen gekleidete Maskentänzer zu sehen sind. Die waffenlosen Männer in der untersten Reihe deutet Schmidt als Kriegsgefangene mit hinter dem Rücken festgebundenen Armen, die vom Schwerträger geopfert werden. Bei den mit den Luren erzeugten Klängen handelt es sich entweder »um einen Zauberlärm, durch den die Geister der zu opfernden Kriegsgefangenen der unteren Bilderreihe beschwichtigt werden sollten, oder es gilt, die rhythmischen Bewegungen der Maskentänzer der mittleren Reihe zu begleiten«.⁶²⁰ Wahrscheinlich habe beides Geltung, jedenfalls lasse sich »die musikalische Bedeutung der Luren nach den Darstellungen des Kivikmonumentes viel richtiger oder wenigstens sachgemässer bewerten, als nach reklamehaften Konzertaufführungen, bei denen moderne Nachbildungen der Luren von modern geschulten Trompetern geblasen werden«.⁶²¹ Trotz aller Bedenken setzte sich letztere Deutung schließlich durch.

⁶¹⁷ Willi Betzinger, »Zeugnisse frühgermanischen Musik-Sonnenkults«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938 / 39), S. 375–379, hier S. 377.

⁶¹⁸ Donal O'Callaghan, »The Brudevaelte Lur Re-examined: The Evidence for Ritual Music in the Scandinavian Late Bronze Age«, in: *Galpin Society Journal* 36 (1983), S. 104–108.

⁶¹⁹ Schmidt, »Die Luren von Daberkow, S. 88, 144ff.

⁶²⁰ Ebd., S. 160.

⁶²¹ Ebd.



Abb. 9: Felsritzung im Grab von Kivik

Mehrstimmigkeit und Tonsystem

Oskar Fleischer und seinen Nachfolgern gab die Lure Hinweise auf die angebliche musikalische Disposition des germanisch-nordischen Menschen. Diese zeige sich in einer quasi angeborenen Neigung zur Mehrstimmigkeit und in der Existenz eines autochthonen germanischen Tonsystems. Die in der Regel paarweise gefunden Luren stimmen hinsichtlich ihrer Stimmung jeweils exakt überein, und man ging davon aus, dass die bronzezeitlichen Handwerker damit eine Absicht verfolgten. Welche Folgerungen daraus zu ziehen seien, war allerdings umstritten. Angul Hammerich wusste, dass es in vielen Kulturen üblich ist, Instrumente paarig zu gebrauchen, und er verwies auf das Alte Testament, wo Jehova Moses gebot: »Mache dir zwei Trompeten von dichtem Silber.«⁶²² Er äußerte sich daher vorsichtig zur erstmals von Fran-

⁶²² Hammerich, »Studien«, S. 12.

çois-Joseph Fétis geäußerten These, dass die Mehrstimmigkeit im Norden erfunden worden sei. Die Überlieferung der Luren könne sie stützen, zwangsläufig sei dies aber nicht: Beim Spielen werde es vorgekommen sein, dass einer der Musiker versehentlich etwas anderes spielte als der andere; wenn man dies als wohlklingend empfunden habe, hätte sich daraus Mehrstimmigkeit entwickeln können. Denkbar sei auch, man hatte bereits Kenntnisse der Harmonik und baute sie ganz bewusst als Paare.⁶²³ Fleischer erschien die Mehrstimmigkeit der altgermanischen Musik dagegen als eine vollendete Tatsache. Er postulierte, die »nordgermanische Blasmusik mussste mit *unabwendbarer Naturnotwendigkeit* zur Mehrstimmigkeit führen. [...] Denn wenn mehrere Spieler auf Blechinstrumenten blasen, so werden sie nur dann akkordisch zusammenhängende Töne *vermeiden* können, wenn sie sich bereits eine große Übung und Beherrschung der Blastechnik erworben haben; je roher und ursprünglicher aber ihre Kunst, desto mehr werden sie akkordische Zusammenklänge (selbst gegen den Willen) hervorbringen.«⁶²⁴ Dies schien ihm zu beweisen, »dass die Germanen in der polyphonen Musik ganz selbstständig ohne fremde Anleihen sich zu der Höhe aufschwangen, die sie noch heute vor allen anderen Völkern voraus haben«.⁶²⁵

In der Musikwissenschaft wurde die These kontrovers diskutiert. Ihr schloss sich überraschenderweise der nationalistischen Bestrebungen fernstehende, spätere Münchner Ordinarius Rudolf von Ficker an, der es 1925 für ausgeschlossen hielt, die zweite Lure habe allein zur Klangverstärkung gedient. Das paarweise Vorkommen lasse sich nur dadurch erklären, dass die Musik der alten Germanen »wenigstens zwei Instrumente erforderte, daß sie also, wie wir im erweiterten Sinne sagen, zwei oder mehrstimmig war«. Musik beruhe auf dem Zusammenerklingen zweier verschiedener Töne, worin man »bereits die Grundform eines Musikempfindens erkennen [könne], das für die germanischen Völker des Nordens in besonderen Grad kennzeichnend ist: ihr ausgesprochener Sinn für Klangwirkungen«.⁶²⁶ Dagegen wandte Curt Sachs ein, dass die paarweise Verwendung von Blasinstrumenten über ganz Asien verbreitet sei; ebenso wie Zweistimmigkeit könne man auch antiphonische Verwendung oder Einstimmigkeit annehmen.⁶²⁷ Obwohl Hans Joachim Moser sich häufig der Lure als Beweis für die germanische Hochkultur bediente, lehnte er es ab, sie mit Mehrstimmigkeit in Verbindung zu bringen; er vermutete, dass die Bläser sich mit ihnen antworteten, wobei unklar bleibt, worauf seine Erkenntnis gründe-

⁶²³ Ebd., S. 30f.

⁶²⁴ Fleischer, »Musikinstrumente«, S. 100f. Hervorhebung von Fleischer.

⁶²⁵ Fleischer, »Entwicklung der germanischen Musik«, S. 25f.

⁶²⁶ Rudolf von Ficker, »Formprobleme der mittelalterlichen Musik«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 7 (1924/1925), S. 195–213, hier S. 208.

⁶²⁷ Sachs, *Reallexicon*, S. 246.

te, dass sie in verschiedene Himmelsrichtungen zu blasen hatten.⁶²⁸ Für Carl Stumpf wies die exakte Übereinstimmung der Tonhöhen innerhalb der Lurenpaare darauf hin, dass sie unisono geblasen wurden, denn generell pflege man für mehrstimmiges Blasen Instrumente verschiedener Tonhöhe zu nehmen.⁶²⁹ Auch dem Prähistoriker Friedrich Behn bewies die gleiche Stimmung keineswegs, dass sie zweistimmig geblasen wurden, denn eine Verdopplung der Instrumente diene vor allem der Verdopplung der Lautstärke. Allein der Umstand, dass in sechs Luren aus Brudevaelite teils in C, teils in Es gestimmt sind, also im Intervall der kleinen Terz, könne auf ein harmonisches Empfinden der alten Germanen hinweisen. Alle weiteren Schlüsse entbehren jeglicher wissenschaftlichen Grundlage.⁶³⁰ Auch wenn eindeutige Beweise fehlten, konnte man mit den Luren scheinbar die sich von den Deutschen selbst zugeschriebene Anlage zur Mehrstimmigkeit bis in die Vorgeschichte zurückverfolgen. Von der Überzeugung, dies weise auf eine hochstehende Musikkultur hin, ließ man sich auch nicht durch ethnologische Forschung abbringen, die anhand der Musik von Naturvölkern zeigte, dass Mehrstimmigkeit »keineswegs das Produkt einer höheren Musikkultur« sein müsse.⁶³¹ Der Musikpädagoge Michael Alt, seit 1933 Mitglied der NSDAP, war vor allem in der Lehrerbildung tätig und unterrichtete als Professor an Hochschulen für Lehrerbildung in Oldenburg, Lauenburg und Hannover. Er gestand auch den außereuropäischen Völkern Mehrstimmigkeit zu, aber er unterstellte, ihnen fehlten die seelischen Anlagen, »diesen Zusammenklang von Tönen als besonders wertvoll zu empfinden und zu einem Gegenstand des musikalischen Schöpfertums zu machen«. Er beharrte darauf, dass die Luren die »nordische Urgewohntheit des mehrstimmigen Musizierens« bewiesen.⁶³²

Fleischer schienen Gestalt und Überlieferungssituation der Lure noch weitere Phänomene der altgermanischen Musik zu erklären. Ihr Tonsystem »war dasjenige, worauf alle Röhren-Instrumente von der unerschütterlichen Naturnotwendigkeit angewiesen sind: das System der Naturtonreihe, d. h. der Durakkord und die Durtonleiter. Beide elementare Faktoren der Musik darf man daher als autochthon-ger-

⁶²⁸ Hans Joachim Moser, *Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart und Berlin 1921, S. 35.

⁶²⁹ Carl Stumpf, *Die Anfänge der Musik*, Leipzig 1911, S. 91.

⁶³⁰ Friedrich Behn, »Die musikwissenschaftliche Bedeutung der Luren von Daberkow«, in: *Prähistorische Zeitschrift* 7 (1915), S. 177–179, hier S. 179. Neuere Untersuchungen zeigen jedoch, dass die unterschiedlich gestimmten Paare nicht zusammen eingesetzt wurden, da sie aus verschiedenen Epochen stammen. Peter Holmes, »The Scandinavian Bronze Lurs«, in: *Second Conference of the ICTM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 51–125, hier S. 86f.

⁶³¹ Marius Schneider, *Geschichte der Mehrstimmigkeit, Historische und phänomenologische Studien. 1. Teil: Die Naturvölker*, Berlin 1934, S. 107.

⁶³² Michael Alt, *Deutsche Art in der Musik*, Leipzig 1936, S. 8.

manisch bezeichnen.«⁶³³ An anderer Stelle behauptete er, die deutsche Musik sei wie die ihrer germanischen Vorfahren nicht nur mehrstimmig, sondern auch eine Dur-Musik, was sich in den Volksliedern zeige, die zudem »häufig in den ersten Takten ihrer Melodie durch ein fast soldatisches, mit den Luren blasbares Signal bestimmt« werden. Moll sei dagegen »unserm Wesen im Grunde fremd, weil kirchlich«, es sei eine »nichtgermanische, weichliche Tonart, die unserem germanischen, kraftvollen, aufrechten Wesen nicht entspricht«.⁶³⁴ Moll sei charakteristisch für slawische Musik, denn ob »der Russe und Pole sein Liebchen [...] besingt [...], oder ob er von Kampfeslust und Wagemut und kühnen Taten singt und sagt – immer dient ihm [...] Moll zur Grundlage seiner Melodien«.⁶³⁵ Die Thesen, so plakativ sie formuliert waren, schienen geeignet, die seelischen Eigenheiten der »Rassen« in der musikalischen Substanz nachzuweisen. Sie blieben nicht ohne Wirkung auf die akademische Musikwissenschaft und 1937 schrieb auch Ernst Bücken von einem »im germanischen Norden angestammten Dur-Empfinden«; er unterstellte, das »germanische Dur-Gefühl stemmte sich gegen die fremdartige Tonalität der Kirchenmusik«.⁶³⁶ Derartige Zuschreibungen beschränkten sich nicht auf nationalistische Autoren, und 1926 unterschied der dem Zionismus nahestehende Heinrich Berl zwischen europäischem Dur und dem Moll der orientalisch-jüdischen Musik.⁶³⁷ Trotz aller Ungereimtheiten beherrschte die Idee eines »germanischen Tonsystems« eine Zeitlang die Mittelalterforschung und wird u. a. in Karl Gustav Fellerers *Deutsche Gregorianik im Frankenreich* (1941) reflektiert.⁶³⁸

An der rassistisch begründeten Deutung der Kirchentonarten als »fremdartig« war Hans Joachim Moser wesentlich beteiligt. 1913 publizierte er einen Aufsatz, in dem er das Ziel formulierte, die »musikalische Rasseneigenschaft« zu ergründen. Abweichend von Fleischer vertrat er die These, Dur und Moll seien als germanisch zu verstehen, während die Kirchentonarten »fremd« seien, was in Verbindung stand mit dem als gewaltsame Überfremdung der germanischen Kultur verstandenen Christentum. Den modernen Nationalgedanken in das frühe Mittelalter projizierend, sah Moser überall im Mittelalter »ein mächtiges Aufbegehren des germanischen Eigen-

⁶³³ Fleischer, »Musikinstrumente«, S. 100f.

⁶³⁴ Oskar Fleischer, »Vor- und frühgeschichtliche Urgründe des Volkslieds«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 3 (1926), S. 20–27, hier S. 27.

⁶³⁵ Oskar Fleischer, »Ein Kapitel vergleichender Musikwissenschaft«, in: *SIMG* 1 (1899), S. 1–53, hier S. 17f.

⁶³⁶ Bücken, *Musik der Nationen*, S. 34.

⁶³⁷ Heinrich Berl, *Das Judentum in der Musik*, Berlin und Leipzig 1926, S. 107.

⁶³⁸ Franz Körndl, »Das ›germanische Tonsystem‹. Musikwissenschaft und Mittelalterforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 197–209, hier S. 207.

willens wider die hierarchisch-imperialistischen Tendenzen der Mittelmeerrasse«.⁶³⁹ Es werde sich zeigen lassen, dass »jener Kampf zwischen der kirchentonartlichen und der volkstümlich-harmonischen Musik kein anderer gewesen ist als der zwischen Internationalismus und Individualismus, zwischen Völkerchaos und Germanentum.«⁶⁴⁰ Zugleich widersprach Moser der Annahme, die tonale Musik habe sich aus der modalen entwickelt, denn Dur-Moll und Kirchentonarten seien so weit voneinander geschieden, dass ein gemeinsamer Ursprung ebenso wenig denkbar sei wie »in der Zoologie die Säugetiere als Abkömmlinge der Insekten gelten können«.⁶⁴¹ Noch 1940 wiederholte er die Vermutung, dass Dur und Moll nicht von den Kirchentonarten abgeleitet seien, sondern als ein »selbstständiges Eigengut der nordischen Rasse« verstanden werden müssen; nun vermutete er aber mit Fleischer, wahrscheinlich sei Dur schon immer die »volksgemäße Tonart der Germanen« gewesen. Seinem alten Beitrag schrieb er zu, die Sensibilität für das germanische Tonsystem geweckt zu haben, die sich jetzt in Sammelbänden wie dem *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds* (1938) zeige.⁶⁴²

Die aus dem Tonvorrat der Luren abgeleitete Idee des germanischen Dur verselbstständigte sich und schien sogar für die Musik der Gegenwart relevant. Der Anlass des genannten Sammelbands war Klärungsbedarf innerhalb von nationalsozialistischen Massenorganisationen, wo man fürchtete, bei der Komposition neuer Lieder könnten »slawisches Moll« oder »artfremde Tongeschlechter« Verwendung finden.⁶⁴³ Der Herausgeber Guido Waldmann, ein Musikpädagoge und Komponist, stand im Dienst der Reichsjugendführung und wurde im folgenden Jahr Leiter einer Arbeitsstelle, die systematisch die Musik der deutschen Volksgruppen im Ausland untersuchen sollte; 1952 übernahm er die Leitung der Musikhochschule Trossingen. In dem Band widmeten sich der These des germanischen Dur neben parteinahen Forschern auch renommierte Musikwissenschaftler. Die Beiträge von Gotthold Frotscher, Kurt Huber, Fritz Metzler, Joseph Müller-Blattau, Georg Schünemann und Waldmann kamen nur insofern zu einem übereinstimmenden Ergebnis, als sie die Hypothese ablehnten – wenn auch aus unterschiedlichen Gründen. Eine Rezension resümierte daher, dass »nicht schon alle Fragen übereinstimmend und endgültig beantwortet werden« konnten, die Unvereinbarkeit der vertretenen Positionen bedeute aber nicht,

⁶³⁹ Hans Joachim Moser, »Die Entstehung des Durgedankens, ein kulturgechichtliches Problem«, in: *SIMG* 15 (1913/14), S. 270–295, hier S. 291.

⁶⁴⁰ Ebd., S. 273.

⁶⁴¹ Ebd., S. 271, 289.

⁶⁴² Moser, »Germanenmusik«, S. 407.

⁶⁴³ Guido Waldmann und Wolfgang Stumme, »Vorwort«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. III–IV.

dass sie nicht stichhaltig seien, sondern der Band müsse als ein Ansporn für weitere Forschung angesehen werden.⁶⁴⁴

Waldmann lehnte es in einem Beitrag über die Musik in deutschen Sprachinseln ab, in kirchentonartlicher Melodik etwas Artfremdes zu sehen. In den Enklaven des Deutschtums ließen sich auch dann Moll und Kirchentonarten in den Volksliedern finden, wenn sie in der Musik der umgebenden Völker fehlen. Wie könnte ein Liedgut undeutsch sein, das über Jahrhunderte in Gemeinschaften lebendig blieb, die um ihre deutsche Eigenart kämpfen mussten?⁶⁴⁵ Im umfangreichsten Beitrag des Bands widmete sich Metzler, der kurz zuvor mit der Arbeit *Die Tonalität und melodische Struktur des nordischen Volkslieds* promoviert worden war, der Frage aus einer dezi- diert rassentheoretischen Perspektive. Die Thesen von Fleischer und Moser lehnte er nicht völlig ab, sie müssten aber weiter ausdifferenziert werden, denn seinen eige- nen Beobachtungen zufolge seien Moll und Kirchentöne im Norden weit verbreitet, was nicht durch den Einfluss der katholischen Kirchenmusik erklärt werden könne, die dort erst spät und wegen der Reformation auch nur kurz rezipiert wurde.⁶⁴⁶ Nicht haltbar sei die Behauptung, »die nordische Rasse sei die Entdeckerin des Dreiklangs und die Schöpferin der Harmonik überhaupt. Melodische Dreiklangsbildungen fin- den wir auf Schritt und Tritt im mongolischen Rassenkreise, besonders auffällig in der Indianermusik.«⁶⁴⁷ Huber meldete grundsätzliche Bedenken an, denn die bishe- rige Forschungslage und die Überlieferung – Volkslieder verändern sich unter dem Einfluss von Kunstmusik – lasse die Zusammenführung von »Rassen« und Tonarten nicht zu. Man müsse sich klarmachen, dass »nicht die historisch gewordenen tonalen Systeme selbst, sondern nur die Dispositionen zu solchen Systemen rassisches Erbgut sein können. Die rassischen Dispositionen zu bestimmten tonalen Struktu- ren seien mit den historisch ausweisbaren Strukturen noch nicht gegeben, sie sind erst aus einer Vergleichung der Gesamtheit historischer Entwicklungen aufzusuchen. Nicht eine Definition von der Rassenlehre her, vielmehr eine Ausrichtung aller Ana- lyesen auf eine musikalische Rassenkunde hin erscheint uns daher als die vielleicht dringlichste Aufgabe heutiger volksmusikalischer Forschung.«⁶⁴⁸ Wenig später pos- tionierte sich Walter Wiora an anderer Stelle gleichfalls gegen die »seltsame Ansicht [...], seit urgermanischer Zeit sei ›heldisches Dur‹ das Tongeschlecht des echten deut- schen Volksliedes«. Leicht könne jemand, der nur mit dem neueren Durlied vertraut

⁶⁴⁴ Rudolf Steglich, »Rezension von *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*«, in: *Archiv für Musik- forschung* 4 (1939), S. 120–124.

⁶⁴⁵ Guido Waldmann, »Tonalitätsfragen im Volkslied der deutschen Sprachinseln«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Wald- mann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 61–72, hier S. 72.

⁶⁴⁶ Metzler, »Dur, Moll und ›Kirchentöne‹ als musikalischer Rassenausdruck«, S. 4.

⁶⁴⁷ Ebd., S. 25.

⁶⁴⁸ Huber, »Wo stehen wir heute?«, S. 87.

ist, »die anderen Tonarten, weil sie ihm persönlich fremd sind, für artfremd halten«. Vorderhand sei es erst mal notwendig, viel mehr Quellen zu erschließen, um zu belastbaren Aussagen kommen zu können. Auch müsse man die Perspektive über die »einseitige Blickrichtung auf ‚Tonleitern‘« hinaus weiten; die Tonarten müssten »von innen« verstanden werden. Man dürfe nicht bei vordergründigen »Zuweisungen kompakter Begriffe wie Dur und Kirchentonarten zu Völkern und Rassen« stehen bleiben, »sondern untersuchen, in welchem Sinn und Maß überhaupt tonale Erscheinungen an Menschen gebunden sind« und klären, was dabei tatsächlich durch die Rasse und was durch den Kontext bedingt sei.⁶⁴⁹ Wenig später schob er einen weiteren Aufsatz nach, um sich erneut gegen den »Aberglauben« zu stellen, wonach das männliche, heldische Dur zum deutschen Volkslied gehöre wie das weiche, traurige Moll zum slawischen.⁶⁵⁰ Er wies nach, dass einige bei den Deutschen in Polen verbreitete Mollieder auch in anderen Teilen Deutschlands vorkommen, also nicht von der polnischen Bevölkerung übernommen sein konnten. Auch Friedrich Blume schaltete sich ein und stellte mit Hinweis auf Hubers Forschungen klar, dass »Rassenfragen« nicht sinnvoll mit Leiterbildungen und Tonalitäten erklärt werden könnten – diese werden durch die Materialität des Musizierens sowie die kulturellen Rahmenbedingungen bestimmt. Die vergleichende Musikwissenschaft habe bereits geklärt, dass es nicht möglich sei, »rassische Fragen unmittelbar an Tonalitätsverhältnisse oder Tonsystem« anzuschließen; dass die historische Musikwissenschaft dies nicht berücksichtige, liege allein an ihrer beschränkten Wahrnehmung. Sicher sei, dass »die Verteilung der Tonsysteme über die Völker nicht an Rassen gebunden ist, sondern eher an Völkergruppen mit gleichen materiellen Kulturbedingungen. Instrumente bringen beim Vordringen zu anderen Völkern Tonsysteme mit sich, die Tonsysteme sind in voller Breite übertragbar.«⁶⁵¹

⁶⁴⁹ Walter Wiora, »Die Tonarten im deutschen Volkslied«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938 / 39), S. 428–440.

⁶⁵⁰ Walter Wiora, »Das Alter der deutschen Volksliedweisen«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 15–32.

⁶⁵¹ Blume, *Rasseproblem*, S. 16f.

Frühchristliche und mittelalterliche Musik

Einbruch des Christentums in die Welt der Germanen

Das Eindringen der als »artfremd« verstandenen frühchristlichen Musik in die Welt der Germanen wurde zu einer Kernfrage der Musikforschung im »Dritten Reich«. Im Kontext antisemitischer Einlassungen führte der Dirigent und Musikhistoriker Robert Pessenlehner aus, der Gregorianische Choral bezeuge »mit seiner rückgratlosen Einförmigkeit den Einbruch einer anderen Rasse und damit einer anderen Welt« in die germanische Musik.⁶⁵² Derartige Einschätzungen bezogen sich darauf, dass die frühchristliche Musik offenkundig in enger Verbindung mit der des Judentums stand, wovon man ableitete, sie könne nicht mit dem ästhetischen Empfinden des germanisch-nordischen Menschen im Einklang stehen. Da die ersten Kantoren der christlichen Kirche getaufte Juden gewesen waren, schien es sicher, dass wesentliche Elemente aus der jüdischen Gottesdienstordnung stammten.⁶⁵³ Wollte man die Musik für das nationalsozialistische Deutschland akzeptabel machen, dann musste eine wissenschaftliche Auseinandersetzung ihre Herkunft in einer Weise erklären, die die jüdischen Wurzeln als unbedeutend erscheinen ließ. Friedrich Blume wollte sich nicht damit abfinden, dass man den Choral allein aufgrund von »Missverständnissen« verdamme, da er das Fundament der abendländischen Musikgeschichte sei.⁶⁵⁴ Er klagte, dass es noch immer keine nennenswerte »auf rassische oder völkische Probleme ausgerichtete Gregorianikforschung gebe« und äußerte die Erwartung, man könne zeigen, »wie dünn, ja wie überraschend dünn der Nebelschleier ist, den die Überschichtung durch übertragene artfremde Elemente und Formen über ein ursprüngliches, germanisches Singgut von vorwiegend nordischer Rasse gebreitet« habe.⁶⁵⁵ Den Versuchen, den Choral auf diesem Weg salonfähig zu machen, schlossen sich zahlreiche Musikwissenschaftler an, aber gelegentlich wurde die Strategie durchschaut. Alfred Quellmalz unterstellte Bruno Maerker, den er gleichwohl für die Choralforschung des SS-Ahnenerbes einstellen wollte, dieser biete wegen seiner katholischen Vergangenheit »weltanschaulich nicht volle Gewähr. Dies zeigt sich auch

⁶⁵² Pessenlehner, *Vom Wesen der deutschen Musik*, S. 164.

⁶⁵³ Peter Gradenwitz, *Die althebräischen Gesänge und die frühe christliche Psalmodie*, Stuttgart 1983, S. 6.

⁶⁵⁴ Blume, *Rasseproblem*, S. 47.

⁶⁵⁵ Ebd., S. 49.

in seinem Aufsatz,⁶⁵⁶ worin er alle jüdischen Einflüsse in der Gregorianik verneint und diesen (und damit die katholische Kirchenmusik überhaupt) für die Gegenwart retten zu können vermeint.«⁶⁵⁷

Das Wunschbild von historischer Forschung in völkischer Bewegung und Nationalsozialismus war die Rekonstruktion der unverfälschten Kultur der alten Germanen, worunter Joseph Müller-Blattau »jenes Germanentum [verstand], das vom römischen Christentum und antiker Bildung noch nicht greifbar beeinflusst ist«.⁶⁵⁸ In dieser Vorstellungswelt hatte die als eine ideale Zeit verklärte germanische Vorgeschichte ein abruptes Ende durch die Einführung des Christentums gefunden. Die Idee hatte eine lange Vorgeschichte und schon Friedrich Schlegel hatte die Unterwerfung und Missionierung der Sachsen durch Karl den Großen als Abbruch der germanischen Theologie gedeutet.⁶⁵⁹ Die Idee prägte noch den Diskurs des Nationalsozialismus und der Politiker R. Walter Darré klagte, die »Bekehrung zum Christentum [...] entzog dem germanischen Adel seine sittlichen Grundlagen«.⁶⁶⁰ Den Germanen näher zu stehen als der Katholizismus schien der von Martin Luther begründete Protestantismus. Jakob Grimm stellte ihn in Kontinuität zu den alten germanischen Praktiken, denn beiden fehlten die Idolatrie und der Tempeldienst.⁶⁶¹ An den Historiker Heinrich von Treitschke anschließend, der den Reformator zum »Führer der Nation« erklärt hatte, wurde Luthers Wirken als Dienst am Germanentum gedeutet. Es habe dazu geführt, dass Bestrebungen wie »der Nationalhaß des ritterlichen Adels wider die wälschen Prälaten, der Groll der mißhandelten Bauern, sich zu einem mächtigen Strome vereinigten und gewaltig aufwallend alles römische Wesen aus unserem Staate, unserer Kirche fortschwemmt«.⁶⁶² Dabei handelt es sich um eine Fehldeutung, da Luthers Äußerungen keineswegs ausschließlich positiv gemeint waren und auch nicht als nationalistische Parolen zu verstehen sind, sondern sich auf das Verhältnis der Deutschen zu Gott beziehen.⁶⁶³ Houston S. Chamberlain imaginierte den Reformator sogar als einen germanischen Führer vom Schlage des Arminius, »hoch zu Ross, die Streitaxt schwingend zum Schutze seiner geliebten nordischen Heimat, und dann wieder am trauten Herde inmitten der Kinder Schar, oder

⁶⁵⁶ Bruno Maerker, »Gregorianischer Choral und Deutsches Volkslied – einander ergänzende Quellen unserer musikalischen Ur- und Frühgeschichte«, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 7 (1941), S. 71–127.

⁶⁵⁷ Alfred Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges im Hinblick auf seine Bestandteile germanischer Musik«. Bundesarchiv Berlin NS 19 / 209, S. 4f.

⁶⁵⁸ Müller-Blattau, *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst*, S. 7.

⁶⁵⁹ Hartwich, *Deutsche Mythologie*, S. 42.

⁶⁶⁰ Darré, *Neuadel aus Blut und Boden*, S. 19.

⁶⁶¹ See, *Barbar, Germane, Arier*, S. 195.

⁶⁶² Heinrich von Treitschke, *Luther und die deutsche Nation*, Berlin 1883, S. 5.

⁶⁶³ Gottfried Maron, »Luther und die ›Germanisierung des Christentums‹. Notizen zu einer fast vergessenen These«, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 93 (1983), S. 313–337, hier S. 335.

an der Männertafel, das Methorn bis zum letzten Tropfen leerend und Heldenlieder den Ahnen zum Ruhme singend«.⁶⁶⁴

Im Zentrum der völkischen Weltanschauung stand die »antisemitisch, antikatholisch und antirömisch begründete Forderung nach einer ›arteigenen‹, das heißt einer Rasse und Volk angeblich wesensgemäßen Religion«.⁶⁶⁵ Trotz aller Uneinigkeit, wie diese Reform auszusehen habe, bestand Konsens darüber, dass die katholische Kirche mit ihrem jüdisch-römischen Fundament die autochthone Kultur der Germanen zerstört habe. Manche verbanden den Wunsch nach religiöser Erneuerung mit neuheidnischen Vorstellungen, Okkultismus und Rassentheorien, andere versuchten dem Christentum nordische Wurzeln anzudichten, zumindest aber die jüdischen Ursprünge zu verkleinern. Chamberlain behauptete, nach Galiläa, das von Judäa rechtlich getrennt war, seien in den Jahrhunderten vor Christi Geburt viele Griechen und Phönizier eingewandert, und vermutete, die »Wahrscheinlichkeit, dass Christus kein Jude [war], dass er keinen Tropfen echt jüdischen Blutes in den Adern hatte, ist so groß, dass sie einer Gewissheit fast gleichkommt«.⁶⁶⁶ Die Thematik blieb im »Dritten Reich« virulent, in dem besonders Alfred Rosenberg gegen das Christentum agitierte, das er durch eine »Religion des Blutes« ersetzt wissen wollte. Es kam zu religiösen Gegenbewegungen zur etablierten Kirche, wobei der Hildesheimer Domvikar Konrad Algermissen 1934 zwei Grundströmungen identifizierte, »eine christentumsfeindliche, deutschgläubige und eine anscheinend christentumstreue, aber in Wirklichkeit das Christentum völkisch einengende und umbiegende, deutschkirchliche Richtung«.⁶⁶⁷

Die negativen Einstellungen gegenüber dem Katholizismus wurden auf die frühchristliche Musik übertragen. Rudolf Sonner klagte, statt seiner »arteigenen Musik hörte nun der Germane während des Gottesdienstes den römischen Kirchengesang«.⁶⁶⁸ Vor allem wog schwer, dass die jüdisch-römische Musik scheinbar die autochthone Musikkultur der Germanen zerstört hatte. Dem Musikpädagogen Walter

⁶⁶⁴ Chamberlain, *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, S. 502f.

⁶⁶⁵ Uwe Puschner, »Völkische Geschichtsschreibung. Themen, Autoren und Wirkungen völkischer Geschichtsideologie«, in: *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, hg. von Wolfgang Hardtwig, Stuttgart 2005, S. 287–308, hier S. 289.

⁶⁶⁶ Chamberlain, *Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, S. 218f. Zu der Deutung vgl. Bermbach, *Houston Stewart Chamberlain*, S. 471ff. Zur »Arisierung« Jesu vgl. auch Suzannah Heschel, *The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany*, Princeton 2008, S. 41–44; Martin Leutzsch, »Karrieren des arischen Jesus zwischen 1918 und 1945«, in: *Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte*, hg. von Uwe Puschner und Clemens Vollnals, Göttingen 2012, S. 195–217.

⁶⁶⁷ Konrad Algermissen, »Christentum und Germanentum«, in: *Theologie und Glaube. Zeitschrift für den katholischen Klerus* 26 (1934), S. 302–330, hier S. 303.

⁶⁶⁸ Rudolf Sonner, »Kultur – Rasse – Musik«, in: *Die Musik XXVIII / 6* (März 1936), S. 402–407, hier 403.

Kühn schien es, mit dem Christentum habe eine Musik Einzug gehalten, die »zum größeren Teil jüdischen Ursprungs war und darum ihrer ganzen Haltung nach volksfremd bleiben« musste. Ludwig der Fromme, der Sohn und Nachfolger Karls des Großen, »ließ die Lieder und Sprüche unserer germanischen Vorfahren vernichten«. Daher könne man sich kein Bild mehr machen »von der Klanggestalt der heiligen Kirche unserer Altvorderen, Sprüche und Lieder, die [...] Ausdruck altgermanischen Seelentums waren. Es ist die ewige Schuld dieser Römlinge, daß sie uns ein für allemal die Möglichkeit geraubt haben, Emanationen germanischen Seelentums aus allerältester Zeit zu besitzen.«⁶⁶⁹ Der Vorwurf beruhte auf der spekulativen Auslegung einer Bemerkung des Biografen Thegan, wonach Ludwig die »heidnischen Lieder, die er in seiner Jugend gelernt hatte, verachtete [...] und wollte sie weder lesen noch hören«.⁶⁷⁰ Eine bewusste Unterdrückung des Germanischen glaubten andere noch in den jüngeren Reformbeschlüssen der römischen Kurie zu erkennen, die die Rückbesinnung auf ursprüngliche Formen der Kirchenmusik forderten; so im 1903 von Pius X. veröffentlichten Motu proprio »Tra le sollecitudini«, das den gregorianischen Choral zum Maßstab erhob. Karl Blessinger unterstellte dem Anliegen einen »rassischen« Hintergrund; es sei bezeichnend, dass der Vatikan in der Gegenwart, »wo die deutsche Seele sich neu zu regen beginnt, mit Nachdruck auf die ausschließliche Gültigkeit der Gregorianik in der Kirchenmusik hinzuweisen pflegt«. Dieser Kampf gegen das »deutsche Rassenbewusstsein« dürfe »ja nicht übersehen oder auf die leichte Schulter genommen werden«.⁶⁷¹

Für den stark wertenden Hermann Matzke konnte die »orientalisch-asiatische Musik«, die man im Choral, beim Judentum sowie bei einigen lebenden Völkern finde, einen »diesseitig bestimmten, materialistisch-fetischistischen Grundzug nicht verleugnen«. Im Gegensatz zu dieser »eindimensionalen Zeitkunst« falle die »germanisch-abendländische Musik« durch ihre Zweidimensionalität auf und besteche mit »räumlich-plastischer-architektonischer Gliederung und phantasievoller Gliederung«.⁶⁷² Der Einstimmigkeit des gregorianischen Chorals schien die angenommene germanisch-nordische Mehrstimmigkeit gegenüber zu stehen, als deren wichtigster Beleg die erwähnte Paarigkeit der altgermanischen Luren diente. Die Betonung eines hohen Anteils an geistiger Arbeit diente dazu, die eigene Musik aufzuwerten und von der der Mittelmeervölker abzugrenzen, denen man intellektuelle Fähigkeiten absprach. Polyphonie, eine Kunst, die eine »starke Mitarbeit des Verstandes« vo-

⁶⁶⁹ Walter Kühn, *Führung zur Musik. Voraussetzungen und Grundlagen einer einheitlichen völkischen Musikerziehung*, Lahr / Baden 1939, S. 38.

⁶⁷⁰ Zitiert nach *Scriptores rerum Germanicarum in usum scholarum separatim editi 64: Thegan, Die Taten Kaiser Ludwigs (Gesta Hludowici imperatoris). Astronomus, Das Leben Kaiser Ludwigs (Vita Hludowici imperatoris)*, hg. von Ernst Tremp, Hannover 1995, S. 201.

⁶⁷¹ Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis«, S. 674.

⁶⁷² Matzke, *Ueber deutschen Musikausdruck*, S. 12.

raussetzte, konnte für Richard Eichenauer ohnehin nur vom nordischen Menschen ausgehen, müsse man doch »in jenem Grübeln über selbstgesetzten Schwierigkeiten einen tief eingeborenen Zug der nordischen Seele sehen«.⁶⁷³ Dies hatten schon die völkischen Pioniere der Germanenforschung zu zeigen versucht, und Oskar Fleischer sah es als bewiesen an, dass die katholische Kirchenmusik ursprünglich die »germanische,akkordische Harmonie« vermieden habe; er vermutete, erst durch die Begegnung mit den Germanen habe die mehrstimmige Kirchenmusik ihren Anfang genommen.⁶⁷⁴ Die Begründung der Mehrstimmigkeit durch die Germanen entzog sie dem Umfeld der christlichen Kirche, weshalb Willy Pastor besonders unterstrich, dass sie nicht nur nordeuropäischen, sondern auch weltlichen Ursprungs sei. Man dürfe »die Zweistimmigkeit für so alt [...] halten, wie die germanische Kultur überhaupt.«⁶⁷⁵ Die Erfindung der Mehrstimmigkeit komme keineswegs, wie man fälschlich annehme, dem Organum und dem Mönch Hucbald zu, dem man zu dieser Zeit neben dem Traktat *De harmonica institutione* auch die *Musica enchiriadis* zuschrieb.⁶⁷⁶ Mehrstimmigkeit sei eine Musikpraxis, »die lange vorher bekannt war und außerhalb der Kirche allgemein geübt wurde«.⁶⁷⁷

Im scharfen Kontrast sah Pastor frühchristliche und germanische Musik auch durch die verwendeten Mittel der Klangerzeugung – auf der einen Seite Vokalmusik, auf der anderen die durch Luren gelegte Instrumentalmusik –⁶⁷⁸, was ihm nicht als Ausdruck unterschiedlicher Ästhetiken, sondern der jeweiligen körperlich-seelischen Dispositionen erschien. Tatsächlich war die Ablehnung von Instrumentalmusik im frühen Christentum weit verbreitet, aber sie hatte einen anderen Hintergrund. Mit unterschiedlichen Begründungen fand sie sich am Ende des ersten Jahrtausends in allen drei monotheistischen Weltreligionen: Die Rabbiner argumentierten, nach dem Verlust des Jerusalemer Tempels dürfe die dort gespielte Musik so lange nicht aufgeführt werden, bis ein neuer gebaut sei; biblische Texte und rabbinische Schriften deuten an, dass Musikinstrumente zuvor eine bedeutende Rolle gespielt hatten. Mohammed verdammt alle weltliche Musik, während die Ablehnung von Instrumentalmusik im Christentum durch die Abscheu vor den ausschweifenden Fes-ten motiviert war, die unter römischem Einfluss die Gläubigen sittlich zu verderben drohte.⁶⁷⁹

⁶⁷³ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 127f.

⁶⁷⁴ Fleischer, »Vor- und frühgeschichtliche Urgründe«, S. 26.

⁶⁷⁵ Willy Pastor, *Die Geburt der Musik: Eine Kulturstudie*, Leipzig 1910, S. 108.

⁶⁷⁶ Dabei handelt es sich um ein im 9. Jahrhundert entstandenes pädagogisches Werk, das zum Singen des Organums anleitet, wobei die Hauptstimme durch eine zweite Stimme in Parallelbewegung begleitet wird.

⁶⁷⁷ Pastor, *Die Geburt der Musik*, S. 104.

⁶⁷⁸ Ebd., S. 95.

⁶⁷⁹ Gradenwitz, *Althebräische Gesänge*, S. 10, 16.

Jüdische Wurzeln der frühchristlichen Musik

Die jüdischen Ursprünge der frühchristlichen Musik entwickelten sich zu einem zentralen Problemfeld der Musikwissenschaft im »Dritten Reich«. Aus nationalsozialistischer Perspektive resümierte daher Ewald Jammers, der seit 1931 die Musikabteilung der Sächsischen Staats- und Landesbibliothek in Dresden leitete und vor allem zum Mittelalter forschte, über die aktuelle Choralforschung, dass die »Frage nach der Abgrenzung des jüdischen Anteils [...] eine der brennendsten« sei. Es gebe »heute in der Musikwissenschaft keine unsicherere Einstellung« als die zum Choral. Der Grund hierfür sei, dass man seine Erforschung zu lange »katholischen Fachkreisen, d.[as] h.[eisst] also in der Hauptsache den Orden« überlassen habe. Dort gebe es zwar eine überlegene Kenntnis des Repertoires, aber man schreibe für die Praxis und »ohne Sinn für geschichtliche Entwicklung«, worunter er die ideologisch motivierte Problematisierung des jüdischen Anteils verstand.⁶⁸⁰

Hinsichtlich der Lehrmeinung, dass der Choral in der Tradition des Judentums stehe, unterschieden sich katholische Kirchenmusikforschung und von nationalsozialistischen Ideen angeleitete Forscher allein in der Bewertung des Phänomens. Als eine der führenden Autoritäten der Kirchenmusikforschung galt Peter Wagner, der seit 1892 als außerordentlicher, seit 1902 als ordentlicher Professor in Freiburg im Uechtland lehrte. Der älteste musikwissenschaftliche Lehrstuhl der Schweiz verdankte seine Existenz den besonderen Rahmenbedingungen einer katholisch geprägten Universität; das Ziel der Aktivitäten war die historische Erforschung der Kirchenmusik wie auch ihre praktische Realisierung in Unterricht und Gottesdienst.⁶⁸¹ Die Tätigkeit Wagners, der der päpstlichen Choralkommission angehörte, stand im Zusammenhang mit der Choralrestauration, durch die die Frage nach den originalen Quellen stark an Bedeutung gewann. Aus seiner Habilitationsschrift ging das dreibändige Standardwerk *Einführung in die Gregorianischen Melodien* hervor, in der er die Psalmodie als ein Vermächtnis bezeichnete, das »das Judentum vor seinem Sturze als politische und religiöse Macht dem entstehenden Christentum hinterließ. Der Herr selbst hatte sich an den liturgischen Übungen der Juden beteiligt und noch beim letzten Abendmahl mit seinen Jüngern Psalmen gebetet.«⁶⁸²

⁶⁸⁰ Ewald Jammers, »Neue Bücher: Schriften zur Gregorianik«, in: *Archiv für Musikforschung* 7 (1942), S. 233–237, hier S. 233.

⁶⁸¹ Jürg Stenzl, »Der Anfang der Musikwissenschaft in der Schweiz als ein Sonderfall: Peter Wagner und die Folgen in Freiburg i. Ü.«, in: *Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft* 18 (1998), S. 251–258, hier S. 252.

⁶⁸² Peter Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien. Ein Handbuch der Choralwissenschaft. Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangsformen bis zum Ausgange des Mittelalters*, Leipzig ³1911, S. 6.

Vertieft wurde die Annahme einer engen Verbindung von frühchristlicher Musik und der des Judentums durch die Arbeiten des jüdischen Musikforschers Abraham Zvi Idelsohn, der sich der musikethnologischen Erfassung der Gesänge der aschkenasischen und der sephardischen Juden sowie den nahöstlichen Traditionen des Judentums widmete. Besonders bei letzteren Gruppen, die mit der europäisch-christlichen Welt kaum in Berührung gekommen waren, hoffte er das Melodiengut des biblischen Judentums unverfälscht aufzufinden. Dazu betrieb er Feldforschung bei orientalischen Juden, deren Gesänge er auf Schallplatte aufnahm und transkribierte. Die Ergebnisse publizierte er zwischen 1914 und 1932 in den ersten fünf Bänden seines Hauptwerks, des zehnbändigen *Hebräisch-orientalischen Melodienschatzes*. Für die Mittelalterforschung wurde wegweisend, dass er 1913 Guido Adler kennenlernte, der ihn zum Besuch seiner Lehrveranstaltungen einlud. Mit ihm setzte ein intensiver Austausch über die Gregorianik ein.⁶⁸³ Anhand der dabei erworbenen Kenntnisse zog Idelsohn in seinem kurz darauf erschienenen ersten Band, der sich der Musik der jemenitischen Juden widmete, Verbindungen von dieser zum römischen Kirchengesang; er kam zum Schluss, »beide wurzeln im Kultgesange der orientalischen Juden«.⁶⁸⁴ Adler konstatierte gleichfalls, dass das, womit die römisch-katholische Kirche »die nordischen Völker in seine musikalische Zucht« genommen habe, von ihr nur aufgenommen worden sei; ursprünglich stamme es aus unterschiedlichen Quellen wie dem alten Judentum. Dessen Musik sei wegen der Zerstörung des Tempels im Jahre 70 n. Chr. und der anschließenden Zerstreuung des jüdischen Volks nicht mehr sicher rekonstruierbar, man könne jedoch hoffen, in entlegenen Gemeinden noch Reste zu finden. Wie Idelsohn arbeitete Adler die Gemeinsamkeiten von jüdischem Synagogalgesang und Gregorianik heraus, und es schien ihm, eine der jemenitischen Pentateuchweisen könne mit der Abfolge von Initium, Tenor, Mediane und Finalis auch ein gregorianischer Psalmton sein.⁶⁸⁵ Die Übereinstimmungen könnten schwerlich Zufall sein; es sei wahrscheinlich, dass »die jüdische Übung der Synagogen das Muster für den Psalmgesang bei allen Christengemeinden, bei den Syrern, Armeniern, Griechen und dann auch für die Lateiner« gewesen sei.⁶⁸⁶ Die jüdischen Wurzeln der frühchristlichen Musik etablierten sich als eine *communis opinio*. Der Kirchenmusikforscher Otto Ursprung schloss explizit an den jüdischen Musikwissenschaftler an. Ursprung bemerkte Ähnlichkeiten zwischen jüdischen Klageliedern und gregorianischen Lamentationes, wichtiger als einzelne melodische Anklänge sei

⁶⁸³ Regina Randhofer, »Hebräisch-orientalischer Melodienschatz«, in: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, hg. von Dan Diner, Stuttgart und Weimar 2012, Band 3, S. 18–24, hier S. 23.

⁶⁸⁴ Abraham Zvi Idelsohn, *Hebräisch-orientalischer Melodienschatz. Band 1: Gesänge der jemenitischen Juden*, Leipzig 1914, S. V.

⁶⁸⁵ Guido Adler, *Handbuch der Musikgeschichte*, Berlin 1930, Band 1, S. 75–77.

⁶⁸⁶ Ebd., S. 78.

Initium Tenor Mediant: Initium Tenor Finalis

A - don ho - o - lo - mim ba-al ho-ra- ha - mim,
 go - dol ho - e - soh, dar- ko na-a- ro - soh,
 hän notä so - ho - güm, wa- hajjo-sed aro- gim,
 zo-har ho - o - lom, ho- fes kol n'ä- lom usw.

Allerdings schwankt der Rezitationston zwischen b und a hin und her, wie derartiges auch bei den Christen des Morgenlandes noch heute geschieht. Eine Schlußkadenz dieser Weise sieht wie ein lateinisches Finalmelisma aus:



Ähnlich die von der ganzen Gemeinde stehend gesungene Sabbatpsalmodie:

Initium Tenor Mediant: Initium Tenor Finalis

Lä - me-näs-se-ah tit miz - mor le- do - vid
 al hag-gi - ne - nu o - räs mo - jim
 a- donoj ado - ne - nu ho - al hasso -
 moh äddir simeho behol ho - ne - gim.
 a- sar teno hode -
 mid vii olelim weio -

Beispiel für die Verbindung von jüdischer Musik und Choral in Guido Adlers Handbuch der Musikgeschichte

es jedoch, dass »die Strukturprinzipien des gregorianischen Chorals bereits in diesen jüdischen Weisen« gegeben seien.⁶⁸⁷ Heinrich Besseler, der gleichfalls auf Idelsohn verwies, sah die ältesten Schichten des liturgischen Gesangs in der jüdischen Tradition, was durch jüngere Schichten aber stark überdeckt sei.⁶⁸⁸

Völkische und nationalsozialistische Autoren versahen die von Kirchenmusikforschern neutral beschriebene Verbindung zum Judentum mit negativen Wertungen. Richard Eichenauer bezog sein musikhistorisches Wissen aus der aktuellen musikwissenschaftlichen Literatur, wobei er sich für die Gregorianik vor allem auf Besseler stützte. Dessen Darlegungen vermischt er mit rassentheoretischen Überlegungen, was ihn zur These führte, die frühchristliche Musik stehe in der Tradition des Judentums, sodass sie anhand deren seelischer Merkmale erklärt werden könne. Dazu rief er die orientalische bzw. die vorderasiatische »Rassen« auf, aus denen sich nach Hans F. K.

⁶⁸⁷ Otto Ursprung, *Die katholische Kirchenmusik*, Potsdam 1931, S. 2.

⁶⁸⁸ Besseler, *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance*, S. 36-39.

Günther das Judentum zusammensetze, und assoziierte die Melismatik des Chorals mit dem Bild des rufenden Nomaden in der Wüste. Eichenauers Ausführungen machen das Dilemma deutlich, dass darin bestand, dass mit dem Choral auch die Ursprünge der abendländischen Musik im verhassten Judentum verortet wurden. Daher scheint sogar bei ihm gelegentlich das Bestreben auf, die jüdischen Wurzeln zugleich wieder einzuschränken. Er vermutete, ganz unbeeinflusst von den Germanen sei die frühchristliche Musik nicht geblieben; vermutlich habe »nordisches Blut im kirchlichen Leben schon im ersten christlichen Jahrhundert und dadurch auch in der Kirchenmusik eine Rolle gespielt«.⁶⁸⁹ Auch andere versuchten den jüdischen Beitrag zur Musikgeschichte zu relativieren. Alfred Lorenz bemühte sich nicht einmal um eine Begründung, sondern behauptete einfach, große Teile des Choralrepertoires seien aus »arischer Quelle«⁶⁹⁰ geflossen. Zu einem ähnlichen Schluss, wenn auch weniger plakativ formuliert, kam Hans Engel, der Idelsohn widersprach, den dessen jüdische Herkunft verlockt habe, die jemenitischen Melodien mit dem alten Judentum zu identifizieren. Der gemeinsame Ahne könne auch eine »orientalisch-kleinasiatische oder gar mittelmeerrische Form der Melodiebildung« gewesen sein. Einzelne jüdische Melodien mögen in das überlieferte Repertoire von Chorälen eingeflossen sein, das Gros stamme aber aus anderen Quellen. »Wir dürfen uns den gregorianischen Gesang als ein Sammelbecken aller möglichen volklichen Elemente vorstellen, der dem germanischen Gesang zwar fremd vorkam, ihm rassisch aber nicht als nur jüdischer Gesang gänzlich entgegengesetzt war.«⁶⁹¹ Fellerer schwächte die jüdischen Wurzeln des Kirchengesangs mit Rekurs auf den Völkerwanderungstopos ab und behauptete, der ursprünglich orientalische Charakter der Musik sei schon von den germanischen Bewohnern Italiens abgemildert worden. Die im »nordisch-griechischen Geiste« gebildete römische Oberschicht habe bei der Übernahme des Christentums eine Umprägung gottesdienstlichen Musiziergutes vorgenommen; eine Anpassung, die bei der Christianisierung Nordeuropas später noch verstärkt worden sei.⁶⁹²

Die Anteile der in der römischen Liturgie zusammengeflossenen Traditionen aus Judentum, Griechenland, Ostrom und Orient lassen sich schwerlich exakt quantifizieren. In völkischen und nationalsozialistischen Kontexten galten sie allerdings alle gleichermaßen als problematisch – mit Ausnahme desjenigen der Hellenen, die gemeinhin als den Germanen verwandt interpretiert wurden. Die sprachwissenschaftlichen Thesen des preußischen Schulreformers Johann Wilhelm Kuithan zur Einheit von griechischer und germanischer Sprache⁶⁹³ waren im ersten Drittel

⁶⁸⁹ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 60, 62f., 86.

⁶⁹⁰ Lorenz, »Musikwissenschaft und Judenfrage«, S. 177.

⁶⁹¹ Engel, *Deutschland und Italien in ihren musikgeschichtlichen Beziehungen*, S. 32f.

⁶⁹² Fellerer, »Germanisches Erbe in der mittelalterlichen Musik Nordfrankreichs«, S. 289.

⁶⁹³ Johann Wilhelm Kuithan, *Die Germanen und Griechen, Eine Sprache, Ein Volk, eine auferweckte Geschichte*, Hamm 1822.

des 19. Jahrhunderts noch überwiegend abgelehnt worden. Mit unterschiedlichen Begründungen wurde es dann in der völkischen Bewegung üblich,⁶⁹⁴ die Griechen als Verwandte der Deutschen zu betrachten. Oskar Fleischer glaubte die von antiken griechischen Autoren als aus dem Norden kommend beschriebenen Hyperboreer als Germanen identifizieren zu können. Daran anschließend konstruierte er eine »vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft«, bei der »die Nordländer mehr die Gebenden als Empfangenden waren, und zwar in materieller wie besonders in geistiger Art«.⁶⁹⁵ Obwohl belastbare Quellen sowohl zur altgermanischen wie zu altgriechischen Musik fehlen, spekulierte man über enge Verbindungen derselben, und der Musikschriftsteller Karl Storck glaubte 1904 sogar »unverkennbar Ähnlichkeiten zwischen den homerischen und den altgermanischen Sangesverhältnissen« erkennen zu können.⁶⁹⁶ Auch Hans Joachim Moser, der von den etablierten Musikwissenschaftlern der älteren völkischen Bewegung am nächsten stand, kam zu derartigen Schlüssen, wenn er in der Musik Spartas nordische Züge zu erkennen glaubte. Man fühle sich »bei ihren Beschreibungen geradezu an Altgermanisches erinnert«, denn sie sei durch »die entscheidend nordischen Züge des Ernstes, der Mannhaftigkeit, der erhabenen Strenge, der keuschen Schöne« gekennzeichnet, sonst hätte sie in einem »so scharf nordisch gerichteten Staatswesen« keine so große Rolle spielen können.⁶⁹⁷ Im Anschluss an diese Überlegungen sah es Walter Kühn 1939 als wahrscheinlich an, dass in den Kirchen »angeknüpft wurde an jenen Zweig altkirchlicher Tonkunst, der seine Wurzeln im Griechentum sah, bei den Hymnen der jenen Germanen blutsverwandten, aus dem Norden zugewanderten griechischen Oberschicht, die als Nordrassige die Träger der griechischen Kultur gewesen waren.«⁶⁹⁸

Römische Liturgie im Frankenreich

Im Gegensatz zu den oral tradierten jüdischen und frühchristlichen Musiken, die sich weitgehend im Dunkel der Geschichte verloren, war das schriftlich fixierte Repertoire der Gregorianik für die mitteleuropäische Musikgeschichte von zentraler Bedeutung. Der schon in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts überholten Lehrmeinung zufolge war es um 600 in Rom von Papst Gregor I. aus vorhandenen Gesängen entstanden, die in erster Linie geordnet und vereinheitlicht wurden. Auch

⁶⁹⁴ Köck, *Völkische Bewegung*, S. 327.

⁶⁹⁵ Oskar Fleischer, »Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft«, in: *Manus. Zeitschrift für Vorgeschichte* 14 (1922), S. 1 -72, hier S. 67.

⁶⁹⁶ Karl Storck, *Geschichte der Musik*, Stuttgart 1904, S. 140.

⁶⁹⁷ Hans Joachim Moser, *Die Epochen der Musikgeschichte im Überblick*, Stuttgart und Berlin 1930, S. 42.

⁶⁹⁸ Kühn, *Führung zur Musik*, S. 37.

wenn die Rolle Gregors inzwischen kritisch hinterfragt wurde, war unbestreitbar, dass das neue Repertoire andere Formen verdrängt hatte. Für die Anhänger des Germanentums war entscheidend, was mit der ursprünglichen Musik der Franken geschehen war und ob die Redaktion der schriftlich überlieferten Gregorianik noch in Rom oder erst im Frankenreich geschehen war. Von besonderer Tragweite war die These, die Gregorianik sei aus der Vereinigung von altrömischem Kirchengesang mit fränkischen Traditionen entstanden. Die fränkischen Riten seien nicht einfach verschwunden, vielmehr fand für Peter Wagner »eine Verschmelzung römischer und fränkischer Elemente statt, deren Resultat die mittelalterliche römisch-fränkische Liturgie« sei.⁶⁹⁹

Angesichts der spärlichen Quellen sind der transalpine Transfer des römischen Kirchengesangs und die dadurch ausgelöste Verdrängung einheimischer Gesangstraditionen nur eingeschränkt rekonstruierbar. Da es hier nur um den Diskurs im Nationalsozialismus gehen soll, muss es genügen, die Überlieferung als problematisch zu kennzeichnen. Die Einführung des römischen Kirchengesangs war ein Teil der von den karolingischen Königen verfolgten Romanisierung der liturgischen Praxis der fränkischen Kirche, wobei die wenigen Quellen als zeitlichen Rahmen das Treffen Pippins III. mit Papst Stephan II. im Jahr 754 und den Tod Karls des Großen 814 umreißen. Die Zielgruppe des Kulturtransfers waren die Kantoren der fränkischen Bischofskirchen und Klöster, die mit einem Repertoire von rund 600 Antiphonen und Responsorien sowie mit den für die angemessene Aufführung notwendigen musikalischen Kompetenzen ausgestattet wurden.⁷⁰⁰ Aus heutiger Perspektive erweist es sich als problematisch, dass in den mittelalterlichen Quellen nur am Rande auf die Musik eingegangen wird; in ihnen geht es vor allem um Fragen der liturgischen Ordnung.⁷⁰¹ Zentrale Texte wie die Lebensbeschreibung Gregors des römischen Geistlichen Johannes Diaconus, in der beiläufig auf die musikalische Praxis in Germanien eingegangen wird, sollten den Ruhm Roms mehren und können kaum als unvoreingenommene Darstellungen gelten. Andreas Haug betont die trügerische Konkretheit der mittelalterlichen Quellen von Johannes, Notker, Ademar und Ekkehart, die die komplexen Ereignisse zu einfachen Erzählungen verdichten. Ihre Texte geben weniger Auskunft über die Handlungen und Intentionen der Akteure als über die Intentionen, Projektionen und Interessen der Autoren. Dabei reproduzieren sie ein Wertefälle zwischen Römern und Franken, dass die Franken selbst erzeugt hatten, als sie den römischen Gesang zur Norm erhoben; offenbar wurde auch Vorhan-

⁶⁹⁹ Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien*, S. 239.

⁷⁰⁰ Andreas Haug, »Noch einmal: Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, in: »*Nationes*, »*Gentes*« und die Musik im Mittelalter«, hg. von Frank Hentschel und Marie Winkelmüller, Berlin 2014, S. 103–145, hier S. 107f., 111.

⁷⁰¹ Helmut Hucke, »Zu einigen Problemen der Choralforschung«, in: *Die Musikforschung* 11 (1958), S. 385–414, hier S. 412.

denes beibehalten und genuin fränkischen Praktiken eine römische Herkunft attestiert, um ihnen Unbedenklichkeit zu bescheinigen.⁷⁰²

Wiewohl die mittelalterlichen Quellen sich in vielem widersprechen, sind sie sich einig hinsichtlich der Verwerfungen, die das Aufeinandertreffen der musikalischen Traditionen mit sich brachte. So berichtete Johannes Diaconus, dass die Melodien durch die germanischen Sänger entscheidend verändert worden seien. Diese Veränderungen schien der von Wagner identifizierte »germanische Choraldialekt« zu dokumentieren, wobei die Bezeichnung »germanisch« nicht glücklich gewählt war. Er wies selbst darauf hin, dass die germanischen Engländer der »romanischen« Praxis folgten, während die »germanische« Variante auch von einigen slawischen Völkern gepflegt wurde.⁷⁰³ Bis heute wird diese Form, die auch als »ostfränkischer Choraldialekt« bezeichnet wird, in Kiedrich bei Mainz ausgeübt. Sie zeichnet sich unter anderem durch eine Vermeidung von Sekundschritten an bestimmten Stellen der melodischen Bewegung aus, die zum Terzintervall erweitert werden. Wagner, dem man angesichts seiner Einbindung in die katholische Kirche keine nationalchauvinistischen Absichten unterstellen kann, verstand dies als Ausdruck eines spezifischen deutschen Seelenlebens. Auch wenn Wagners Deutungen nicht rassentheoretisch gemeint waren, sondern eher die zeittypische Neigung für biologistische Erklärungen belegen, ließen sie sich doch so deuten. So sah er »in dem immer wieder zum Durchbruch kommenden Drange unserer Vorfahren, die melodische Spitze höher zu suchen als die Romanen, das Ergebnis einer intensiveren seelischen Spannung, eine der ersten geschichtlichen Äußerungen deutschen Hochstrebens, des deutschen Idealismus«. Er vermutete, dass die Abweichungen »den römischen Singweisen gleich bei ihrer Annahme im Norden von den germanischen Klerikern und Sängern aufgedrückt worden« seien. Sie haben den Bedürfnissen der Germanen entsprochen und seien »tief in der Naturanlage unseres Volkes verankert, eingewurzelt«.⁷⁰⁴

Den Ansatz Wagners führte Karl Gustav Fellerer fort, sein Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Musikwissenschaft der Universität Freiburg im Uechtland. Fellerer positionierte sich schon 1933 mit einem Aufsatz über »Musik und Volkstum«, in dem er für die liturgische Musik des Mittelalters eine spezifisch deutsche Fassung konstatierte, die sich durch »Kraft der Melodie« und »teilweise Ungestümheit« auszeichne.⁷⁰⁵ Er ging über Wagners Beobachtung eines »germanischen Choraldialekts« noch hinaus und forderte 1937, man müsse eine »Choraltopographie« des Mittelalters aufstellen, um mit »manchem Unfug von Verallgemeinerungen« aufzuräumen. Es gebe mehr

⁷⁰² Haug, »Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, S. 105–108, 123, 127.

⁷⁰³ Peter Wagner, »Germanisches und Romanisches im frühmittelalterlichen Kirchengesang«, in: *Bericht über den I. Musikwissenschaftlichen Kongress der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 21–34, hier S. 22.

⁷⁰⁴ Wagner, »Germanisches und Romanisches«, S. 32.

⁷⁰⁵ Karl Gustav Fellerer, »Musik und Volkstum«, in: *Zeitschrift für Musik* 100 (1933), S. 819–821.

Vielleicht am bemerkenswertesten sind die Varianten gleich zu Beginn des Hochamtes; solche Initialen fallen am stärksten ins Ohr und prägen die Eigentümlichkeit der beiden Dialekte scharf aus.

Eine häufige Initialie des Introitus der I. Tonart, authentisch *D*, ist diese in romanischer Fassung:

Hier sangen die Germanen:

Gau-de-a - mus
Ro - ra - te
Sus - ce - pi-mus

Gau-de-a - mus
Ro - ra - te
Sus - ce - pi-mus

d. h. der Ton *b* wurde durch den höheren Ton *c* ersetzt.

Eine romanische Introitusinitialie der II. Tonart, plagal dorisch:

lautet germanisch:

Ve - ni (et ostende)
Ec - ce (advenit)

Ve - ni
Ec - ce

Beispiele von Peter Wagner für den germanischen Choraldialekt

als nur einen germanischen Choraldialekt, der »Vielheit der deutschen Stämme entsprechend«. Die in den germanischen Raum gelangten Melodien seien mit dem lokalen Musikempfinden in Auseinandersetzung geraten, woraus ihre verschiedenartige »Eindeutschung« resultiere, die durch Veränderungen der übernommenen Gesänge bzw. durch Neuschöpfungen bewerkstelligt wurde.⁷⁰⁶ Die Kompetenzen hinsichtlich der politisch als wichtig angesehenen politischer Herkunft des Chorals kamen Fellerer zugute, als er sich um die Leitung des Musikwissenschaftlichen Instituts in Köln bewarb. Dabei hatte er einen einflussreichen Fürsprecher in Ministerialrat Walter Hermann Frey vom Erziehungsministerium, einem befreundeten Musikwissenschaftler,⁷⁰⁷ der gegenüber der Universitätsleitung betonte, Fellerer habe den nicht leichten »Außenposten« in der Schweiz wissenschaftlich ausgezeichnet vertreten. Es sei daher angebracht, dass er in nächster Zeit auf ein Ordinariat im Reich berufen werde. Fellerer sei »als ausgezeichneter Kenner der Gregorianik besonders berufen [...], die Untersuchung des uns überkommenen gregorianischen Chorals auf seine

⁷⁰⁶ Karl Gustav Fellerer, »Deutsches Musikempfinden und Gregorianischer Choral im Mittelalter«, in: *Historisches Jahrbuch* 57 (1937), S. 16–30, hier S. 16, 18, 23.

⁷⁰⁷ Custodis, »Kontinuität und Loyalität. Freys Wissenschaftsnetzwerk«, S. 33.

rassischen Bestandteile durchzuführen«.⁷⁰⁸ Diesen Erwartungen versuchte Fellerer zu entsprechen, indem als Nutzen seiner Monografie *Deutsche Gregorianik im Frankenreich* (1941) angab, sie liefere auch »wesentliche Grundlagen zur Kenntnis des Rasseproblems in der Musik«.⁷⁰⁹ Auch die Bezeichnung von Gregorianik als »deutsch« verdeutlicht die politische Grundierung der Arbeit.

Germanische Anteile

Als Strategie zur Aufwertung des Chorals lassen sich die Deutungen verstehen, wonach er zwar ursprünglich » fremd« gewesen sei, jedoch von den Germanen ihren Bedürfnissen entsprechend verändert worden war, weshalb die Gregorianik in ihrer endgültigen Gestalt nordisch geprägt sei. Diese Anpassung, die Karl Gustav Fellerer »volkstumsgebundene Vortragsweise« nannte, habe die Germanen zu den eigentlichen Schöpfern der überlieferten Fassungen werden lassen.⁷¹⁰ Was man über den Choral und seine Überlieferung wusste, wurde in Kategorien wie »Rasse« und Volk gepresst. Helmut Schmidt-Garre, der über die *Organa der Notre-Dame-Schule* promoviert worden war, sah den Choral, den er im Anschluss an die damals gängige Zuordnung der Juden zur vorderasiatischen und orientalischen »Rasse« als »vorderasiatische Musik« bezeichnete, durch linearmelodische Prinzipien charakterisiert, die vor allem durch die »fast ausschließliche Verwendung kleiner Melodieschritte« in Erscheinung trete. Er vermutete, dass diese den Germanen widerstreben, weshalb die Übertragung des Chorals in die germanischen Länder auf größte Schwierigkeiten gestoßen sei, da »das Volk diese Gesänge nicht zu singen verstand und sie in seinem Sinne abzuändern versuchte. Es mussten daher immer wieder Lehrmeister aus dem Süden angefordert werden, welche den Choral in seiner reinen Form herstellen und eingetretene Entstellungen ausmerzen sollte.«⁷¹¹

Ausgangspunkt der Annahme, der Choral sei bei dem Aufeinandertreffen von römischen und fränkischen Traditionen entscheidend verändert worden, waren die Ausführungen von Johannes Diaconus, der in polemischer Weise den Gesang der Germanen als unkultiviert charakterisiert hatte:

Die Lieblichkeit dieser Musik konnten unter den anderen Völkern Europas die Germanen und Gallier lernen und vorzüglich immer wieder erlernen. Sie aber unverdorben bewahren konnten sie, sowohl aus Leichtsinn, aus dem sie einiges

⁷⁰⁸ Zitiert nach Haupts, *Die Universität zu Köln*, S. 308.

⁷⁰⁹ Karl Gustav Fellerer, *Deutsche Gregorianik im Frankenreich*, Regensburg 1941, S. 7.

⁷¹⁰ Ebd., S. 11, 33.

⁷¹¹ Zitiert nach Wulf, *Musik im Dritten Reich*, S. 237.

von Eigenem den gregorianischen Gesängen beimischten, als auch ihrer natürlichen Wildheit, keineswegs, weil ja ihre alpenländischen, mit ihren Stimmen wie Donner laut lärmenden Körper die Süße der übernommenen Melodik nicht auf die ihr eigentümliche Weise hervorbringen. Denn während die barbarische Wildheit der Säufergurgeln durch Beugungen und Wendungen einen sanften Gesang herauszubringen sich bemüht, schleudert sie aufgrund ihres natürlichen Getöses wie über Pflasterstufen krachende Lastwagen (nur) raue Töne heraus. Und so, statt die Gemüter der Zuhörer milde zu stimmen, wühlt sie diese auf, belästigt und verstört sie.⁷¹²

Mit ähnlichen Worten monierte auch der französische Chronist Ademar von Chabannes, dass »die Franken die bebenden und lieblichen und stoßenden und schneidenden Töne im Gesang nicht vollkommen auszudrücken vermochten, die mit ihrer von Natur aus barbarischen Stimme die Töne in der Kehle mehr brachen als auszudrücken«.⁷¹³ Die Darstellungen waren in der Musikwissenschaft nicht unumstritten. Peter Wagner vermutete, dass Johannes Diaconus von den von ihm befragten römischen Sängern tendenziöse Informationen erhalten habe.⁷¹⁴ Auch die heutige Forschung weist darauf hin, dass die Streitigkeiten zwischen römischen und fränkischen Sängern nur aus einer Perspektive skizziert werden, während fränkische Quellen von römischer Überheblichkeit sprechen. Wiewohl die Berichte keineswegs positiv gemeint waren, ließen sie sich als Ausweis eines spezifisch germanischen Musikempfindens deuten. Für Karl Blessinger verdeutlichen sie einen scharfen Gegensatz von germanischer und römische Musikübung, wobei er von den Wertungen abstrahierte, die die von Karl dem Großen herangezogenen »Fremdlinge« mit dem »Märchen von dem ›rauen und barbarischen Gesange‹ der Franken« in die Welt gesetzt hätten. Die Auseinandersetzung habe mit dem Sieg der germanischen Art geendet, denn die Kleriker konnten als »Menschen unseres Blutes« gar nicht anders, als die Kirchenmusik an die germanische Wesensart anzupassen.⁷¹⁵ Auch Joseph Müller-Blattau diente der Text von Johannes Diaconus als eine Kontrastfolie, um das Germanische deutlich zu machen: »Die Germanen singen den Choral holprig, also rhythmisch schwer wuchtend, wie ihre eigenen Lieder. Sie heulen und schreien; damit ist das rauhe kraftstrotzende Klangreich ihrer eigenen Sprechweise gemeint. ›Verwirrend‹ und ›betäubend‹,

⁷¹² Zitiert nach Haug, »Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, S. 130.

⁷¹³ Ebd., S. 139.

⁷¹⁴ Wagner, *Einführung in die gregorianischen Melodien*, S. 196, 237.

⁷¹⁵ Blessinger, »Weg zur Einheit der deutschen Musik«, S. 76.

magisch wirkt so der Gesang, wie die alten Lieder der Vorzeit.« Zwar habe die römische Kirche ihren Kirchengesang gewaltsam durchgesetzt, aber die Germanen hätten diese »volksfremde« Kunst mit einer »kräftige[n] Eindeutschung« versehen.⁷¹⁶

Angesichts der heiklen Überlieferung lassen sich manche Überlegungen weder beweisen noch widerlegen. Politisch opportun – auch um den Bereich in der Wissenschaft halten zu können – war es jedenfalls, die als »germanisch« verwertbaren Anteile hoch zu gewichten, wozu auch das Einfließen präexistenter germanischer Musik in den überlieferten Choralkorpus zählte. Blume vermutete, möglicherweise habe das Liturgiegut zurzeit Papst Gregors einen hohen fremden Anteil gehabt, der »weitaus umfangreichste, selbstständigste, anspruchsvollste und noch im heutigen Gesamtrepertoire [...] völlig ausschlaggebende Anteil, der die sämtlichen höheren Formen und eigentlichen Kunstgesänge umfasst« sei aber erst später entstanden, wobei »die nordischen Völker in der Liturgie so gut wie in der Lehre einen maßgebenden, wenn nicht bestimmenden Anteil gehabt haben«. Die zuvor verwendete fränkische Musik sei weiterverwendet worden, daher sei in den Kirchen »ein unermeßlicher Schatz an vorzugsweise germanischem Musikgut«⁷¹⁷ erhalten geblieben. Während er in der ersten Auflage seines Buchs noch von geringen jüdischen Bestandteilen sprach, entfielen diese in der 1944 erschienenen Überarbeitung ganz, wogegen der germanische Gehalt noch stärker betont wurde.⁷¹⁸ Auch für Walter Wiora fand sich im gregorianischen Choral ein »ungemein mannigfaltiger Melodienschatz« aus verschiedenen Kulturen und Zeiten, »urgeschichtliche und antike, frühchristliche und mittelalterliche, volkshafte und kunstmäßige, ursprünglich weltliche und geistliche, Melodien der Mittelmeerkulturen und daneben wohl solche, die in anderen Völkern Europas entstanden sind oder auch bei ihnen verbreitet waren«. Bei Übereinstimmungen von deutschen Volksliedern und gregorianischen Chorälen dürfe man nicht davon ausgehe, die Kirche müsse der Ursprung sein, und auch in Betracht ziehen, dass »die Weise aus dem Volk in die Kirche übernommen wurde und sich in beiden erhalten hat«.⁷¹⁹ Die Melodien der Sequenzen gingen für Hans Engel vielleicht nicht auf die Gregorianik zurück, sondern »geben alte germanische Bardenweisen in eigentümlicher Bauform wieder«.⁷²⁰ Sofern die Forscher tatsächlich das Anliegen verfolgten, den Choral durch Überzeichnung der germanischen Anteile zu rehabilitieren, dann war die Strategie erfolgreich. Unter dem Einfluss der genannten Arbeiten schloss sich schließlich auch Richard Eichenauer der Position an, der Choral sei nur zum kleinen Teil importiert worden. Nun schien es ihm, dass »die so lange als fast spurlos verweht geltende

⁷¹⁶ Müller-Blattau, *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst*, S. 72.

⁷¹⁷ Blume, *Rasseproblem*, S. 48, 51.

⁷¹⁸ Meischein, »Gespenstische Varianten«, S. 450.

⁷¹⁹ Wiora, »Das Alter der deutschen Volksliedweisen«, S. 29f.

⁷²⁰ Engel, *Deutschland und Italien*, S. 39.

heidnisch-germanische Musik sich doch in recht weitem Umfange in die mittelalterliche Kirchenmusik gerettet habe«.⁷²¹

Heinrich Himmler und die Choralforschung

Die rassentheoretische Perspektive erklärt, dass die Herkunft des Chorals auch in der Musikabteilung der Forschungsgemeinschaft Stiftung Ahnenerbe bearbeitet wurde, die den Teilbewegungen des Nationalsozialismus nahestand, die die katholische Kirche besonders scharf bekämpften. Allein die Kriegsumstände verhinderten, dass die Choralforschung ein zentrales Aufgabenfeld innerhalb der SS-Einrichtung werden konnte. Dass dies offenbar geplant war, verdeutlicht ein Schreiben des Geschäftsführers Wolfram Sievers an Erich Schenk, auf dessen Angebot bereits eingegangen wurde, das musikwissenschaftliche Seminar der Universität Wien in den Dienst der Einrichtung zu stellen. Sievers begründete die Absage damit, man sei im Ahnenerbe »in erster Linie interessiert an der Erforschung des gregorianischen Chorals und der germanischen Musik des frühen Mittelalters«, während im Seminar andere Schwerpunkte gesetzt würden. Er erteilte Schenk aber den Auftrag, in Italien nach geeigneten Quellen vom 6. bis 13. Jahrhundert zu suchen.

Aussagen von Zeitzeugen geben Hinweise darauf, dass Himmler gelegentlich zu der in Oberbayern gelegenen Erzabtei St. Ottilien gefahren ist, um sich im Kloster der Missionsbenediktiner Gregorianik anzuhören.⁷²² Obwohl der Politiker als unmusikalisch bekannt ist, erscheinen die Besuche denkbar, denn sein Interesse dokumentiert die Anweisung an das Ahnenerbe, sich mit dem Kirchengesang zu befassen. Auf diesen Hintergrund bezog sich Alfred Quellmalz, der gegenüber dem Kallmeyer-Verlag betonte: »Nun interessiert sich der Reichsführer-SS persönlich gerade für die Frage des gregorianischen Chorals und hat mich damit beauftragt, die Forschungen auf diesem Gebiete zu verfolgen und laufend Bericht zu erstatten.«⁷²³ Die politische Bedeutung des Vorhabens wird weiterhin dadurch unterstrichen, dass sich Himmler auch mit Reinhard Heydrich, dem Leiter des Reichssicherheitshauptamts, über den Plan austauschte, »im Gesamtrahmen der Erforschung der alten nordischen Musik insbesondere die germanischen Bestandteile innerhalb des offiziellen katholischen

⁷²¹ Eichenauer, »Wo steht die rassenkundliche Musikforschung?«, S. 111.

⁷²² Franz Körndl, »Warum sich Himmler für den gregorianischen Choral interessierte«, in: *Aspekte historischer und systematischer Musikforschung. Zur Symphonie im 19. Jahrhundert, zu Fragen der Musiktheorie, der Wahrnehmung von Musik und anderem*, hg. von Christoph-Hellmut Mahling und Kristina Pfarr, Mainz 2002, S. 339–347, hier S. 347. Trotz des Titels werden die hier behandelten Aspekte nur oberflächlich berührt in: Pamela Potter, »Did Himmler Really Like Gregorian Chant? The SS and musicology«, in: *Modernism/modernity* 2 (1995), S. 45–68.

⁷²³ Alfred Quellmalz an den Kallmeyer-Verlag vom 1. Juni 1943. Bundesarchiv NS 21/717.

Kirchengesanges, des sogenannten gregorianischen Chorals erforschen zu lassen«. Heydrich empfahl Quellmalz mit der Bearbeitung des Projekts zu betrauen, da er »zu gewissen Fachkräften des Benediktinerordens eine unauffällige Verbindung hat«, sodass »ihm die von dort erwünschten wertvollen Anregungen und Erkenntnisse sachdienlicher Art leichter zufließen« könnten.⁷²⁴

Ziel der von Himmler bestellten Forschung war nicht die Erforschung des Chorals nach musikwissenschaftlichen Kriterien, sondern dessen Überführung aus der katholischen Kirche in die Sphäre des Germanentums.⁷²⁵ Die vom Ahnenerbe angestrebte Aufnordung macht ein während des Kriegs von der Einrichtung gestellter Antrag auf Papierzuteilung deutlich für die Monografie *Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals* von Ewald Jammers, die in Friedrich Blumes »Schriften zur musikalischen Volks- und Rassenkunde« erscheinen sollte. Quellmalz begründete die Dringlichkeit der Publikation damit, dass sie »ein Schlüsselproblem der Musikforschung« behandle, denn bisher sei man davon ausgegangen, dass der ›gregorianische‹ Choral als »Fremdkörper« nach Europa eingeführt wurde. Es verhalte sich tatsächlich aber so, dass die germanischen Völker »aus eigener Schaffenskraft die fremdrassige sog. ›Gregorianik‹ überwunden [...] haben], indem sie an ihre Stelle ein durchaus arteigenes musikalisches Schaffen setzten«.⁷²⁶ Da eine Reihe von Spezialisten aus der akademischen Musikwissenschaft bereits parallel über das Thema arbeitete, wird nicht recht deutlich, worin sich das Projekt des Ahnenerbes davon abheben sollte; denkbar wäre, dass man den Hochschullehrern ideologisch nicht völlig traute und das wichtige Thema daher lieber eigenständig klären wollte.

Die Suche nach geeigneten Mitarbeitern gestaltete sich schwierig, denn mit Ausnahme der genannten Musikwissenschaftler waren die meisten namhaften Choralforscher Geistliche, die kein Interesse an einer Zusammenarbeit mit der kirchenfeindlichen SS haben konnten. Quellmalz gab intern zu bedenken, »dass in der ganzen Angelegenheit mit äußerster Vorsicht vorgegangen werden muss, da die Patres in ihrer weltanschaulichen Bindung heraus allzu gehemmt erscheinen, um für unsere Arbeit ohne Weiteres in Betracht zu kommen«. Die Erforschung der germanischen Bestandteile des Gregorianischen Gesangs sei besonders schwierig, »weil sie sich in der Hauptsache auf kirchlich gebundene Mitarbeiter stützen muss. Man wird daher

⁷²⁴ Reinhard Heydrich an Heinrich Himmler vom 5. Mai 1942. Bundesarchiv Berlin NS 19 / 209.

⁷²⁵ Vgl. d. Verf., »Choralforschung als Politikum. Heinrich Himmler und die Germanisierung mittelalterlicher Musik im Nationalsozialismus«, in: *Gedenkschrift für Wolfgang Horn*, hg. von Michael Braun u. a. (Druck in Vorbereitung).

⁷²⁶ Antrag auf Papierbezug für Jammers, *Die völkische Zugehörigkeit des gregorianischen Chorals*. Bundesarchiv Berlin NS 21 / 717. Die Publikation kam nicht zustande. Jammers veröffentlichte 1954 eine Monografie mit dem Titel *Der mittelalterliche Choral. Art und Herkunft*, in die Teile des Vorhabens eingeflossen sein dürften.

einen Erfolg nicht schon in kurzer Zeit erwarten dürfen.«⁷²⁷ 1942 reiste er zur Erzabtei St. Martin zu Beuron, um den Kantor Dominicus Johner um Unterstützung zu bitten. Auf den Benediktiner war er vermutlich durch dessen kurz zuvor erschienene Monografie gestoßen.⁷²⁸ Quellmalz' Einschätzung, Johner sei eine der führenden Kapazitäten auf diesem Bereich, beruhte möglicherweise auf einer Rezension Jammers', die den Pater als einen der besten Choralkenner bezeichnete, auch wenn ihm »der stilistische Bruch seit der Übernahme der Choralkunst durch die Germanen« entgangen sei.⁷²⁹ Nach dem Treffen meldete Quellmalz, Johner sei freundlich gewesen, es schien ihm aber, dass dem Pater »die neue Blickrichtung, von der her ich um Mithilfe bei den Forschungen bat, unheimlich vorkam«. Er willigte erst nach dem einschüchternden Hinweis ein, dass »es keinen guten Eindruck mache, wenn er mir seine Mithilfe verweigere«.⁷³⁰ Die Hinzuziehung systemkonformer Wissenschaftler wurde durch die Kriegslage behindert. Quellmalz wollte als Sachbearbeiter den Musikwissenschaftler Bruno Maerker einstellen, der wie er selbst bei Willibald Gurlitt promoviert hatte und seit 1938 am Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg tätig war. Für die Aufgabe hatte er sich mit einem Aufsatz qualifiziert, in dem er für eine Choralforschung jenseits »konfessioneller Interessen« plädierte, womit er die Herauslösung der liturgischen Musik aus dem kirchlichen Kontext meinte. Durch Melodienvergleiche versuchte er nachzuweisen, dass *Cantilena romana* und germanische Gesangsüberlieferung schon bei ihrem ersten Aufeinandertreffen einander gar nicht fremd gewesen seien. Aufgrund eines »gemeinsamen Urbesitzes melodischer Substanz« seien sie eng miteinander verwandt, »germanische und romanische Sonderart trennten sich erst oberhalb dieser gemeinsamen Tiefenschicht«; es zeige sich, dass der »vielberufene Orientalismus« im Gregorianischen Choral letztlich unerheblich sei. Auch habe das »nordische Musikingenium« bedeutenden Anteil an der endgültigen Gestaltung des Chorals, für die Franken, Alemannen und Angelsachsen verantwortlich seien.⁷³¹ Maerker fiel 1942 an der Ostfront, bevor er die Stelle antreten konnte, worauf Quellmalz den Musikethnologen Eugen Beichert ins Gespräch brachte.⁷³² Aus den Dokumenten geht nicht hervor, ob dessen Verpflichtung weiter verfolgt wurde.

⁷²⁷ Alfred Quellmalz, »Plan zur Erforschung des Gregorianischen Gesanges im Hinblick auf seine Bestandteile germanischer Musik«, S. 4f. Bundesarchiv Berlin NS 19/209, S. 6.

⁷²⁸ Domenicus Johner, *Wort und Ton im Choral. Ein Beitrag zur Ästhetik des gregorianischen Gesanges*, Leipzig 1940

⁷²⁹ Jammers, »Neue Bücher: Schriften zu Gregorianik«, S. 234.

⁷³⁰ Alfred Quellmalz an Hans Schick vom 24. November 1942. Bundesarchiv NS 21/798(3).

⁷³¹ Maerker, »Gregorianischer Gesang und Deutsches Volkslied«, S. 71f.

⁷³² Alfred Quellmalz an Hans Schick vom 24. November 1942. Bundesarchiv NS 21/798(3).

Körpergebundenheit

Klangliche Verwirklichung

Zu den Grundannahmen der Rassentheorien zählt, dass der Zugang zu bestimmten kulturellen Praktiken und Kunstwerken nur dem offenstehe, der derselben »Rasse« angehöre wie der, der sie geschaffen habe. Dies diente der Ausgrenzung, denn Antisemiten wie Karl Blessinger postulierten: »Wenn also ein Jude ein Werk eines deutschen Meisters vorträgt, dann muss unausbleiblich eine Verfälschung dieses deutschen Werkes eintreten.«⁷³³ Der Zusammenhang von »Rasse« und Aufführung wurde auch aus einer umfassenderen Perspektive Gegenstand der Musikwissenschaft: Als sich Friedrich Blume gegen die an Hans F. K. Günther orientierten Methoden aussprach, verneinte er keineswegs die Möglichkeit einer musikwissenschaftlichen Rassenforschung, denn er schlug vor, den Fokus vom musikalischen Material auf die klangliche Verwirklichung zu lenken. Auch wenn der Tonvorrat nicht an die »Rasse« gebunden sei, werde der Vortrag von Musik davon bestimmt, weshalb »sich ein gelungenes Schubert-Lied ebenso von seinem Notenbild unterscheidet wie die Aufzeichnung eines Negergesanges von dem realen Klangbild.« Wenn sich Nichteuropeer heute vielfach die Fähigkeit zu stilechter Reproduktion europäischer Musik angeeignet haben, dann erschien ihm dies als nicht mehr als Dressur.⁷³⁴ Hiermit bezog sich Blume auf Arbeiten von Marius Schneider, der behauptet hatte: »Die formalen Elemente sind übertragbar, Stimmklang und Vortragsweise dagegen scheinen sich nur zu vererben.«⁷³⁵ Für Schneider zeichnete sich etwa die Musikausübung der Aborigines, deren Stimmklang er als dünn und spröde bezeichnete, durch rasches Tempo und einförmige Bewegungsformen aus, während die der Melanesier ein viel mäßigeres Tempo habe, diese aber über eine rundere Tongebung verfügten. Derartige Unterscheidungen seien für Hochkulturvölker aber kaum mehr zu treffen, da sie zu durchmischt seien und Stimmgebung wie Vortragsart starken kulturellen Einflüssen unterliegen.⁷³⁶

Der Ansatz war nicht völlig neu, und Fritz Bose hatte bereits 1933 für die Verwendung von Methoden plädiert, die dem Umstand Rechnung trügen, dass die Unterschiede zwischen den »Rassen« vorwiegend physiologisch begründet seien.⁷³⁷ In seiner theoretischen Ausrichtung bezog sich Bose auf Erich Moritz von Hornbostel, der

⁷³³ Blessinger, »Rassenforschung und rassische Erkenntnis«, S. 675.

⁷³⁴ Blume, *Rasseproblem*, S. 28f.

⁷³⁵ Marius Schneider, »Ethnologische Musikforschung«, in: *Lehrbuch der Völkerkunde*, hg. von Konrad Theodor Preuss, Stuttgart 1937, S. 135–171, hier S. 139ff.

⁷³⁶ Ebd.

⁷³⁷ Bose, *Musik und Rasse*, S. 177.

sein Lehrer wie auch der Schneiders gewesen war. Dieser hatte bereits am Anfang der 1930er Jahre in seinen Vorlesungen Vermutungen geäußert, wonach sich das »Rassische« vor allem in der klanglichen Realisierung von Musik zeige.⁷³⁸ 1934 forderte Bose, die vergleichende Musikwissenschaft müsse endlich von ihrem Dornröschen-dasein erlöst werden. Zu ihrem Aufgabenbereich gehörten »auch Untersuchungen zum Nachweis rassischer Faktoren in der Musik«. Da diese »stark körpergebunden ist (Stimmklang, Rhythmisik), [...] wären solche Untersuchungen gerade bei ihr (und beim Tanz) noch am aussichtsreichsten von allen Künsten«.⁷³⁹ In den folgenden Jahren arbeitete er mit dem Ziel der Habilitation intensiv über das Thema, aber die Karriere entwickelt sich nicht wie erhofft. Nach dem Zerwürfnis mit dem Ahnenerbe, das ihn eine Zeitlang vor dem Kriegsdienst bewahrt hatte, musste er erneut an die Front. 1943 und 1944 veröffentlichte er in einer rassenkundlichen Zeitschrift in Fortsetzungen Ergebnisse aus dem nicht abgeschlossenen Habilitationsvorhaben, nicht ohne auf seine missliche Lage hinzuweisen. In dem »Bei einer Luftwaffeneinheit, Frühjahr 1943« datierten Text wies er darauf hin, dass ihn die Aufforderung zur Publikation am Südabschnitt der Ostfront erreicht hatte, weswegen er neuere Forschungsliteratur nur in geringem Umfang habe berücksichtigen können.⁷⁴⁰ Die Publikation blieb fragmentarisch, da der für 1945 vorgesehene dritte Teil nicht mehr erscheinen konnte, sodass seine Schlussfolgerungen nicht bekannt sind.

Aus der Unmöglichkeit den »Rassenstil« vom Zeitstil und anderen durch die Umwelt determinierten Faktoren zu scheiden, zog Bose die Konsequenz, »zunächst an jenen Tatbeständen rassenkundliche Forschungsarbeit anzusetzen, die vom Körper her bestimmt und biologisch, ja zum Teil physikalisch begründet sind und daher objektiver wissenschaftlicher Erforschung leichter zugänglich sind«.⁷⁴¹ Damit verfolgte er, wie der von ihm wiederholt als Referenz herangezogene Blume, das Ziel einer Professionalisierung des Forschungsbereichs. Wie dieser hielt er dafür nicht die durch Notenschrift festgehaltenen Parameter wie Melodik oder Harmonik für geeignet, sondern widmete sich dem Klang der Sänger und ihrem Vortragsstil. Diese seien als »Rassenmerkmale« zu verstehen, die erbbedingt und umweltunabhängig seien. Das Forschungsziel, einen den »Rassen« jeweils spezifischen Stimmklang zu ermitteln, erscheint grotesk angesichts des heutigen Opernbetriebs, in dem afro-amerikanische und asiatische Sänger selbstverständlich sind. Vor dem Erfahrungs-horizont der Vorkriegszeit, als mit europäischer Musik auftretende außereuropäische Sänger eine große Seltenheit waren, hatten die Annahmen aber anscheinend Plausi-

⁷³⁸ Bose, »Klangstile als Rassenmerkmale (I)«, S. 88f

⁷³⁹ Fritz Bose, »Neue Aufgaben der vergleichenden Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 16 (1934), S. 229–231.

⁷⁴⁰ Bose, »Klangstile als Rassenmerkmale (I. Teil)«, S. 78.

⁷⁴¹ Ebd., S. 84.

bilität; afroamerikanische Sänger gewannen in Europa erst mit dem Debüt von Leon tyne Price als Aida an der Wiener Staatsoper im Jahr 1958 an Prominenz. Offenbar war Bose selbst nicht völlig überzeugt von der Sinnhaftigkeit seiner Methode. Er erwähnte beiläufig, dass einige amerikanische Musiker und Musikwissenschaftler die Unterscheidbarkeit des Stimmklangs nach »Rassen« für unmöglich hielten, schränkte dann aber wieder ein: »Allerdings waren diese Amerikaner sämtlich Juden und daher wohl in ihrem Urteil voreingenommen.«⁷⁴² Obwohl sich Bose der Problematik seines Vorhabens bewusst war, versuchte er auf der Grundlage seiner Beobachtungen ein Schema herauszuarbeiten. Dabei bemühte er sich um einen sachlichen Ton, aber es ist offensichtlich, dass er die positiven Merkmale meist den Europäern zuwies, dessen Stimme »frei ströme«, während die des Afrikaners »quäkt« und die des »Indianers« schreit.

Trotz Boses Anspruch auf gesteigerte Wissenschaftlichkeit disqualifiziert sich seine Studie bereits durch die für eine empirische Arbeit außerordentlich schwache Datenbasis. Diese begründete sich vor allem dadurch, dass es im »Dritten Reich« schwierig war, Angehörige der sogenannten »Naturvölker« zu finden, deren »Klangstil« er dem des nordischen Menschen gegenüberstellen konnte. Er hoffte daher, seine Versuche nach Kriegsende mit mehr Versuchspersonen wieder aufnehmen zu können und durch die Ausdehnung auf weitere »Rassen« zu überzeugenderen Resultaten zu kommen.⁷⁴³ Die Methode des Vergleichs mit außereuropäischen Völkern erklärt sich durch seinen musikethnologischen Hintergrund: Er hatte über die Musik der Uitoto, eines in Peru und Kolumbien lebenden indigenen Volks promoviert, das in diesem Vorhaben aber keine Rolle spielte. Für die amerikanischen Ureinwohner stützte er sich allein auf Aufnahmen des Instituts für Lautforschung der Universität Berlin, wo ihm lediglich Schallplatten zweier nordamerikanischer Stämme, der Sioux und der Algonkin, zur Verfügung standen.⁷⁴⁴

⁷⁴² Ebd., S. 222.

⁷⁴³ Ebd., S. 78.

⁷⁴⁴ Ebd., S. 218.

	Indianer silvider Rasse	Neger sudanider und palänegrider Rasse	Europäer nordischer Rasse
<i>Stimmklang</i>			
Allgem. Kennzeichnung	pathetisch, schreiend	quäkend, trompetenartig	frei strömend
Helligkeit	dunkel	mittelhell	hell
Rauhigkeit	rauh	heiser	glatt
Klarheit	trübe	mitteltrübe	klar
Volumen	hohl	voll	voll
Dichte	mittelfest, breiig	brüchig, zäh	fest, flüssig
Fülle	gering	groß	mittel
Oberfläche	matt, stumpf	samtig, schartig	glänzend, rund
<i>Vortragsstil</i>			
Affekt	sehr leidenschaftlich	mittel	kühl
Ausdruck	beherrscht	impulsive	beherrscht
Akzente	stark	keine	mittelstark
Großdynamik	crescendo	gleichbleibend	crescendo- descrescendo
Mittlere Lautheit	laut	laut	eher leise

Tempo	feierlich schreitend constant	durchschnittlich schnell constant	durchschnittlich langsam schwankend
Metrum	regelmäßig oder regelmäßig wechselnd mittleräumig	unregelmäßig wechselnd kleinräumig	constant großräumig
Rhythmik	abwechslungsreich	kompliz. Unterteilungen	einfach
Begleitung u. Singstimme		rhythm. Kontrapunktik	parallelismus vorherrschend
Motivumfang	mittel	klein	groß
Stimmumfang	groß durch Motivrückung	groß durch Transposition	mittel

Für seine zweite Untersuchungsgruppe, die Afrikaner, konnte er immerhin drei (!) Personen aus den ehemaligen deutschen Kolonien heranziehen, die ihm Lieder aus ihrer Heimat sowie deutsche Volkslieder zum Vergleich vorsangen. Da es im nationalsozialistischen Deutschland nur eine überschaubare schwarzafrikanische Community gab, lassen sich die Lebensumstände seiner Probanden ermitteln: Der aus Togo stammende Bonifatius Foli diente deutschen Ethnologen häufig als Referenz, denn er arbeitete mehr als 20 Jahre lang dem Afrikanisten Diedrich Westermann zu, der auch eine Lebensbeschreibung veröffentlichte.⁷⁴⁵ Westermann stand dem Institut für Lautforschung der Universität Berlin vor, an dem Bose für den Musikbereich zuständig war; er dürfte daher den Kontakt hergestellt haben. Foli war 1914 als Koch des letzten deutschen Gouverneurs von Togo nach Deutschland übersiedelt und unterrichtete seit 1926 als »Lehrgehilfe« Westermanns die Sprachen Haussa und Ewe; daneben diente er der afrikanistischen Forschung häufig als Studienobjekt für ethno-

⁷⁴⁵ Diedrich Westermann, *Kindheitserinnerungen des Togonegers Bonifatius Foli*, Berlin 1931; ders., *Afrikaner erzählen ihr Leben. Elf Selbstdarstellungen afrikanischer Eingeborener aller Bildungsgrade und Berufe und aus allen Teilen Afrikas*, Essen 1938.

logische und medizinisch-anthropologische Fragen.⁷⁴⁶ Der aus Kamerun stammende Wolfgang Katto Priso lebte seit 1907 in Deutschland, wo er 1929 die »Liga zur Verteidigung der Negerrasse« mitbegründete. Als sein Handelsgeschäft in wirtschaftliche Schwierigkeiten geriet, da ihn die Kaufmannschaft diskriminierte, wandte er sich mit Bitte um Unterstützung an Westermann, der ihm 1935 einen Lehrauftrag für Duala erteilte. Er diente Afrikanisten gleichfalls als Studienobjekt und ließ sich auch am Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie vermessen und fotografieren.⁷⁴⁷ Als Priso plötzlich starb, ersetzte ihn Bose durch den ebenfalls aus Kamerun eingewanderten Gottlieb Kala Kinger; dieser war vor dem Ersten Weltkrieg zum Lehramtsstudium nach Deutschland gekommen und bestritt unter dem Künstlernamen »King Charles« seinen Lebensunterhalt als Tänzer und Entertainer.⁷⁴⁸

Die in Tabellenform präsentierten Ergebnisse erwecken den Anschein von Wissenschaftlichkeit, aber sie stellen nur subjektive Wertungen dar, die auf der Basis einer Stichprobe entstanden waren. Nach Boses Einschätzung war Foli wenig musikalisch und beherrschte neben wenigen afrikanischen Liedern nur ein deutsches Volkslied, »O Tannenbaum«, während Priso mehr Lieder kannte und auch »deutscher« sang.⁷⁴⁹ Von Einzelbeobachtungen wie der, dass ihm bei Foli und Priso ein »Mangel an Dynamik« auffiel,⁷⁵⁰ schloss er auf den generellen Aufführungsstil von Afrikanern. Selbst für die Musikwissenschaft im »Dritten Reich« war das zu wenig, um sich zu profilieren.

Bewegung und Physiognomie

Die in den 1930er-Jahren gängigen Annahmen über den Zusammenhang von »Rasse« und Kultur skizzierte der in NS-Organisationen tätige Musikwissenschaftler Rudolf Sonner. Nur eine rassenkundliche Betrachtung könne kulturelle Äußerungen erklären, denn diese seien unverrückbar in der Seele festgelegt als »das Resultat des rassischen Erbguts.« Dies zeige sich in Haltung und Bewegungsart, die so tief im Psychologischen verwurzelt seien, dass sie »sogar Beimischungen fremden Blutes widerstreben«. Musik und Tanz gehören untrennbar zusammen, und da der Bewegungs-

⁷⁴⁶ Holger Stoecker, *Afrikawissenschaften in Berlin von 1919 bis 1945. Zur Geschichte und Topographie eines wissenschaftlichen Netzwerks*, Stuttgart 2008, S. 85–95.

⁷⁴⁷ Ebd., S. 102f.

⁷⁴⁸ Robbie Aitken und Eve Rosenhaft, *Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884–1960*, Cambridge 2013, S. 64, 146.

⁷⁴⁹ Fritz Bose, »Klangstile als Rassenmerkmale (II. Teil)«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen* 15 (1944), S. 208–224, hier S. 223.

⁷⁵⁰ Ebd.

charakter durch die »Rasse« bedingt sei, schlage sich dies in der Musik nieder.⁷⁵¹ Dass Menschen unterschiedlicher Herkunft nicht nur unterschiedlich aussehen, sondern sich auch verschieden bewegen, erschien in dieser Zeit keineswegs als abwegig. Der Publizist und Jurist Ottmar Rutz veröffentlichte in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Reihe damals breit rezipierter Schriften, in denen er die Erscheinungsformen des Menschen typisierte. Er vermutete, in »Weltbädern erkennt jeder einfache Zeitungsverkäufer fast mit tödlicher Sicherheit die Landsmannschaft, ohne Psychologe von Fach oder Anthropologe oder Biologe zu sein. [...] [D]en Engländer erkennt er an einer gemessen kühlen Ruhe, den Italiener an zappelnder Unruhe und Beweglichkeit, verbunden mit kurzen Schritten, den Franzosen an pointierter Haltung.«⁷⁵²

Selbst ein so reflektierter Wissenschaftler wie Friedrich Blume war sich sicher, »ein Indianer bewegt sich anders als ein nilotischer Neger oder ein Chinese«.⁷⁵³ Damit schloss er an die Rassentheorien an, in denen gelegentlich versucht wurde, unterscheidbare Bewegungsmuster zu identifizieren. So zeichnete sich für Ludwig Ferdinand Clauß die Gliedersprache des nordischen Menschen durch größtmögliche Sparsamkeit aus. Er könne auch gar nicht anders, da sein Leib so gestaltet sei, »dass ihm nur eine ganz bestimmte Weise der Bewegungen eigen sein« könne; jede »Rasse« habe ihre »besondere, artrechte Bewegungsweise«.⁷⁵⁴ Die Verbindung von Musik und Tanz erschien Blume als ein Weg, eine jeweils spezifische Musik zu ermitteln; es sei ein »sehr bestechender Gedanke«, dass der »rassisch bedingten Bewegungsform auf der Seite der Musik ein analoger Rhythmus« entsprechen könne, wozu aber noch Grundlagenarbeit geleistet werden müsse.⁷⁵⁵ Auch Wilhelm Heinitz schien es unter Verwendung der Güntherschen Terminologie, es werde sich ein »fälischer Typ mit seiner körperlichen Schwere [...] im Tanzlied anders geben als ein zu schaumäßiger Darstellung neigender westischer Mensch«.⁷⁵⁶ Diese Vorgänge sah er auch in der Rezeption wirksam, denn Musik bringe den Hörer zum Ausführen von Körperbewegungen. Weil die Reaktionen auf Reize bei allen Menschen ähnlich ausfallen, da die chemischen Vorgänge identisch seien, werde beim Erklingen eines Tangos »auch der rein nordische Mensch, sofern er musikalisch ist, versuchen, entsprechende Tangotanzbewegungen zu machen. Es sei aber fraglich, ob »ihn das rassisch kleidet, ob ihn sein Temperament dabei hemmt oder fördert, ob er nicht die rassischen Merkmale eines Tangos nordisch sichtbar verzerrt«.⁷⁵⁷ Reinhold Zimmermann postulierte 1936, spezi-

⁷⁵¹ Sonner, »Kultur – Rasse – Musik«, S. 402.

⁷⁵² Ottmar Rutz, *Grundlagen einer psychologischen Rassenkunde*, Tübingen 1934, S. 258.

⁷⁵³ Blume, *Rasseproblem*, S. 23.

⁷⁵⁴ Clauß, *Rasse und Seele*, S. 135–139.

⁷⁵⁵ Blume, *Rasseproblem*, S. 23f.

⁷⁵⁶ Wilhelm Heinitz, »Musik des Nordens« oder »Nordische Musik«, in: *Hansische Hochschul-Zeitung* 20 (1939), Heft 10, S. 1–9, hier S. 3.

⁷⁵⁷ Heinitz, *Erforschung*, S. 11f.

fische Bewegungsmuster müssten den Angehörigen anderer »Rassen« unverständlich bleiben, was ihm zu erklären schien, warum manche Musik dem einen Hörer unzugänglich bleibe, während sie andere anspreche. Von Zimmermann beobachtete französische Besatzungstruppen, die er aufgrund von Körperperf und Beweglichkeit der westischen »Rasse« zuordnete, tanzten mit großer Leichtigkeit, was ihm aber fremd blieb und ermüdete. Darin sah er einen Gegensatz zu nordischen Tänzen, denen er eine größere Sinnhaftigkeit attestierte und die »keinerlei Ermüdung oder Überdruß aufkommen lassen«, wobei er hinzusetzte: »Bei unsereinem wenigstens.«⁷⁵⁸

Mit spezifischen Körperbewegungen assoziierte man den Jazz, wie man die amerikanische beeinflusste Tanzmusik damals pauschal nannte und die als ein Ausfluss der körperlich-seelischen Disposition der afroamerikanischen Bevölkerung verstanden wurde. Zimmermann fand es »ulzig«, wenn nordische Menschen auf diese Musik »ihre ganz anders gewachsenen Körper drehten, schoben, schlodderten und verrenkten bzw. dies heute noch tun. Daß sie es mit todernsten Gesichtern taten und tun, und daß sie sich erst ›gesellschaftsfähig‹ dünkten, wenn sie sich die vielerlei -trotts und -steps usw. angelernt hatten, ist ein untrüglicher Beweis für den Verlust wichtiger rassischer Urempfindungen des ›zivilisierten‹ Europäers.«⁷⁵⁹ Die Abwehrreaktionen gegenüber der Musik speisten sich auch aus Fantasien über dunkelhäutige Menschen, die mit der Musik verkoppelt wurden.⁷⁶⁰ Dies war keineswegs auf die politische Rechte beschränkt, und der kommunistische Politiker Walter Ulbricht diffamierte die afroamerikanisch beeinflusste Populärmusik als »Affenkultur des amerikanischen Monokapitals«.⁷⁶¹ Die Kenntnisse über Menschen aus Afrika gingen selten über die stereotypisierten Darstellungen von Völkerschauen hinaus, in denen ihre angebliche Rückständigkeit betont wurde. Nur wenige Zeitgenossen wie der Anthropologe Felix von Luschan widersetzten sich der Diskriminierung, denn ihm schien es, in Afrika gebe es »keine anderen Wilden [...] als einige toll gewordene Weiße und die Gräuel-taten der Belgier am Kongo haben mir seither hundertmal recht gegeben«.⁷⁶²

Die den Schwarzen zugeschriebene Körperlichkeit, besonders ihr Sexualtrieb, rief alle Arten von Tugendwächtern auf den Plan wie den evangelischen Theologen Kurt Hütten, der 1932 den Untergang von Musik voraussah; nicht mehr edle Sinfonien

⁷⁵⁸ Reinhold Zimmermann, »Rasse und Rhythmus«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für Rasse, Glauben und Volkstum* 13 (1936), S. 386–393, hier S. 386.

⁷⁵⁹ Zimmermann, »Rasse und Rhythmus«, S. 387.

⁷⁶⁰ John, *Musikbolschewismus*, S. 285.

⁷⁶¹ Walter Ulbricht, *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Aus Reden und Aufsätzen*, Band 4, Berlin 1953, S. 247.

⁷⁶² Felix von Luschan, *Völker, Rassen, Sprachen*, Berlin 1922, S. 50. Damit bezog er sich auf die sogenannte »Kongogräuel«, die vom belgischen König Leopold II. mit beispieloser Grausamkeit durchgeführte Ausbeutung des Kongo-Freistaats, der rund 10 Millionen Kongolese zum Opfer fielen.

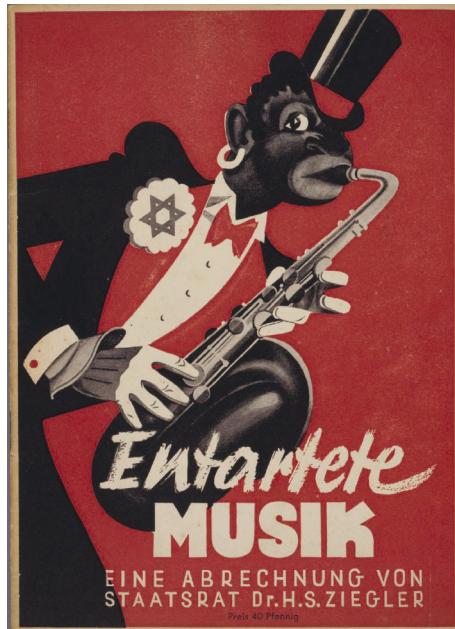


Abb. 10: Deckblatt der Broschüre zur Ausstellung *Entartete Musik*

bekomme man zu hören, sondern nur noch Klänge der »sexuellen Besessenheit« wie den Jazz.⁷⁶³ 1925 widmeten die *Musikblätter des Anbruch* dem Jazz ein Themenheft, in dem Herausgeber Paul Stefan die Vorbehalte gegenüber der Musik ins Positive wendete, wenn er die »Auflehnung dumpfer Völkerinstinkte« lobte.⁷⁶⁴ Zugleich wurde sie, wie das Titelbild der Begleitpublikation zur Ausstellung »Entartete Musik« verdeutlicht, mit dem Judentum enggeführt; es spielt auf das Cover von *Jonny spielt auf* an und zeigt einen afroamerikanischen Musiker mit Davidsstern. Die Deutung, die Darstellung solle verdeutlichen, dass der Jazz seine Nobilitierung und Gesellschaftsfähigkeit den Juden verdanke,⁷⁶⁵ ist nicht fernliegend. Im Anschluss an positive Äußerungen jüdischer Publizisten und Musiker sahen Nationalsozialisten in der Übernahme des Jazz in den Konzertsaal den Versuch, die Kunstmusik zu »zersetzen«; dies wurde sogar Gegenstand von Verschwörungstheorien, die das Ziel unterstellten, durch Zerstörung der deutschen Kultur die jüdisch-amerikanische Weltherrschaft herbei-

⁷⁶³ Kurt Hutton, *Kulturbolschewismus. Eine deutsche Schicksalsfrage*, Stuttgart 1932, S. 87.

⁷⁶⁴ Paul Stefan, »Jazz?«, in: *Musikblätter des Anbruch* 7 (1925), S. 187.

⁷⁶⁵ Albrecht Dümling, *Das verdächtige Saxophon. »Entartete Musik« im NS-Staat- Dokumentation und Kommentar*, Regensburg 2015, S. 14.

zuführen.⁷⁶⁶ Sie greift aber insofern zu kurz, als sie die damals verbreitete Idee einer »rassischen« Verbindung dieser Bevölkerungsgruppen nicht berücksichtigt. Zimmermann stellte den Jazz in Beziehung zu dem seiner Ansicht nach in seiner Körperlichkeit von der Mehrheitsgesellschaft abweichenden jüdischen Menschen, denn dieser, »selber fremdrassig und dem Blute nach in die [...] außereuropäische Rhythmusprovinz hineingehörend, empfand das Gejazze weder als fremd noch als störend, sondern als verwandt und daher als empfehlenswerte Bereicherung ›unserer‹ rhythmisch-musikalischen Ausdrucksart«.⁷⁶⁷ Damit bezog er sich auf eine Assoziation, auf die bereits Karl Marx rekurriert hatte, der seinen Rivalen Ferdinand Lassalle diffamierte. Dieser stamme, wie seine Aufdringlichkeit, »seine Kopfbildung und sein Haarwuchs« bewiesen, von den Schwarzafrikanern ab, die sich Moses beim Auszug aus Ägypten angeschlossen hatten, wobei die »Verbindung von Judentum und Germanentum mit einer negerhaften Grundsubstanz [...] ein sonderbares Produkt« hervorgebracht habe.⁷⁶⁸ Marx wiederum griff vermutlich auf *The Race of Men* (1850) von Robert Knox zurück, der den Juden einen »african look« zuschrieb, wobei er weniger die Hautfarbe als die Physiognomie im Blick hatte.⁷⁶⁹

Durch den Aufruf dieses Bilds, das er mit dem Jazz verband, stellte auch der nationalsozialistische Chefideologe Alfred Rosenberg einen diffamierenden Bezug zu primitiven Gesellschaften her, indem er über die Blutbeimischung spekulierte, die den Juden einst »die büschelweise wachsenden Kraushaare und die hängende Lippe als rassische Merkmale verliehen hatte. Die Töne der Jazz-Band wecken im Unterbewußtsein jene ›Musik‹, die einst ein Teil der nubischen Vorfahren auf Kalbshäuten an den Ufern des Nils schlug, und der Tanz der Schwarzen bewegt unsere Kurfürstenelite [die jüdische Zeitungskritik, S. W.] noch mehr als der Gesang des Kol-Nidre-Gebets.«⁷⁷⁰

Körperhaltung

In die 1943 erschienene Neuausgabe seines Musiklexikons fügte Hans Joachim Moser einen Eintrag über den Bereich Musik und »Rasse« ein. Der Rassenkunde von Hans F. K. Günther und ihren Anwendungen stand Moser ablehnend gegenüber, und für

⁷⁶⁶ Carl Hannemann, »Der Jazz als Kampfmittel des Judentums und des Amerikanismus«, in: *Musik in Jugend und Volk* (1943), S. 57–59.

⁷⁶⁷ Zimmermann, »Rasse und Rhythmus«, S. 390.

⁷⁶⁸ Karl Marx an Friedrich Engels vom 30. Juli 1862. Zitiert nach *Marx-Engels-Werke*, Band 30, Berlin 1974, S. 257.

⁷⁶⁹ Robert Jütte, *Leib und Leben im Judentum*, Berlin 2016, S. 78ff.

⁷⁷⁰ Alfred Rosenberg, *Der Sumpf. Querschnitte durch das »Geistes«-Leben der November-Demokratie*, München 1927, S. 24.

eine naturwissenschaftliche Herangehensweise fehlte ihm das Handwerkszeug. Um dennoch eine Perspektive aufzuzeigen riet er, man solle zur Erklärung des »Rassenstils« die charakteristischen körperlichen Gegebenheiten heranziehen wie den Bau des Kehlkopfs oder den jeweiligen »Rutztyp«.⁷⁷¹ Damit bezog er sich auf die Lehre des schon erwähnten Ottmar Rutz, die sich in die Diskursgeschichte der Idee einordnet, »dass die Werke eines Komponisten gleichsam dessen Habitus aufbewahren, seine Art, sich körperlich zu bewegen, bis hin zu Nuancen der Gestik und Mimik, durch die – physiognomischen Prämissen zufolge – wiederum Inneres, Seelisches nach außen tritt«.⁷⁷² In den 1920er Jahren fand eine neue Hinwendung zum Körper statt, die sich unter anderem in einem wachsenden Interesse an Sport und Bewegung artikulierte. In diesem Kontext erschien die Idee, künstlerische Produktion und Rezeption sei nicht nur mit der Körperbewegung, sondern auch mit der Körperhaltung verbunden, als plausibel. Paul Bekker vermutete Zusammenhänge zwischen äußerlich wahrnehmbaren seelischen Erregungen und dem musikalischen Stil eines Komponisten, denn die körperlichen Reflexe des Publikums unterscheiden sich. Als Kritiker war ihm am Konzertpublikum aufgefallen, dass »bei älterer Musik bis etwa Bach, Händel und Gluck der Körperrausdruck der Hörerschaft etwas sehr Straffes, Gemessenes und dabei Einheitliches hatte, während bei Beethovenscher Musik eine unverkennbare Gelöstheit und Impulsivität der Einzelbewegungen eintritt und bei neuerer Musik, etwa Reger und Schönberg, die eintretenden Veränderungen wieder besonders im physiognomischen Ausdruck hervortreten«.⁷⁷³

Rutz, der von Beruf Rechtsanwalt war, trat schon in den frühen 1920er Jahren bei Veranstaltungen der NSDAP als Redner auf, überwarf sich aber bald mit der Führung und saß von 1924 bis 1928 für nationalkonservative Gruppierungen im Bayerischen Landtag. Nach dem Zweiten Weltkrieg behauptete er, »Kriegsereignisse und politische Unterdrückung haben seit 1933 die Ergebnisse hochwichtiger Forschungen einer breiteren Öffentlichkeit vorenthalten«, womit er seine eigenen meinte.⁷⁷⁴ Mit den 1934 veröffentlichten *Grundlagen einer psychologischen Rassenkunde* versuchte er sich selbst zu Kernfragen der nationalsozialistischen Ideologie zu profilieren. Dies musste misslingen, da er trotz grundsätzlicher Übereinstimmung hinsichtlich der Kategorisierbarkeit des Menschen selbst eine scharfe Trennlinie zur dominierenden Schule von Günther zog. Deren Ergebnisse erschienen ihm als zu konstruiert und

⁷⁷¹ Moser, *Musiklexikon*, S. 732.

⁷⁷² Arne Stollberg, »Auf der Suche nach einer musikalischen Physiognomik«, in: *Dirigenten-Bilder. Musikalische Gesten – verkörperte Musik*, hg. von Arne Stollberg, Jana Weissenfeld und Florian Besthorn, Basel 2015, S. 347–384, hier S. 348. Zu Rutz vgl. insbesondere S. 355–362.

⁷⁷³ Paul Bekker, »Die Bedeutung der Musik für die künstlerische Körperschulung«, in: *Künstlerische Körperschulung*, hg. von Ludwig Pallat und Franz Hilker, Breslau 1923, S. 81–93, hier S. 87.

⁷⁷⁴ Ottmar Rutz, »Die Rutz-Sieversche Schallanalyse«, in: *Schweizerische Musikzeitung* 88 (1948), S. 422–425, hier S. 422.

Parabolische Art mit sphärischem und pyramidischem Einschlag
(Typus 2)



Beethoven

Wechselte außerordentlich zwischen den Spielarten, hatte sphärischen und pyramidischen Einschlag. Komponierte bald im Typus 2 kalt groß (Urart), bald im Typus 2 kalt klein einfach, dann wieder im Typus 2 kalt klein ausgeprägt, Typus 2 warm klein einfach, Typus 2 warm groß. Briefe, Schriften zum Teil Typus 2 warm klein, zum Teil Typus 2 warm groß. Auf sphärische Vorfahren deuten die atavistischen Merkmale: dunkle Färbung der Haare, der Haut, die Breite von Gesicht, Nase, auf parabolische die Mächtigkeit des Kopfes, die blauen Augen, die Einbiegung der Nase, auf pyramidische die Straffung des Haares, die Geradheit einzelner Teilstücke der Nase, die Steilheit und Kürze der Stirn.

Abb. 11: Einordnung Ludwig van Beethovens in die Theorie von Ottmar Rutz

materialistisch, und er lehnte die Einteilungen ab, wobei er Günthers Begrifflichkeiten in pejorativer Absicht konsequent in Anführungszeichen setzte. Besonders wandte er sich gegen das Paradigma einer »nordischen Rasse«, denn für ihn stellten die damit Bezeichneten keineswegs eine homogene Gruppe dar. Sie setze sich vielmehr zusammen aus den »mächtig-hochgewachsenen, parabolischen, blauäugigen, blond-vollfarbigen Menschen und [...] den pyramidischen, mittelgroßen, [...] straff-eckigen graugeläugigen, aschgraublonden Menschen«.⁷⁷⁵

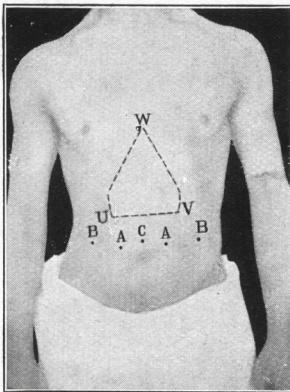
Bei der Ausarbeitung seiner Lehre stützte sich Rutz auf Vorarbeiten seines 1895 verstorbenen Vaters, des Zollinspektors und Gesangspädagogen Joseph Rutz, der mit Sängern wie dem Münchener Heldentenor Heinrich Vogl gearbeitet hatte. An der Ausarbeitung beteiligt war auch seine Mutter, die die erste Schülerin des Vaters gewesen war und die nie schriftlich niedergelegten Erkenntnisse an den Sohn weitergab; anfangs sang sie auch bei den Präsentationen.⁷⁷⁶ Dem Vater war aufgefallen, dass manchem seiner Gesangsschüler die Musik bestimmter Komponisten leichter fiel als die anderer. Eine Erklärung dafür schienen ihm körperliche Übereinstimmungen von Komponisten und Ausführendem zu liefern, wobei er der Rumpfmuskulatur besonderes Augenmerk schenkte. Auch die vom Sohn ausformulierte Theorie zielte ursprünglich auf eine Nutzanwendung in der gesangspädagogischen Praxis ab. Für das Gebet des Rienzi aus Wagners gleichnamiger Oper forderte er etwa unter Hinweis auf zuvor bezeichnete Körperstellen: »1. Man schiebe die Muskeln schräg nach rückwärts abwärts (warmer Art des Typus III). 2. Man wölbe die Stellen B B, jede einzeln für sich, vor (warmer Art des Typus III). 3. Man wölbe die Stelle C in der Mitte des Körpers über dem Nabel vor.«⁷⁷⁷ In den folgenden Jahren ging Rutz immer mehr über den Bereich der Musik hinaus und beanspruchte für seine Thesen universelle Gültigkeit. Unter Bezug auf die verschiedensten Bereiche der Geistes- und Naturwissenschaften entwarf er ein Modell, das charakterologische und physiognomische Interdependenzen zwischen Körper und Geist skizzierte. Aus den für die einzelnen Typen jeweils charakteristischen Erregungszuständen resultierten bestimmte Körperhaltungen, weshalb man vom Äußeren auf das Innere schließen könne. Dies schläge sich in den künstlerischen Äußerungen nieder, denn diese seien regelmäßig nicht nur ein Resultat der Verstandestätigkeit, sondern einer typischen seelischen Erregung. Weiterhin nahm er an, dass man die Menschen nach seelischen Typen ordnen könne, die von außen körperlich ablesbar seien. Die seelische Erregung führe zu bestimmten Einstellungen des Körpers, sie lenke die »Atemtätigkeit und Atemversammlung, sie regelt die Klangeigenschaften der Stimme [...] und das gesamte Bewegungsspiel des Körpers, der Arme, Hände, Beine, des Ganges, zugleich auch des

⁷⁷⁵ Rutz, *Grundlagen einer psychologischen Rassenkunde*, S. 301.

⁷⁷⁶ Ottmar Rutz, *Musik, Wort und Körper als Gemütsausdruck*, Leipzig 1911, S. 461, 471, 477.

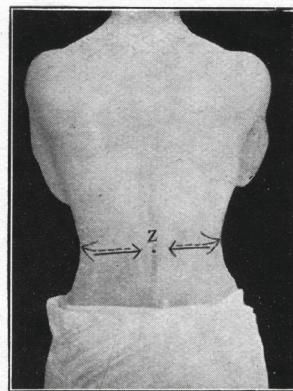
⁷⁷⁷ Ebd., S. 82.

Bild 54



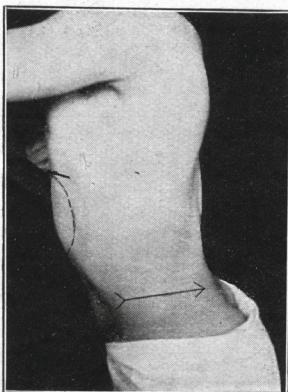
Stellen $A_1 A_2$, leicht hereingezogen, ergänzen die Grundeinstellung der sphärischen oder parabolischen Art (Bilder 50, 51) zur „kalten Art“, Stellen $B_1 B_2$ hereingezogen, zur „warmen Art“. $A_1 A_2$ wirken auf die Gegend des „geraden Körpermuskels“ (m. Rectus abdominis), $B_1 B_2$ auf die Gegend der Hypochondrien, jeweils aber auch noch darüber hinaus bis zur Schultergegend. $B_1 B_2$ sind bei pyramidaler Art stets herauszuwölben

Bild 55



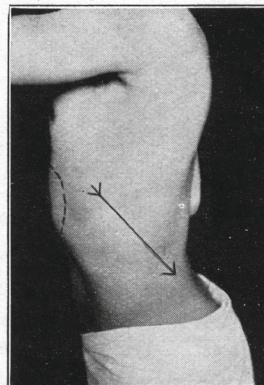
Bei Zusammenziehen, gegen Z hin von beiden Seiten zusammen mit Hereinziehen von $B_1 B_2$ bei sphärischer und parabolischer Art: dramatisch, tatgeneigt. Gegenteil: lyrisch. Beim Auseinandersetzen von Z nach rechts und links, zusammen mit Hereinziehen von $A_1 A_2$ dramatisch. Gegenteil: lyrisch. Dramatische Einstellung bedeutet höhere Spannung. Bei pyramidaler Art und Spielarten unter Herauswölben von $B_1 B_2$ stets Zusammenziehen nach Z, Gegenteil lyrisch

Bild 56



Verbindung von großer Art (Vorwölben des „Epigastriums“, Magengrube) mit parabolischer Grundeinstellung (Typus 2 groß: kalt $A_1 A_2$ herein, warm $B_1 B_2$ herein!).
S. a. Merkblatt S. 218

Bild 57



Verbindung der großen Art (Vorwölben des Epigastriums) mit pyramidaler Art mit sphärischem Einschlag (Typus 3 warm groß).
S. a. Merkblatt S. 218

Abb. 12: Illustration von Körperhaltungen nach Ottmar Rutz

Mienenspiels«. Der seelische Typ lenke, zumeist unbewusst, auch das Handeln des Menschen und sein Schaffen: Selbst jeder Brief trage »die Merkmale vom Typus und Untertypus seines Verfassers, ebenso jede Prosa, Dichtung, Schaffen in Tönen und Worten [...]. Alles künstlerische Schaffen enthält jene Merkmale, Romane wie Dramen, Opern wie absolute Musik, Malerei wie Plastik«.⁷⁷⁸

Seine drei Grundtypen (gelegentlich kommt ein vierter Typ hinzu) seien in Reinform heute kaum mehr zu finden. Den Typ 1, der vor allem in Italien häufig zu finden sei, erkenne man an einer Körperhaltung mit ständig vorgewölbtem Unterleib und tiefer Atmung. Äußere Kennzeichen seien eine »gewisse Gedrungenheit der ganzen Gestalt, eine meist flach verlaufende Rückenlinie und Seitenlinie, im Verhältnis zu dem langen Rumpf kurze Beine, lässige Bewegungen des ganzen Körpers und seiner Teile von wohlgerundeter Formgebung«. Der Stimmklang sei »stets dunkel und weich, sammetartig. Sie sprechen hauchend und in raschem Tempo, mit melodissem Klang«, ihre typischen seelischen Erregungen seien »heiß und weich«, sie verlaufen rasch und wechseln.⁷⁷⁹ Der eher schlanke Typ 2, der in Deutschland vorherrsche, kennzeichne sich dadurch, dass nicht der Unterleib, sondern die Brust vorgewölbt werde. Seine Vertreter atmeten nicht so tief wie die des Typs 1, und sie sprechen »mit hellerer Stimme als jene, wenns schon auch weich, doch nicht so haschend und melodisch wie jene, dafür aber freier, klarer, auch höher«. Seelisch kennzeichne sich der Typ 2 durch Erregungen, »die kühl und weich sind, langsam verlaufen und biegsam, aber selten wechseln. Beständigkeit und Gemessenheit sind ihre Hauptmerkmale«. Auch das Gehen und Stehen sei charakteristisch, denn die Vertreter des Typs legten sich »gerne vor, und zwar schon von den Fußknöcheln an«, in der »Haltung, die bei dem deutschen Militär gelehrt wird«.⁷⁸⁰ Der Typ 3, den er vor allem in Frankreich und im alten Griechenland situierte, zeichne sich durch eine »auffällige Straffheit« aus, denn seine Vertreter »strecken sich von der Hüftgegend nach oben, unter einem gleichzeitigen und dauernden Muskelschub nach vorwärts abwärts oder nach rückwärts abwärts«. Sie seien meist von mittlerer Größe und Schlankheit, »die Stimme klingt hell und metallisch, weniger melodisch, dafür aber rhythmisch betonter und kräftiger«. Die Körperbewegungen seien elastisch und betont, die seelischen Erregungen »kühl und heftig, [sie] verlaufen durchschnittlich langsam, jedoch in scharfem, plötzlichem Wechsel«.⁷⁸¹ Diesen Typen ordnete er bekannte Künstler zu, wobei er beispielsweise Wolfgang Amadeus Mozart als Typ 1 identifizierte, während er Richard Wagner dem Typ 3 zuwies. Zur Verkomplizierung trug bei, dass er sich in den späteren Schriften für die genannten Typen verwirrender Synonyme bediente

⁷⁷⁸ Ottmar Rutz, *Menschheitstypen und Kunst*, Jena 1921, S. 1.

⁷⁷⁹ Ebd., S. 9.

⁷⁸⁰ Ebd., S. 10.

⁷⁸¹ Ebd., S. 11.

und nun vom »sphärischen« (Typ 1), »parabolischen« (2), »pyramidalischen« (3) und »polygonalen« Typ (4) sprach. Diese differenzierte er durch diverse Unterarten weiter aus und unterschied noch zwischen »kalten« und »warmen« Varianten, die sich unter anderem in der Rundheit des Stimmklangs unterschieden, sowie zwischen »großer«, »kleiner«, »dramatischer« und »ausgeprägter« Unterart, die im Klangvolumen und der Schärfe des Klangs voneinander abweichen.⁷⁸²

Obwohl Rutz kein ausgebildeter Wissenschaftler war, gelang es ihm, Anschluss an einflussreiche akademische Kreise zu finden; besonders interessierte sich der Sprachforscher Eduard Sievers für die Ideen, die er mit seinen eigenen Überlegungen zur »Schallanalyse« verband und zu einer eigenen Theorie ausbaute. Die Lehre von konstanten Schaffens- und Stiltypen hatte einige Wirkung, wenngleich Rutz' Exemplifizierungen meist abgelehnt wurden. Ernst Bücken schienen viele Einzelergebnisse unhaltbar, wenn Rutz beispielsweise bei Wolfgang Amadeus Mozarts Vertonung von Johann Wolfgang von Goethes Gedicht *Das Veilchen* aufgrund der Einordnung der beiden in den ersten Typus von einer Entsprechung der Kunstsichten ausging. Die Theorie hielt er dennoch für wertvoll, es sei jedoch aber notwendig, »von der wichtigen und wertvollen Grundlage der Rutzschen Erkenntnis aus die Fäden der typologischen Untersuchungen selbständig weiterzuspinnen«.⁷⁸³ Auch Bekker erkannte in der Rutzschen Typenlehre eine Reihe weiterzuführender Einzelbeobachtungen, wollte sich ihr aber nicht im Ganzen anschließen. Die Typeneinteilung sei »teils zu dilettantisch naiv, teils zu künstlich kompliziert«, die Fragen seien noch ausreichend erforscht, um ein praktikables System zu ergeben. Er stimme aber zu, dass die Körperllichkeit des Menschen unbedingt berücksichtigt werden müsse, denn Musik richte sich keineswegs nur an das Gehör, sondern an alle Sinne; es gebe selbst welche, die sich an das Temperaturgefühl wenden. Sie wirke auf den ganzen Körper, indem sie Spannungen physischer und psychischer Natur auslöse. Musik sei »stets sinnlich intensivster Ausdruck eines den Gesamtorganismus des Menschen durchdringenden Bewegungsvorgangs«.⁷⁸⁴

Homogenität

Die umfassendste Weiterführung der Rutz'schen Ideen in der Musikwissenschaft unternahm Wilhelm Heinitz, der als Schwerpunkt seiner Arbeit den Entwurf einer Musikbiologie benannte. Diese formulierte er in seiner »Homogenitätslehre« aus, wobei auch er Anspruch auf universelle Gültigkeit erhob, denn sie sollte nichts weniger als

⁷⁸² Ebd., S. 10–12.

⁷⁸³ Ernst Bücken, *Geist und Form im musikalischen Kunstwerk*, Wildpark-Potsdam 1929, S. 31.

⁷⁸⁴ Bekker, »Bedeutung der Musik«, S. 86–88.

das »grundsätzliche Verhältnis des Menschen zur Musik« klären.⁷⁸⁵ Wie Rutz ging er von der Prämissen aus, dass Musik ein Ausdruck körperlicher Vorgänge sei; es gebe »ganz bestimmte Korrelationen [...] zwischen unserem Denken, Fühlen, Wollen und unserer Atmung und allen unseren Werken in der Musik, Sprache, Malerei, Handschrift usf.«.⁷⁸⁶ Nachdem er sich anfangs allgemeinen Fragen gewidmet hatte, wandte Heinitz seine Methode zunehmend auf die Kunstmusik an, davon ausgehend, dass man das Schaffen bedeutender Komponisten organisch-biologisch erfassen könne. Dies schlug sich in befreindlichen Erkenntnissen nieder wie der, Johann Sebastian Bach habe sein »seelisches Erleben mit breiten druckartigen, nicht zug-, riß- oder stoßartigen, nach unten seitlich vorn gerichteten Körperbewegungen« realisiert.⁷⁸⁷

Heinitz unterschied zwischen einem geistigen Stil, der umweltbedingt sein könne, und einem biologischen Stil, der stets erbbedingt sei. Die Mannigfaltigkeit der natürlichen Körperbewegungen jedes Menschen fasste er zu generalisierenden Bewegungstypen zusammen, die jeweils zu Ausdrucksgestalten führten, die in sich »homogen« seien. Diese Ganzheit aller Teilbewegungen bedinge die musikalische Gestaltung durch den Urheber wie die reflektorische Rückwirkung beim Rezipienten. Diese »Projektion des inneren organisch-motorischen Ablaufs nach außen« werde auch bei der Rezeption wirksam, wie es einer von Heinitz' Schülern zusammenfasste. »Bei der Produktion entstehen gleichzeitig mit der seelischen Erregung physiologische Bewegungsabläufe, die sich in sichtbaren Bewegungen des Körpers und der Glieder äußern. Bei der Rezeption reagiert der Hörer auf diese ihm auf dem Wege des akustisch Wahrnehmbaren vermittelte musikalische Äußerung mit Bewegungen, die denjenigen, aus denen sie heraus geschaffen worden ist, ähnlich sind (physiologische Resonanz).«⁷⁸⁸ Seine Kernthese illustrierte Heinitz mit Marschmusik, die Ausdruck des Empfindens des Urhebers beim Marschieren sei; Melodiewendungen fielen dann spontan dazu ein. Jeder Mensch habe seinen persönlichen Rhythmus, seine eigene Art sich zu bewegen, weshalb sich die Marschierbewegung nach Tempo, Schrittänge, Stärke des Auftritts usw. von denen anderer »Urheber« unterscheiden werde. Die Körperlichkeit des Autors präge alle seine musikalischen Äußerungen, und diese teilten sich beim Hören anderen als »physiologische Resonanz« mit. Würde der Hörer etwa versuchen, schneller oder langsamer zu marschieren, als es die Musik

⁷⁸⁵ Wilhelm Heinitz, »Hamburg und die Vergleichende Musikwissenschaft«, in: *Bericht über den internationalen Musikwissenschaftlichen Kongress Hamburg 1956*, hg. von Walter Gerstenberg u. a., Kassel 1957, S. 109–111, hier S. 110.

⁷⁸⁶ Heinitz, *Erforschung rassischer Merkmale*, S. 14.

⁷⁸⁷ Zitiert nach Walther Vetter, »Dem Gedenken an Wilhelm Heinitz«, in: *Die Musikforschung* 16 (1963), S. 313–315, hier S. 314.

⁷⁸⁸ Raphael Broches, *Die Korrelation von Musik und Bewegung und das Problem der geigerischen Nachgestaltung*, Diss. Uni. Hamburg 1938, S. 5.

vorgibt, dann würde er aus dem körperlichen Gleichgewicht geraten und möglicherweise sogar umfallen.⁷⁸⁹

Das Unorthodoxe seiner Perspektive wird dadurch erklärbar, dass er nicht aus der Historischen Musikwissenschaft stammte. Ursprünglich als Fagottist tätig, begann er 1915 eine Tätigkeit am Phonetischen Laboratorium des 1908 eröffneten Hamburgischen Kolonialinstituts, das auf eine Tätigkeit in den deutschen Kolonien vorbereiten sollte. Dort arbeitete er für den Afrikanisten Carl Meinhof, aus dessen Abteilung später das Seminar für afrikanische und Südseesprachen der 1919 gegründeten Universität Hamburg hervorging. 1920 wurde Heinitz an der Universität Kiel im Fach Psychologie promoviert und habilitierte sich 1930 an der Universität Hamburg über *Strukturprobleme in primitiver Musik*. Anschließend leitete er dort die neu eingerichtete Forschungsabteilung für Vergleichende Musikwissenschaft (seit 1939 als außerplanmäßiger Professor), der er bis zu seiner Pensionierung vorstand. Sein Arbeitsbereich war als Teildisziplin der Phonetik ausgewiesen, sodass man bei ihm nicht in Musikwissenschaft promovieren konnte. Zeitweise wurden dort auch Lehrveranstaltungen in historischer Musikwissenschaft durchgeführt, das heutige Musikwissenschaftliche Institut der Universität Hamburg wurde jedoch erst 1949 eingerichtet.⁷⁹⁰

Seine Theorie exemplifizierte Heinitz an Individuen wie an Gruppen. Auch wenn es anfangs sein Ziel gewesen zu sein scheint, grundsätzliche Zusammenhänge zwischen der individuellen körperlich-geistigen Beschaffenheit eines Menschen und der von ihm hervorgebrachten Musik herauszuarbeiten, war sein Ansatz anschlussfähig an die musikalische Rassenkunde.⁷⁹¹ In der 1938 publizierten Broschüre *Die Erforschung rassischer Merkmale aus der Volksmusik* kritisierte er das üblicherweise angewandte musikwissenschaftliche Verfahren, »Intervalle zu zählen, die melodischen Gipfelungen zu ordnen, das Steigen oder Fallen der Melodiekurven in den verschiedenen Musikkulturen zu untersuchen, eine Statistik über bevorzugte Taktgruppen und Tonarten aufzustellen, die monodischen, homophonen, polyphonen, heterophonen, polyharmonischen und polytonalen Stilmittel zu verfolgen usf.«⁷⁹² Stattdessen wollte er »frei von jeder nur geistigen Zuordnung, frei von jeder unkontrollierbaren Gefühlsbelehnung untersuchen, was als genetischer Anlaß eines musikalischen Werkes biologisch, bewegungsmäßig vor sich geht oder gegangen ist«.⁷⁹³ Der hermetische Charakter seiner Arbeiten, bei denen er sich hinter einer neu erfundenen Terminologie verschanzte, machte den Anschluss an die übrige Musikwissenschaft unmöglich. Mit zwei-, drei-, vier- und fünfhebigem Typus meinte er etwa »den rassischen

⁷⁸⁹ Wilhelm Heinitz, *Neue Wege der Volksmusikforschung*, Hamburg 1937, S. 45.

⁷⁹⁰ Petersen, »Musikwissenschaft in Hamburg«, S. 625.

⁷⁹¹ Heinitz, *Die Erforschung rassischer Merkmale in der Volksmusik*, Hamburg 1937, S. 5

⁷⁹² Ebd., S. 10.

⁷⁹³ Ebd., S. 5f.

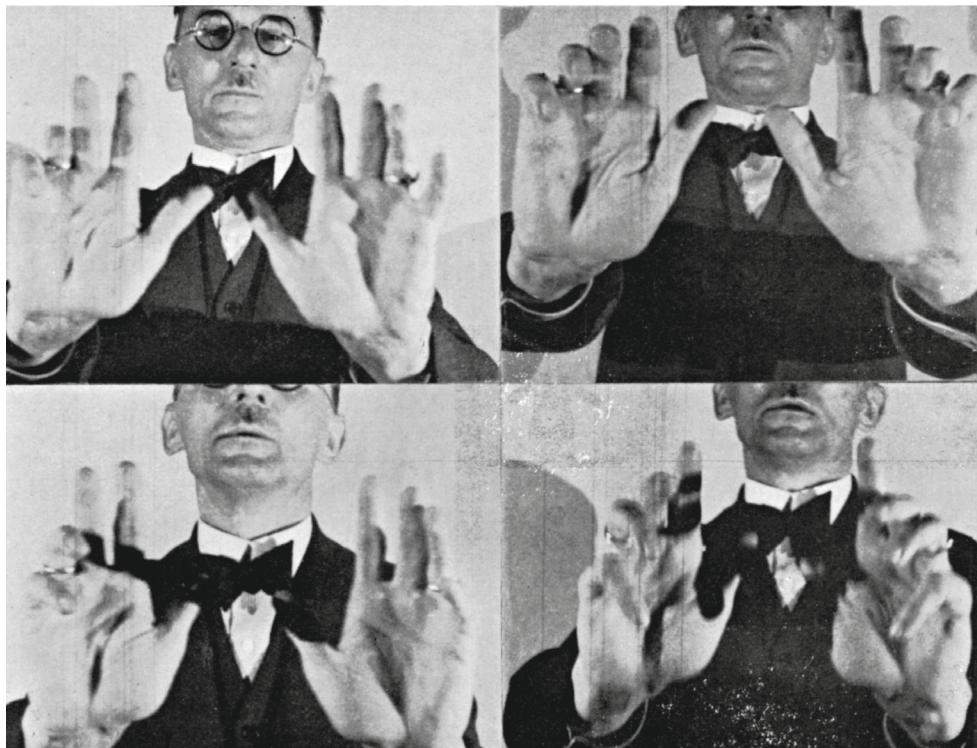


Abb. 13: Wilhelm Heinitz demonstriert »homogene« Dirigierbewegungen bei Werken von Paul Graener und Othmar Schoeck (links) sowie Georg Vollerthun und Heinrich Kaminski (rechts).

Rhythmus, nachdem sich unterhalb der Schwelle des Bewusstseins jede organische Bewegung des Menschen in Gang, Tanz, Sprache, Gesang, Spiel, Schrift und Gebärde ordnet«.⁷⁹⁴

Heinitz verfolgte seine Ideen nach Kriegsende unverdrossen weiter, obwohl sie außerhalb seiner Schülerschaft nur selten positiv aufgenommen wurden. 1949 griff ihn Hans Engel an, er habe »richtige Ansätze ins Groteske« übersteigert.⁷⁹⁵ Im darauffolgenden Jahr verspottete Engel den Hamburger Wissenschaftler in seiner Funktion als Sektionsleiter beim ersten Nachkriegskongress der Gesellschaft für Musikforschung. Heinitz hielt dort einen Vortrag, dessen Skurrilität sogar dem Nachrichten-

⁷⁹⁴ Heinitz, »Musik des Nordens«, S. 7f.

⁷⁹⁵ Hans Engel, »Vom Sinn und Wesen der Musik in Werken und Deutung der Gegenwart«, *Kongress-Bericht des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft. Basel 29. Juni bis 3. Juli 1949*, Basel 1949, S. 96–103, hier S. 102.

magazin *Der Spiegel* einen Bericht wert war, der zugleich die randständige Stellung des Forschers innerhalb des Fachs verdeutlicht.⁷⁹⁶ In dem mit musikalischen Beispielen und Demonstrationen von Körperhaltungen angereicherten Vortrag stellte Heinitz schließlich die Behauptung auf, durch langjährige Untersuchungen zur Überzeugung gekommen zu sein, kennzeichnend für die Musik jüdischer Autoren sei der »Rißakzent, aus einer Kreuzwinkelspannung der Rückenmuskeln entstehend«. Als daraufhin das Wort »arisch« fiel, kam es zum Eklat: Engel erregte sich über den Affront gegenüber den ausländischen Kollegen und verspottete Heinitz, dieser habe ihm vor einigen Jahren erzählt, er könne »aus einer in Guatemala aufgenommenen Schallplatte den Sohlendruck, die Größe und die Nasenflügelweite des eingeborenen Schlagzeugers« herauslesen. Am Ende der Tagung kam es zur Versöhnung; man kam überein, immer den gebotenen Abstand zum Nationalsozialismus gewahrt zu haben.⁷⁹⁷

⁷⁹⁶ [Anonym], »Die Brust aufgeschlitzt«, in: *Der Spiegel* vom 27. Juli 1950, S. 36–37.

⁷⁹⁷ Ebd.

Das verfehlte Forschungsziel: Die musikalische Disposition der nordischen »Rasse«

Ideologisch geleitete Wissenschaft stößt regelmäßig an ihre Grenzen, wenn das normativ Gewünschte einer empirischen Überprüfung unterzogen wird. Je eingehender man sich in der Musikwissenschaft im Nationalsozialismus mit den Ausgangshypothesen befasste, desto deutlicher traten ihre Unzulänglichkeiten hervor. Kurt Blaukopf prognostizierte daher schon 1939, sie dürften früher oder später durch musikwissenschaftliche Analysen widerlegt werden; die »Sprengung der rasssentheoretischen Konzeptionen von innen heraus« habe bereits begonnen.⁷⁹⁸ Obwohl die Überhöhung des Deutschen breiten Raum einnahm, ging der Diskurs doch weit darüber hinaus. Werner Korte sah die Aufgabe der nationalsozialistischen Kunsthistorik in der »Darstellung des Verbindlichen, d.h. der konstanten Seinshaltungen bestimmter biologisch festgruppierten, völkischer und rassischer Einheiten und ihrer konstanten künstlerischen Äußerungsformen«.⁷⁹⁹ Plausible Antworten, wie dies gezeigt werden könnte, blieb er jedoch ebenso schuldig wie seine Kollegen. Das Erkenntnisinteresse bei den vorstehend geschilderten Aktivitäten von der Erforschung der frühgermanischen Musik bis zu den Zusammenhängen von Körperbewegung und Musik richtete sich letztlich vor allem auf die Identifikation dem germanisch-nordischen Menschen »artgemäßer« musikkultureller Praktiken. Dabei bedurfte die positive Definition des Eigenen der Abwertung des Fremden, wobei als negative Gegenentwürfe anfangs vor allem die frühchristlichen Römer und die Juden fungierten; dann auch die Angehörigen der verschiedenen nicht-nordischen Menschengruppen.

Die zentrale Frage, in welcher Beziehung das Nordische zum Deutschen steht, wurde nicht abschließend geklärt. Mitunter wurden einfach Eigenschaften übertragen: Die formale Unselbstständigkeit der älteren deutschen Musik, die sich musikalischer Modelle aus Italien und Frankreich bedient hatte, war in den ästhetischen Debatten des 19. Jahrhunderts positiv in die allumgreifende, »Totalität realisierende Vereinigung des sonst Getrennten«⁸⁰⁰ gewendet worden. Für den Musikpädagogen Adolf Seifert zeigte sie nun, dass die »weltoffene nordische Art [...] ohne Scheu [...] frem-

⁷⁹⁸ Blaukopf, »Musikwissenschaft und Rassentheorie«, S. 95.

⁷⁹⁹ Korte, »Grundlagenkrisis«, S. 668.

⁸⁰⁰ Bernd Sponheuer, »Über das ›Deutsche‹ in der Musik. Versuch einer idealtypischen Rekonstruktion«, in: *Deutsche Meister – böse Geister? Nationale Selbstfindung in der Musik*, hg. von Hermann Danuser und Herfried Münkler, Schliengen 2001, S. 123–150, hier S. 129.

de Bausteine« aufgreife, sie »gestaltet aber das Gesamtwerk dann letzten Endes doch nach ihren eigenen nordischen Gesetzen«.⁸⁰¹ Ursprünglich sollte der Bezug zu den idealisierten Germanen die Deutschen aufwerten. Jedoch setzte sich bei der Verwandlung des eher historisch angelegten Germanenbegriffs in das bevölkerungspolitisch und »rassisches« definierte Nordische durch, auch Teile der ethnisch heterogenen deutschen Bevölkerung als dem Idealbild nicht entsprechend zu betrachten. Bei den rassentheoretisch besonders Fanatischen bestand Konsens, dass das Deutsche und das Nordische nicht deckungsgleich seien, worauf die »rassisches« Zugehörigkeit selbst nationaler Ikonen wie Ludwig van Beethoven oder Richard Wagner zum Gegenstand von Kontroversen wurde. Diese Differenzierungen wurden allerdings in weniger ambitionierten Texten nicht immer beachtet; so setzte Helmuth Osthoff einfach alle relevanten Begriffe gleich, wenn er Johannes Brahms verstand als eine »ausgeprägt germanisch-deutsche Erscheinung, [...] in deren Kunst das Klangsinnliche gegenüber der geistig-musikalischen Substanz zurücktritt, aus der ein nordischer Geist spricht«.⁸⁰² So unscharf die Begriffe verwendet wurden: Bei denen, die sich vertieft mit den Theorien auseinandersetzten, waren die Zuschreibungen nicht völlig willkürlich. Sie standen in Zusammenhang mit der Überhöhung des nordischen Menschen, wobei man sich beim Versuch, eine diesem »artgemäße« Ästhetik zu entwerfen, den von Hans F. K. Günther und seiner Schule entworfenen Eigenschaften anschloss wie einer als edel verstandenen Zurückhaltung, kühlen Sachlichkeit und gemessenem Wesen.⁸⁰³ Dies schloss die Taciteischen Germanentugenden von Treue und Sittlichkeit ein, weshalb der Musikpublizist Fritz Stege 1934 in der wachsenden Vorliebe für nordisches Wesen in der Kunst ein erfreuliches »Streben nach neuen Idealen« sah.⁸⁰⁴

Aus dieser Perspektive war das Nordische in der Musik nicht deckungsgleich mit der musikwissenschaftlichen Kategorie des nordischen Tons, worunter man den erstmals von Robert Schumann an den Werken von Niels Gade konstatierten spezifischen Nationalcharakter aus dem Norden stammender Musik versteht.⁸⁰⁵ Während der in Deutschland lebende isländische Komponist Jón Leifs zwischen nordischen und skandinavischen Künstlern unterschied,⁸⁰⁶ grenzte Wilhelm Heinitz ab zwischen Nordischer Musik und Musik aus dem Norden, wofür die Abstammung, nicht der Wohnort entscheidend sei. Erstere sei »blutmäßig [...] die Musik des Menschen,

⁸⁰¹ Seifert, *Volkslied und Rasse*, S. 7.

⁸⁰² Osthoff, *Johannes Brahms und seine Sendung*, S. 16.

⁸⁰³ Günther, *Der nordische Gedanke unter den Deutschen*, S. 68.

⁸⁰⁴ Stege, »Deutsche und nordische Musik«, S. 1269.

⁸⁰⁵ *Neue Zeitschrift für Musik* 20 (1844), S. 1f. Vgl. dazu allgemein Michael Matter, *Niels W. Gade und der »nordische Ton«. Ein musikalischer Präzedenzfall*, Kassel 2015.

⁸⁰⁶ Jón Leifs, »Nordisches in der Musik«, in: *Mitteilungen der Islandfreunde* XIX (1931/32), S. 70–73, hier S. 72.

der im Nordraum seine angestammte Urheimat hat. [...]. An welchem Ort der Erde wir diesen Typen begegnen, ist dabei gleich.⁸⁰⁷ Dem Befund widerspricht nicht, dass die Begriffe mitunter auch nach 1933 synonym verwendet wurden; so sah Hans Engel das Nordische noch nicht deutlich ausgeprägt bei Gade, der doch nichts anderes als »die Sprache der deutschen Romantik mit dänisch-nordischem Akzent« spreche, wohl aber bei Edvard Grieg, den er als den eigentlichen Begründer der nordischen Musik ansah.⁸⁰⁸ Aus rassentheoretischer Perspektive, die Engel erst in späteren Schriften einnahm, galten beide Komponisten keineswegs als nordisch. So fehlte es Richard Eichenauer bei Grieg, dem er neben nordischen auch ostbaltische Blutanteile zuschrieb, das »Freie, Große, geistig Bedeutende und Heldenümliche nordischer Musik« zwar nicht ganz, aber seine Stimmungswelt sei enger begrenzt als diejenige »vorwiegend nordischer Künstler«.⁸⁰⁹ Umgekehrt konnten deutsche Komponisten durchaus als nordisch gelten. Günther schien das Nordische besonders durch Christoph Willibald Gluck, Georg Friedrich Händel und Johann Sebastian Bach repräsentiert zu werden, wobei er zur Begründung Assoziationen heranzog, wonach etwa der Beginn der *Matthäus-Passion* »Weite und Strenge nordischer Kunstgestaltung zu überwältigender Macht« vereine.⁸¹⁰ Selbst Blume, der die Schwierigkeiten einer musikalischen Definition des Nordischen betonte, versuchte sich mit Zuschreibungen, wenn er die Werke von Johannes Ockeghem und Dietrich Buxtehude als »Quellen der Erkenntnis nordischen Wesens« bezeichnete.⁸¹¹

Für Heinitz stammte viel im Norden entstandene Musik nicht von nordischen Menschen; so seien Gade, Grieg und die »modernen Finnen«⁸¹² nicht dazuzurechnen, da sie mit ihrer Musik nur die »verblaßten Schlaglichter einer leicht verwaschenen Romantik, kurzatmiger Angleichung an die Wagnersche Neuromantik oder kopfverlorener Hingabe an den Fatalismus atonalistischer Musikstammelei« seien. Die Bestimmung des nordischen Menschen sei es nicht, »in breiten Klangflächen einer überreichen Instrumentation sinnbestrickende sinfonische Welten zu gestalten«. Er werde dem billigen Wohlklang und dem Dekorativen ausweichen, aber »gerade und stark, keusch, unverblaßt und unsentimental, eigensinnig und eigenwillig« gestalten.⁸¹³ Leifs verstand echte nordische Musik als herb und männlich; er hoffte, eine

⁸⁰⁷ Heinitz, »Anfang und erste Entfaltung der nordischen Musik«, S. 290.

⁸⁰⁸ Hans Engel, »Klaviermusik aus nordischen Ländern«, in: *Nordische Rundschau. Vierteljahrsschrift herausgegeben von den Auslandsstudien der Universität Greifswald* 6 (1933), Heft 3, S. 93–115, hier S. 94.

⁸⁰⁹ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 264f.

⁸¹⁰ Günther, *Rasse und Stil*, S. 29.

⁸¹¹ Blume, »Musik und Rasse«, S. 743.

⁸¹² Die Finnen, die keine indogermanische Sprache sprechen, wurden meist den nordischen Völkern zugerechnet, wobei man sich über Differenzierungen der Rassenkundler hinwegsetzte.

⁸¹³ Heinitz, »Musik des Nordens«, S. 5.

Ästhetik, die dem stillen nordischen Wesen entspreche, werde in Zukunft die deutsche Musik leiten, bei der man bisher allzu oft »eine von Sexualität und Perversität triefende und sabbernde Sentimentalität« finde.⁸¹⁴ In diesen Kreisen sah man besonders Wagners »treibhausschwüle« Erotik als unnordisch an;⁸¹⁵ dies begründete sich dadurch, dass die Sexualität des nordischen Menschen als zurückhaltend galt. Günther unterstellte, er sei »wählerischer als die dunklen europäischen Rassen«, weshalb die »seelische Gemeinschaft« von Mann und Frau weiter über das Geschlechtliche als bei anderen »Rassen« hinausgehen könne.⁸¹⁶ Dass diese Einschätzung verbreitet war, belegen auch Äußerungen des Prager Philosophen Christian von Ehrenfels, dessen Vorlesungen unter anderem Max Brod und Franz Kafka besuchten. Er berichtete 1931 von Anfeindungen gegenüber Wagners Musikdramen, deren Darstellungen »nicht germanisch, sondern südländisch inspiriert und verweichlichend [seien]. Am allerwenigsten sei es die Erotik der nordischen Götter.«⁸¹⁷

Da sich das nationalsozialistische Verständnis vom »Artgemäßen« und »Artfremden« in der Musik einer Definition entzog, wurde ihre Bestimmung an Gefühl und Instinkt delegiert. Feuilletonistische Einschätzungen wie die, das deutsche Volkslied sei eine der »Kraftquellen nordischen Musikgeistes«,⁸¹⁸ ließen sich nur schwer in wissenschaftliche Texte übersetzen.⁸¹⁹ So projizierte Seifert einfach das nordische Idealbild auf die ältesten Volkslieder, die er trotz schmalster Quellenbasis umriss als beherrscht und streng, dabei auch »tiefgründig, allumfassend und stets ernsthaft [...]. Immer erweckt es einen klaren, sauberen und keuschen Eindruck. Nirgends bietet es eine Gelegenheit, sich auszuleben, zu genießen und in Gefühlen zu schwelgen.«⁸²⁰ Trotz aller Akzeptanz intuitiver Verfahren kamen selbst überzeugte Nationalsozialisten nicht umhin, die Versuche für weithin gescheitert zu erklären, konkrete Zusammenhänge von Kunstmusik und den einzelnen »Rassen« zu benennen. Dies war nicht notwendigerweise begleitet von der Erkenntnis, dass die Annahmen als unwissenschaftlich (oder gar als ethisch verwerflich) abzulehnen seien. Die Unmöglichkeit der Zuordenbarkeit musikalischer Sachverhalte ließ sich rechtfertigen mit der These der bereits erfolgten »rassischen« Durchmischung der Völker, die von nationalsozialistischer Rassenforschung und Politik allenthalben beklagt wurde. Man kam überein, dass die europäische Kunstmusik kein geeigneter Forschungsgegenstand sei, wes-

⁸¹⁴ Jón Leifs, »Das Nordische in der Musik«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 8 (1931), S. 433–438, hier S. 434.

⁸¹⁵ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 231.

⁸¹⁶ Günther, *Rassenkunde des deutschen Volkes*, S. 195.

⁸¹⁷ Christian von Ehrenfels: »Wagner und seine neuen Apostaten«, in: *Der Auftakt* 11 (1931), Heft 1, S. 5–12, hier S. 8.

⁸¹⁸ Eichenauer, *Musik und Rasse* (1932), S. 277.

⁸¹⁹ Probst-Effah, »Einfluß der nationalsozialistischen Rassenideologie«, S. 390.

⁸²⁰ Seifert, *Volkslied und Rasse*, S. 18.

halb der Volksliedforschung besonderes Gewicht zukommen müsse. Aus der Perspektive der Musikethnologie hielt es Fritz Bose, dem die Zuordnung auch wegen der zu nahen Verwandtschaft der europäischen »Rassen« unmöglich erschien, für sinnvoller, die Problematik über die Musik der Naturvölker anzugehen, bei denen man »rassisches einfachere Verhältnisse« antreffe. Die dabei erzielten Ergebnisse könne man dann später auf die Kunstmusik übertragen.⁸²¹ Diese Einschätzung teilten Vertreter der Historischen Musikwissenschaft, und Hans Joachim Moser riet, Bauernbevölkerungen und das Volkslied in den Mittelpunkt zu stellen – nicht die großen Komponisten, die der »rassisches inhomogenen Oberschicht entstammten und bei denen eine ausgeprägte Personalstilistik zu viele Sonderfälle schaffe.⁸²² Angesichts der methodischen Schwierigkeiten formulierten die geschickteren Musikwissenschaftler ihre Überlegungen als Forschungsdesiderate, deren Ergebnisse erst in einer unbestimmten Zukunft erwartet werden könnten. Blume mahnte umfassende Grundlagenarbeit an; das Material müsse erst gesichtet und geordnet werden, damit man herausfinden könne, auf welchen Gebieten man zu überzeugenden Ergebnissen gelangen könne.⁸²³ Auch ihm schien es, das »große Kunstwerk« solle man dabei vorerst unberücksichtigt lassen, es sei »zu stark überschichtet und überlagert, zu sehr vermischt aus rassischen, völkischen, nationalen, religiösen, kulturellen, sozialen und spezifischen musikalischen Verursachungen heraus«.⁸²⁴ Aus der Perspektive der Rassenforscher monierte Eichenauer daher noch 1942 ungeduldig, man habe, nachdem viele Musikwissenschaftler jahrelang, »eine Fragestellung, die in den Worten ›Musik und Rasse zum Ausdruck kam«, ignoriert hatten, nun endlich begonnen sich damit zu befassten. Noch immer laufe mancher aber Gefahr, »vor lauter Fragen der Arbeitsweise gar nicht zur Betrachtung der musikalischen Tatsachen selbst und zu ihrer rassenkundlichen Aufhellung vorzustoßen«.⁸²⁵

⁸²¹ Bose, »Musik und Rasse«, S. 177.

⁸²² Moser, *Musiklexikon* (1943), S. 732.

⁸²³ Blume, *Rasseproblem*, S. 36.

⁸²⁴ Ebd., S. 41.

⁸²⁵ Eichenauer, »Übersichtsbericht«, S. 146.

Epilog

Die selbst Verstrickten entwarfen später das Narrativ, die nationalsozialistische Rassenideologie habe die akademische Musikwissenschaft allenfalls an der Peripherie erreicht. Nicht die historische Musikwissenschaft und ihre hochrangigen Vertreter hätten sich ihrer bedient, sondern allenfalls mediokre Gestalten aus der Musikpublizistik und -pädagogik sowie aus Randbereichen wie der Volksliedforschung seien betroffen gewesen.⁸²⁶ Friedrich Blume war es in der interdisziplinären Festschrift *Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe. Dem Führer und Reichskanzler [...] zu seinem 50. Geburtstag* (1939) zugefallen, die Aufgaben einer nationalsozialistischen Musikwissenschaft zu skizzieren.⁸²⁷ Dennoch spielte gerade er 1948 die Beteiligung des Fachs herunter und schob die Verantwortung für die Verflechtungen mit dem Regime den »durch nichts qualifizierte[n], aufdringliche[n] Gestalten« zu, die an Stelle der nach 1933 emigrierten Wissenschaftler getreten seien und die man im Ausland fälschlicherweise für Repräsentanten der ›neuen‹ deutschen Musikwissenschaft gehalten habe.⁸²⁸ Zutreffend daran ist, dass Richard Eichenauer, der den Diskurs anfangs prägte, kein Musikwissenschaftler war. Nach 1933, und spätestens nach den Düsseldorfer Reichsmusiktagen 1938, auf dessen musikwissenschaftlicher Begleitung zahlreiche Fachvertreter referiert hatten, setzte jedoch eine breite Annäherung ein, der sich nur wenige völlig entzogen. Dabei fiel teils scharfe Kritik an den Pionierarbeiten, in die selbst Fanatiker wie Alfred Lorenz oder Herbert Gerigk einstimmten, sodass sie nicht als Aufbegehren gegen den Nationalsozialismus, sondern als Aufruf zur Professionalisierung des Bereichs zu verstehen ist. So lange Grundannahmen wie die Ungleichheit der »Rassen« nicht infrage gestellt wurden, gab es selbst in der nationalsozialistischen Wissenschaft gewisse Freiräume. Der Historiker Hans-Walter Schmuhl weist darauf hin, dass es selbst im politisch ungleich wichtigeren biologisch-medizinischen Bereich häufig zu Konflikten zwischen den Vertretern widersprechender Konzepte kam. Die nationalsozialistische Wissenschaftspolitik, in der man sich selbst über geeignete Methoden nicht einig war, habe der Forschung keineswegs einen ideologisch vorgeformten Rassenbegriff aufgezwungen, sondern »einen bemerkenswert weiten Freiraum für kontroverse Diskussionen« gelassen; ein einheitliches Rassenkonzept habe es weder vor noch nach 1933 gegeben.⁸²⁹

⁸²⁶ John, »Deutsche Musikwissenschaft«, S. 277.

⁸²⁷ Blume, »Deutsche Musikwissenschaft«, S. 16–18.

⁸²⁸ Blume, »Bilanz der Musikforschung«, S. 3.

⁸²⁹ Schmuhl, *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie*, S. 22–24.

Die Tiefe des argumentativen Beitrags von Musikwissenschaftlern zur Stützung des Nationalsozialismus gestaltete sich höchst unterschiedlich. Die Bandbreite reichte von Texten, die die nationalsozialistische Politik plump affirmierten, bis zu sachlich gehaltenen Beiträgen, die sich dem Zusammenhang von Mensch und Musik aus der Perspektive einer auf Abstammungsgemeinschaften ausgerichteten musikalischen Anthropologie widmeten. Ein vorläufiges Resümee der namhaftesten Vertreter fällt unübersichtlich aus: Blume und Hans Engel erscheinen als vom Karrieredenken bestimmt; sie wandten sich dem Thema zu, als es dem beruflichen Fortkommen zuträglich war. Dabei vermieden sie antisemitische Einlassungen und wussten sich geschickt und eigenständig der Forschungsliteratur zu bedienen – und an Blumes *Rasseproblem* kam niemand vorbei, der sich nach 1939 mit dem Thema befasste. Als Überzeugte erscheinen Fritz Bose und Wilhelm Heinitz, die naturwissenschaftliche Ansätze präsentierten, sich damit aber nicht durchsetzen konnten. Bose hatte seine Begeisterung für das Thema bereits 1933 zum Ausdruck gebracht, als es in der Musikwissenschaft noch kaum jemanden interessierte. Heinitz vertrat seine Ideen über 1945 hinaus, auch um den Preis, von der Kollegenschaft dafür scharf angriffen zu werden. Werner Korte forderte im nationalsozialistischen Sinne eine radikale Neuausrichtung der Musikwissenschaft, die sich von der Philologie abzuwenden habe, kam aber über vage Ansätze nicht hinaus. Die methodisch weniger originellen, teils antisemitischen Texte von Ernst Bücken und Rudolf Gerber interpretierten die Musikgeschichte aus der Perspektive eines nationalsozialistischen Geschichtsbilds, aber die rassen-theoretische Durchdringung blieb oberflächlich. Hans Joachim Moser und Joseph Müller-Blattau arbeiteten dem Regime in starkem Maße zu, aber bei aller Übereinstimmung mit der Idee germanisch-nordischer Superiorität folgten sie in ihren Texten älteren völkischen Mustern, während der »Rasse« im Sinne der neueren Theorien nur untergeordnete Bedeutung zukam. Karl Gustav Fellerer und Walter Wiora forschten in Bereichen, die sich gut an den aktuellen Diskurs anbinden ließen, was sie durch die Wahl geeigneter inhaltlicher Akzente zur wissenschaftlichen Profilierung nutzen. Kurt Huber und Marius Schneider äußerten sich sachlich aus musikethnologischem Blickwinkel zu Methodenfragen. Heinrich Besseler bekannte sich immer wieder zum Nationalsozialismus und hatte Affinitäten zu der auf übergeordnete Wesensmerkmale ausgerichteten Perspektive. Vom einschlägigen musikwissenschaftlichen Diskurs hielt er sich dennoch abseits, da er Vorbehalte gegenüber den Vorgehensweisen und wohl auch gegenüber einigen Beteiligten hatte.

Die personellen Kontinuitäten nach Kriegsende sind größtenteils seit Langem bekannt. Als nicht mehr tragbar galten Karl Blessinger, der Autor antisemitischer Hetzschriften war, Gotthold Frotscher, der Funktionen wie die des Ortsgruppenleiters ausgefüllt hatte, und Alfred Quellmalz, der sich im unmittelbaren Umfeld Heinrich Himmlers bewegte; Wilhelm Ehmann und Werner Danckert verloren ihre Professuren in Österreich, Ernst Bücken wurde in den Ruhestand versetzt. Das Gros

derjenigen, die das Fach in der Zeit des Nationalsozialismus vertreten hatten, blieb: Heinitz wurde 1948 pensioniert, Gerber starb 1957 noch in Ausübung des Göttinger Ordinariats, Blume wurde 1958 emeritiert, Fellerer 1970 und Korte 1973. Durch die Schließung der Reichsuniversitäten Posen und Straßburg sowie der Universität Königsberg gingen Institute verloren, aber die davon betroffenen Professoren konnten vergleichbare Positionen übernehmen: Walther Vetter in Ost-Berlin, Joseph Müller-Blattau in Saarbrücken und Hans Engel in Marburg; Wiora kehrte ans Volksliedarchiv zurück und wurde später Blumes Nachfolger in Kiel, dann von Müller-Blattau an der Universität des Saarlands. Der 1945 in Heidelberg entlassene Besseler wurde 1949 nach Jena berufen und wechselte 1957 nach Leipzig, Moser übernahm 1950 die Leitung des Städtischen Konservatoriums in Berlin, Bose ab 1953 Leitungsfunktionen im Institut für Musikforschung in Berlin. Im Ausland wurden die Kontinuitäten mitunter als problematisch empfunden und Alfred Einstein ärgerte sich im Exil besonders über die Rehabilitation von Blume, Engel und Müller-Blattau.⁸³⁰ Er war nicht zur Rückkehr bereit, wie die meisten Emigranten, von denen einige an amerikanischen Eliteuniversitäten untergekommen waren. Angesichts der weiter bestehenden alten Netzwerke wäre es nicht einfach gewesen, eine Stelle an einer deutschen Universität zu bekommen. In den Nachkriegsjahren machte Ernst Fritz Schmid, der als außerordentlicher Professor und Universitätsmusikdirektor in Tübingen gelehrt hatte und von den Nationalsozialisten aus dem Amt gedrängt worden war, die Erfahrung, dass dies keineswegs zu seinem Vorteil ausgelegt wurde.⁸³¹ In München übernahm der aus Griechenland stammende Thrasybulos Georgiades die Leitung des Instituts, an dem er 1935 von Rudolf von Ficker, einem der wenigen namhaften Musikwissenschaftler, die eine Distanz zum Nationalsozialismus bewahrt hatten, promoviert worden war. Der mitunter belächelte Sonderweg seiner Schule erklärt sich nicht zuletzt durch das Bestreben, einen gewissen Abstand zu der durch personelle Kontinuitäten geprägten deutschen Musikwissenschaft der Nachkriegszeit zu halten, weshalb Georgiades anfangs auch nicht der Gesellschaft für Musikforschung beitrat. Außenstehende gelangten eher in neu geschaffene Strukturen als in die vorhandenen Zirkel; so baute Kurt Blaukopf, der 1938 emigriert war, nach dem Krieg an der Wiener Musikhochschule den Bereich der Musiksoziologie auf. Hans Heinz Stuckenschmidt, der 1934 wegen seines musikpublizistischen Einsatzes für die Moderne mit Schreibverbot belegt worden war, wurde auf das neu eingerichtete Ordinariat an der TU Berlin berufen.

⁸³⁰ Pamela Potter, »Deutsche Musikwissenschaft im Nationalsozialismus aus amerikanischer Sicht«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 89–97, hier S. 92.

⁸³¹ Manfred Hermann Schmid, »Vivat Musika et urbs Monacensis scilicet Bavariae!« Ernst Fritz Schmid in Bayern», in: *Musik in Bayern* 68 (2004), S. 139–146, hier S. 141f.

Stichproben zeigen, dass nicht alle der für den Musikkurs im Nationalsozialismus zentralen Annahmen nach 1945 schlagartig aus den Texten verschwanden. Als kosmetische Maßnahme erscheint in Mosers Neuauflage des *Lehrbuchs der Musikgeschichte* (1959) die seinen Angaben zufolge »endlich möglich«⁸³² gewordene Einfügung von Abschnitten über Felix Mendelssohn Bartholdy, Gustav Mahler und anderen. Aber noch immer steht die deutsche Musik im Mittelpunkt und die altgermanische Musik markiert den Anfang von Musikgeschichte. Lehrbücher wie die *Musikkunde für die Oberstufe höherer Schulen* (1955) des Musikpädagogen Michael Alt erweisen sich weiterhin als durchdrungen von den hier behandelten Ideologemen. Auch hier wird die altgermanische Musik eingehend behandelt, hohe Wertschätzung erfährt das Volkslied als das »vom Volk als Gemeingut empfundene und behandelte ‚volksläufige‘ Lied, das ‚Ausdruck heiler Menschen‘ ist«, und hygienische Kategorien scheinen auf, um das »Absinken« des Volkslieds während des »volksfremden« Humanismus und höfischer Adelskultur zu kommentieren; heute erfasse »seuchenartig« der Schlager die breite Masse.⁸³³ Die stärkste Wirkung entfaltete die musikwissenschaftliche Rassenforschung aber vielleicht dadurch, dass die folgende Generation begann, Forschungsfragen zu vermeiden, die aus der Zeit des Nationalsozialismus kontaminiert waren. Die Diskreditierung der hier behandelten Forschungsbereiche lässt sich in Verbindung setzen zu den neuen Schwerpunkten der deutschen Musikwissenschaft, die zwar noch lange auf die deutsche Musik fixiert blieb, sich aber von den vor 1945 behandelten Themen deutlich abzusetzen versuchte. Die Öffnung zur Neuen Musik war überfällig, aber zugleich war diese in mehrfacher Hinsicht ideologisch unbelastet: Sie war nicht nur stilistisch weit entfernt von der Musik, die im Nationalsozialismus propagiert worden war, sondern auch von der älteren Musikwissenschaft fast vollständig vermieden worden. Als für das Fachverständnis noch weitreichender erscheint die radikale Verengung auf die Kompositionsgeschichte und die musikalische Analyse, durch die man Forschungsbereiche, die politisch instrumentalisierbar wären, nun einfach ausblendete.⁸³⁴

⁸³² Hans Joachim Moser, *Lehrbuch der Musikgeschichte*, Berlin und Wunsiedel 1959 S. IX.

⁸³³ Michael Alt, *Musikkunde für die Oberstufe höherer Schulen*, Düsseldorf 1955, S. 27.

⁸³⁴ Michael Walter, »Thesen zur Auswirkung der dreißiger Jahre auf die bundesdeutsche Nachkriegs-Musikwissenschaft«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 489–509, hier S. 492–495.

Anhang

Literaturverzeichnis

- Abert, Hermann: »Zu Beethovens Persönlichkeit und Kunst«, in: *Jahrbuch der Musikbibliothek Peters* 32 (1925), S. 9–24
- [Anonym], »Die Brust aufgeschlitzt«, in: *Der Spiegel* vom 27. Juli 1950, S. 36–37
- Adler, Guido: *Handbuch der Musikgeschichte*, Berlin ²1930
- Aitken, Robbie; Rosenhaft, Eve: *Black Germany. The Making and Unmaking of a Diaspora Community, 1884–1960*, Cambrigde 2013, S. 64, 146.
- Albert, Richard M.: »Die Germanen und die Musik«, in: *Die Sonne. Volksdeutsche Wochenschrift* 1 (1924), S. 17–20
- Algermissen, Konrad: »Christentum und Germanentum«, in: *Theologie und Glaube. Zeitschrift für den katholischen Klerus* 26 (1934), S. 302–330
- Alt, Michael: *Deutsche Art in der Musik*, Leipzig 1936
- Alt, Michael: *Musikkunde für die Oberstufe höherer Schulen*, Düsseldorf 1955
- Altenmüller, Eckart: »Hirnphysiologische Korrelate musikalischer Begabung: Gibt es eine ‚Haydn-Windung?‘«, in: *Begabungsförderung und Begabungsforschung in der Musik*, hg. von Heiner Gembbris, Berlin 2010, S. 81–97
- Ambros, August Wilhelm: *Geschichte der Musik*, Band 2, Leipzig ²1880
- Archenholz, Johann Wilhelm von: »Bemerkungen über die Sittenveränderungen in Europa«, in: *Berlinische Monatsschrift* 15 (1790), S. 66–71
- Balme, Christopher: »Werktreue. Aufstieg und Niedergang eines fundamentalistischen Begriffs«, in: *Regietheater! Wie sich über Inszenierungen streiten lässt*, hg. von Ortrud Gutjahr, Würzburg 2008, S. 43–50
- Baser, Friedrich: »Richard Wagner als Künster der arischen Welt«, in: *Die Musik* XXVI / 2 (Dezember 1933), S. 85–90
- Baser, Friedrich: »Hector Berlioz und die germanische Seele«, in: *Die Musik* XXVI / 4 (Januar 1934), S. 259–263
- Baser, Friedrich: »Musik zwischen den Rassen und Völkern«, in: *Die Musik* XXVIII / 6 (März 1936), S. 407–412
- Baur, Erwin; Fischer, Eugen; Lenz, Fritz: *Grundriß der menschlichen Erblehre und Rassenhygiene*, München 1931
- Behn, Friedrich: »Die musikwissenschaftliche Bedeutung der Luren von Daberkow«, in: *Prähistorische Zeitschrift* 7 (1915), S. 177–179

- Bekker, Paul: »Die Bedeutung der Musik für die künstlerische Körperschulung«, in: *Künstlerische Körperschulung*, hg. von Ludwig Pallat und Franz Hilker, Breslau 1923, S. 81–93
- Bekker, Paul: »Musik und Rasse« [Rezension], in: *Pariser Tageblatt* 2 (1934), Nr. 69 (19. Februar 1934), S. 4
- Berl, Heinrich: *Das Judentum in der Musik*, Berlin und Leipzig 1926
- Bermbach, Udo: *Richard Wagner in Deutschland. Rezeption – Verfälschungen*, Stuttgart und Weimar 2011
- Bermbach, Udo: *Houston Stewart Chamberlain. Wagners Schwiegersohn – Hitlers Vordenker*, Stuttgart und Weimar 2015
- Besier, Gerhard: *Die Mittwochs-Gesellschaft im Kaiserreich. Protokolle aus dem geistigen Deutschland 1863–1919*, Berlin 1990
- Besser, Max: *Die Juden in der modernen Rassentheorie*, Köln und Leipzig 1911
- Besseler, Heinrich: *Die Musik des Mittelalters und der Renaissance*, Potsdam 1931
- Betzinger, Willi: »Zeugnisse frühgermanischen Musik-Sonnenkults«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938 / 39), S. 375–379
- Bieber, Theobald: *Geschichte der Germanenforschung. Dritter Teil (Von 1870 bis zur Gegenwart): Heimat der Germanen und Indogermanen. Germania des Tacitus*, Leipzig 1925
- Biehahn, Erich: »Blondheit und Blondheitskult in der deutschen Literatur«, in: *Archiv für Kulturgeschichte* 46 (1964), S. 309–333
- Blaukopf, Kurt: »Musikwissenschaft und Rassentheorie« [1939], in: *Unterwegs zur Musiksoziologie. Auf der Suche nach Heimat und Standort*, hg. von Kurt Blaukopf und kommentiert von Reinhard Müller, Graz und Wien 1998, S. 89–96
- Bleibinger, Bernhard: »Mythos Marius Schneider. Agent im Dienste der Musikwissenschaft, Handlanger der Nationalsozialisten oder verfolgter Emigrant«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 329–358
- Bleibinger, Bernhard: *Marius Schneider und der Simbolismo: Ensayo musicológico y etnológico sobre un buscador de símbolos*, München 2005
- Blessinger, Karl: »Rassenforschung und rassische Erkenntnis auf dem Gebiete der Musik«, in: *Ziel und Weg. Zeitschrift des Nationalsozialistischen Deutschen Ärzte-Bunds* 8 (1938), Heft 24, S. 673–679
- Blessinger, Karl: *Mendelssohn, Meyerbeer, Mahler. 3 Kapitel Judentum in der Musik als Schlüssel zur Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts*, Berlin 1938
- Blessinger, Karl: »Der Weg zur Einheit der deutschen Musik«, in: *Deutschlands Erneuerung* 25 (1941), Heft 2, S. 75–84
- Blessinger, Karl: *Judentum und Musik. Ein Beitrag zur Kultur- und Rassenpolitik*, Berlin 1944

- Blume, Friedrich: »Musik und Rasse. Grundfragen einer musikalischen Rassenforschung«, in: *Die Musik* XXX / 11 (August 1938), S. 736–748
- Blume, Friedrich: »Deutsche Musikwissenschaft«, in: *Deutsche Wissenschaft. Arbeit und Aufgabe. Dem Führer und Reichskanzler [...] zu seinem 50. Geburtstag [...]*, hg. von Bernhard Rust, Leipzig 1939, S. 16–18
- Blume, Friedrich: *Das Rasseproblem in der Musik – Entwurf zu einer Methodologie musikwissenschaftlicher Rassenforschung*, Wolfenbüttel 1939
- Blume, Friedrich: »Bilanz der Musikforschung«, in: *Die Musikforschung* 1 (1948), S. 3–18
- Blume, Gustav: *Rasse oder Menschheit? Eine Auseinandersetzung mit der nationalsozialistischen Rassenlehre*, Dresden 1948
- Boas, Franz: *Rasse und Kultur*, Jena 1932
- Bobbio, Norberto: *Rechts und Links. Gründe und Bedeutungen einer politischen Unterscheidung*, Berlin 1994
- Boetticher, Wolfgang: »Volkskunde und Musikwissenschaft. Zur Erkenntnis von Rasse und Volkstum in der Musik«, in: *Musik im Volk. Grundfragen der Musikerziehung*, hg. von Wolfgang Stumme, Berlin 1939, S. 227–228
- Bollmus, Reinhard: *Das Amt Rosenberg und seine Gegner. Studien zum Machtkampf im nationalsozialistischen Herrschaftssystem*, Stuttgart 1970
- Bose, Fritz: »Musik und Rasse. Zur Methodik einer musikalischen Rassenkunde«, in: *Deutsche Tonkünstler-Zeitung* 31 (1933), Heft 11, S. 177
- Bose, Fritz: »Neue Aufgaben der vergleichenden Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 16 (1934), S. 229–231
- Bose, Fritz: »Klangstile als Rassenmerkmale (I. Teil)«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen* 14 (1943), S. 78–97
- Bose, Fritz: »Klangstile als Rassenmerkmale (II. Teil)«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen* 15 (1944), S. 208–224
- Breuer, Stefan: *Ordnungen der Ungleichheit – die deutsche Rechte im Widerstreit ihrer Ideen 1871–1945*, Darmstadt 2001
- Broches, Raphael: *Die Korrelation von Musik und Bewegung und das Problem der geigerischen Nachgestaltung*, Diss. Uni. Hamburg 1938
- Broholm, Hans Christian; Larsen, William P.; Skjerne, Gotfred: *The Lures of the Bronze Age: An Archaeological, Technical and Musicological Investigation*, Kopenhagen 1949
- Broyles, Michael: *Beethoven in America*, Bloomington 2011
- Bruckbauer, Maria: »... und sei es gegen eine Welt von Feinden!« Kurt Hubers Volksliedersammlung und -pflege in Bayern, München 1991
- Büchler, Jörg; Schipperges, Thomas (Hg.): *Heinrich Besseler und Jacques Handschin. Briefe 1925 bis 1954. Kommentierte Ausgabe*, München 2020

- Bücken, Ernst: *Geist und Form im musikalischen Kunstwerk*, Wildpark-Potsdam 1929
- Bücken, Ernst: »Die Bedeutung von Stammestum und Landschaft in der deutschen Musik des 18. und 19. Jahrhunderts«, in: *Die Musik* XXVII / 2 (November 1934), S. 161–166
- Bücken, Ernst: *Musik aus deutscher Zeit*, Köln 1934
- Bücken, Ernst: *Musik der Nationen*, Leipzig 1937
- Bücken, Ernst: *Musik der Deutschen*, Köln 1941
- Capelle, Wilhelm: *Die Germanen im Frühlicht der Geschichte*, Leipzig 1928
- Carron, Paul: *Jón Leifs (1899–1968)*, Brou-sur-Chantereine 1999
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca und Francesco: *Chi siamo. La storia della diversità umana*, Mailand 1993 [deutsch als *Verschieden und doch gleich. Ein Genetiker entzieht dem Rassismus die Grundlage*, München 1994]
- Cavalli-Sforza, Luigi Luca: *Gènes, peuples et langues*, Paris 1996 [deutsch als *Gene, Völker und Sprachen. Die biologischen Grundlagen unserer Zivilisation*, München 1999]
- Chamberlain, Houston S.: *Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts*, München 1899
- Clauß, Ludwig Ferdinand: »Der germanische Mensch. Ein rassenseelenkundlicher Streifzug«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 1, S. 2–20
- Clauß, Ludwig Ferdinand: *Rasse und Seele. Eine Einführung in den Sinn der leiblichen Gestalt*, Berlin ³1938
- Custodis, Michael: »Friedrich Blumes Entnazifizierungsverfahren«, in: *Die Musikforschung* 65 (2012), S. 1–24
- Custodis, Michael: »Kontinuität und Loyalität. Freys Wissenschaftsnetzwerk«, in *Herman-Walther Frey: Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und die Folgen*, hg. von Michael CustodisMünster und New York 2014, S. 29–42
- Custodis, Michael: *Rudolf Gerber und die Anfänge der Gluck-Gesamtausgabe*, Mainz und Stuttgart 2015
- Dahm, Annkathrin: *Der Topos der Juden. Studien zur Geschichte des Antisemitismus im deutschsprachigen Musikschrifttum*, Göttingen 2007
- Daim, Paul: *Der Mann, der Hitler die Ideen gab. Jörg Lanz von Liebenfels*, München 1958
- Darré, R. Walter: *Neuadel aus Blut und Boden*, München 1930
- Der Volks-Brockhaus. Deutsches Sach- und Sprachwörterbuch für Schule und Haus*, Leipzig ⁸1939
- Dikötter, Frank: »Wie und warum wurde ›Rasse‹ zu einem globalen Begriff?«, in: *Das Phantom »Rasse«. Zur Geschichte und Wirkungsmacht von Rassismus*, hg. von Naika Foroutan u. a., Wien u. a. 2018, S. 131–147

- Duckart, Joachim: »Grundsätzliches zur nationalsozialistischen Rassenpolitik«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 7–21
- Dümpling, Albrecht (Hg.): *Das verdächtige Saxophon. »Entartete Musik« im NS-Staat: Dokumentation und Kommentar*, Regensburg 2015
- Eckermann, Johann Peter: *Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. 1823–1832*, Band 2, Leipzig 1837
- Ehmann, Wilhelm: »Die Liederstunde des Volkes«, in: *Deutsche Musikkultur* 1 (1936 / 37), S. 74–83
- Ehmann, Wilhelm: »Zu unserem Bach-Bild«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 43
- Ehrenfels, Christian von: »Wagner und seine neuen Apostaten«, in: *Der Auftakt* 10 (1931), S. 5–12
- Eichenauer, Richard: »Musik und Rasse«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 6 (1929), S. 97–104
- Eichenauer, Richard: *Musik und Rasse*, München 1932
- Eichenauer, Richard: »Die dinarische Rasse in der Tonkunst«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 3, S. 116–123; Heft 9, S. 360–362
- Eichenauer, Richard: *Die Rasse als Lebensgesetz in Geschichte und Gesittung. Wegweiser für die deutsche Jugend*, Leipzig und Berlin 1934
- Eichenauer, Richard: »Nordische Wesenszüge der Bachschen Kunst«, in: *Musik und Volk* 3 (1935 / 36), S. 13–17
- Eichenauer, Richard: *Musik und Rasse*, München 2 1937
- Eichenauer, Richard: *Polyphonie – die ewige Sprache deutscher Seele*, Wolfenbüttel und Berlin 1938
- Eichenauer, Richard: »Über die Grundsätze rassenkundlicher Musikbetrachtung«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 22–47
- Eichenauer, Richard: »Musik« [Sammelrezension], in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 6 (1939), S. 298–303
- Eichenauer, Richard: »Wo steht die rassenkundliche Musikforschung? Ein Übersichtsbericht«, in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 9 (1942), Heft 4, S. 145–152; 10 (1943), Heft 2, S. 108–116
- Einstein, Alfred: »Nachruf Oskar Fleischer«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 15 (1932 / 33), S. 209
- Engel, Hans: »Klaviermusik aus nordischen Ländern«, in: *Nordische Rundschau. Vierteljahrsschrift herausgegeben von den Auslandsstudien der Universität Greifswald* 6 (1933), Heft 3, S. 93–115
- Engel, Hans: »Franz Liszt – Deutscher!«, in: *Deutsche Musikkultur* 1 (1936 / 37), S. 103–104

- Engel, Hans: »Das Deutsche in der Musik«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938), S. 185–203
- Engel, Hans: »Musik, Stamm und Landschaft. Eine musikgeographische Skizze«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 57–65
- Engel, Hans: »Die Bedeutung Konstitutions- und psychologischer Typologien für die Musikwissenschaft«, in: *Archiv für Musikforschung* 7 (1942), S. 129–153
- Engel, Hans: *Deutschland und Italien in ihren musikgeschichtlichen Beziehungen*, Regensburg 1944
- Engel, Hans: »Vom Sinn und Wesen der Musik in Werken und Deutung der Gegenwart«, *Kongress-Bericht des 4. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Musikwissenschaft. Basel 29. Juni bis 3. Juli 1949*, Basel 1949, S. 96–103
- Etzemüller, Thomas: »Ich sehe das, was Du nicht siehst. Zu den theoretischen Grundlagen geschichtswissenschaftlicher Arbeit«, in: *Neue Zugänge zur Geschichte der Geschichtswissenschaft*, hg. von Jan Eckel und Thomas Etzemüller, Göttingen 2007, S. 27–68
- Etzemüller, Thomas: *Auf der Suche nach dem Nordischen Menschen. Die deutsche Rassenanthropologie in der modernen Welt*, Bielefeld 2015
- Eugène, Éric: *Wagner et Gobineau. Existe-t-il un racisme wagnérien?*, Paris 1998
- Fahlbusch, Michael u. a. (Hg.): *Handbuch der Völkischen Wissenschaften. Akteure, Netzwerke, Forschungsprogramme*, München und Wien 2017
- Falter, Jürgen W.: *Hitlers Parteigenossen. Die Mitglieder der NSDAP 1919–1945*, Frankfurt am Main 2020
- Fehr, Hubert; Rummel, Philipp von: *Die Völkerwanderung*, Stuttgart 2011
- Fellerer, Karl Gustav: »Liberalismus und Antiliberalismus im Musikleben«, in: *Schweizerische Rundschau* 33 (1933), S. 540–551
- Fellerer, Karl Gustav: »Musik und Volkstum«, in: *Zeitschrift für Musik* 100 (1933), S. 819–821
- Fellerer, Karl Gustav: *Der gregorianische Choral im Wandel der Jahrhunderte*, Regensburg 1936
- Fellerer, Karl Gustav: »Deutsches Musikempfinden und Gregorianischer Choral im Mittelalter«, in: *Historisches Jahrbuch* 57 (1937), S. 16–30
- Fellerer, Karl Gustav: *Geschichte der katholischen Kirchenmusik*, Düsseldorf 1939
- Fellerer, Karl Gustav: »Germanisches Erbe in der mittelalterlichen Musik Nordfrankreichs«, in: *Die Musik* 32 / 2 (1940), S. 289–292
- Fellerer, Karl Gustav: *Deutsche Gregorianik im Frankenreich*, Regensburg 1941
- Ficker, Rudolf von: »Formprobleme der mittelalterlichen Musik«, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 7 (1924 / 1925), S. 195–213
- Fink, Gottfried Wilhelm: »Deutschland – deutsche Musik«, in: *Encyclopädie der gesammten musikalischen Wissenschaften oder Universal-Lexikon der Tonkunst*, hg. von Gustav Schilling, Stuttgart 1838, Band 6, S. 615–627

- Finscher, Ludwig: »Musikwissenschaft und Nationalsozialismus. Bemerkungen zum Stand der Diskussion«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 1–7
- Fischer, Eugen: *Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen*, Jena 1913
- Fleischer, Oskar: »Die Musikinstrumente des Altertumes und Mittelalters in germanischen Ländern«, in: *Der deutsche Instrumentenbau* vom 29. Dezember 1899, S. 99–102
- Fleischer, Oskar: »Ein Kapitel vergleichender Musikwissenschaft«, in: *SIMG 1* (1899), S. 1–53
- Fleischer, Oskar: *Zur Phonophotographie. Eine Abwehr*, Berlin 1904
- Fleischer, Oskar: »Die Entwicklung der germanischen Musik (mit Lichtbildern). Nach dem Bericht der Coblenzer Zeitung«, in: *Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte* 4 (1912), S. 23–26
- Fleischer, Oskar: *Vom Kriege gegen die deutsche Kultur. Ein Beitrag zur Selbsterkenntnis des deutschen Volkes*, Frankfurt am Main 1915
- Fleischer, Oskar: »Die vorgeschichtliche germanisch-griechische Kulturgemeinschaft«, in: *Mannus. Zeitschrift für Vorgeschichte* 14 (1922), S. 1–72
- Fleischer, Oskar: *Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und gregorianischen Gesang*, Frankfurt am Main 1923
- Fleischer, Oskar: »Vor- und frühgeschichtliche Urgründe des Volkslieds«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 3 (1926), S. 20–27
- Freytag, Gustav: *Bilder aus der deutschen Vergangenheit*, 4 Bände, Leipzig 1859–1867
- Friedrich, Fritz: *Studien über Gobineau. Kritik seiner Bedeutung für die Wissenschaft*, Leipzig 1906
- Gauch, Hermann: *Neue Grundlagen der Rassenforschung*, Leipzig 1933
- Geary, Patrick J.: *Europäische Völker im frühen Mittelalter. Zur Legende vom Werden der Nationen*, Frankfurt am Main 2002
- Gerber, Rudolf: »Die Aufgaben der Musikwissenschaft im Dritten Reich«, in: *Zeitschrift für Musik* 102 (1935), S. 497–501
- Gerber, Rudolf: »Die Musik der Ostmark. Eine Wesensschau aus ihrer Geschichte«, in: *Zeitschrift für deutsche Geisteswissenschaft* 1 (1939), Heft 1, S. 55–78
- Gerber, Rudolf: »Neue Beiträge zur Gluckschen Familiengeschichte«, in: *Archiv für Musikforschung* 6 (1941), S. 129–150
- Gerber, Rudolf: »Die deutsche Wesensform bei Händel und Gluck«, in: *Deutsche Musikkultur* 6 (1941 / 42), S. 107–117
- Gerhard, Anselm: »Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin«, in: *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin. Die akademische Musikforschung*

- zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung, hg. von Anselm Gerhard, Stuttgart und Weimar 2000, S. 1–30
- Gerhard, Anselm: »Musikwissenschaft«, in: *Die Rolle der Geisteswissenschaften im Dritten Reich 1933–1945*, hg. von Frank-Rutger Hausmann München 2002, S. 165–192
- Germann, Pascal: *Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz 1900–1970*, Göttingen 2016
- Geulen, Christian: *Wahlverwandte. Rassendiskurs und Nationalismus im späten 19. Jahrhundert*, Hamburg 2007
- Geulen, Christian: *Geschichte des Rassismus*, München 2007
- Gibbon, Edward: *Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Weltreichs*, Deutsche Ausgabe in einem Band von Johann Sporschil, Leipzig 1837
- Gies, Horst: *Richard Walter Darré. Der »Reichsbauernführer«, die nationalsozialistische »Blut und Boden«-Ideologie und Hitlers Machteroberung*, Wien u. a. 2019
- Gilles, Malcolm; Pear, David: »Percy Grainger and the American Nordicism«, in: *Western Music and Race*, hg. von Julie Brown, Cambridge 2007, S. 115–124
- Gobineau, Arthur de: *Essai sur l'inégalité des races humaines*, 4 Bände, Paris 1853–1855
- Gobineau, Arthur de: *Versuch über die Ungleichheit der Menschenrassen*, dt. von Ludwig Schemann, 4 Bände, Stuttgart 1900–1902
- Gould, Stephen Jay: *Der falsche vermessene Mensch*, Frankfurt am Main 1983 [Amerikanische Erstausgabe 1981]
- Gradenwitz, Peter: *Die althebräischen Gesänge und die frühe christliche Psalmodie*, Stuttgart 1983
- Graewell, Paul Harald: »Was heißt germanisch?«, in: *Bayreuther Blätter* 23 (1900), S. 122–131
- Grant, Madison: *Der Untergang der großen Rasse. Die Rassen als Grundlage der Geschichte Europas*, München 1925 [Amerikanische Erstausgabe 1916]
- Grünert, Heinz: *Gustaf Kossinna (1858–1931). Vom Germanisten zum Prähistoriker. Ein Wissenschaftler im Kaiserreich und in der Weimarer Republik*, Rahden / Westfalen 2002
- Grüttner, Michael; Kinas, Sven: »Die Vertreibung von Wissenschaftlern aus den deutschen Universitäten 1933–1945«, in: *Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte* 55 (2007), S. 123–186
- Grüttner, Michael: »Die deutschen Universitäten im Dritten Reich«, in: *Hermann-Walther Frey: Ministerialrat, Wissenschaftler, Netzwerker. NS-Hochschulpolitik und ihre Folgen*, hg. von Michael Custodis, Münster und New York 2014, S. 13–28
- Grunsky, Karl: »Das Nordische bei Richard Wagner«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für Nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 10 (1933), Heft 2, S. 57–62

- Grunsky, Karl: »Wünsche an die Rassenkunde«, in: *Bayreuther Blätter* 57 (1934), S. 192–200
- Gudewill, Kurt: *Das sprachliche Urbild bei Heinrich Schütz und seine Abwandlung nach textbestimmten und musikalischen Gestaltungsgrundsätzen in den Werken bis 1650*, Kassel 1936
- Gudewill, Kurt: »Nordmark: Schleswig-Holstein«, in: *Deutsche Musikkultur* 5 (1940 / 41), S. 116–118
- Gudewill, Kurt: »Das Lexikon der Juden in der Musik« [Rezension], in: *Deutsche Musikkultur* 5 (1940 / 41), S. 149
- Günnigmann, Manfred: *Werner Korte und die Musikwissenschaft an der Universität Münster 1932 bis 1973*, Münster 2015
- Günther, Hans F. K.: *Rasse und Stil*, München ²1926
- Günther, Hans F. K.: *Der nordische Gedanke unter den Deutschen*, München ²1927
- Günther, Hans F. K.: *Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache*, München ³1929
- Günther, Hans F. K.: *Rassenkunde des deutschen Volkes*, München ¹⁴1930
[Erstausgabe 1922]
- Günther, Hans F. K.: *Rassenkunde des jüdischen Volkes*, München 1930
- Günther, Siegfried: »Musikalische Begabung und Rassenforschung im Schrifttum der Gegenwart. Eine methodologische Untersuchung«, in: *Archiv für Musikforschung* 2 (1937), S. 308–339
- Günther, Siegfried: »Rassenseelenkundliche Beiträge zur musikalischen Stilforschung. I. Der musikalische Stil der westischen und der dinarischen Rasse«, in: *Archiv für Musikforschung* 3 (1938), S. 385–427
- Günther, Siegfried: Rezension von Richard Eichenauer, *Musik und Rasse* (1937), in: *Archiv für Musikforschung* 3 (1938), S. 373–374
- Günther, Siegfried: »Rassenseelenforschung und Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde* 9 (1939), S. 40–47
- Gurlitt, Willibald: »Der gegenwärtige Stand der deutschen Musikwissenschaft«, in: *Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte* 17 (1939), S. 1–82
- Haas, Gerlinde: »Die jeweils ersten und »... Lektorat nur auf Kriegsdauer«, in: *Musikwissenschaft als Kulturwissenschaft. Damals und heute. Internationales Symposium (1998) zum Jubiläum der Institutsgründung an der Universität Wien vor 100 Jahren*, hg. von Theophil Antonicek und Gernot Gruber, Tutzing 2005, S. 89–99
- Hahne, Hans: »Die Lure von Garstedt, Kreis Osterholz«, in: *Vorzeitfunde aus Niedersachsen, Teil A*, Hildesheim 1915ff., S. 41–49
- Haiser, Franz: *Die Krisis des Intellektualismus*, Hildburghausen 1912
- Haley, Alex: »Playboy Interview: Malcolm X«, in: *Playboy* (Mai 1963), S. 53–63

- Hamann, Brigitte: *Hitlers Wien. Lehrjahre eines Diktators*, München 1996
- Hammer, Wolfhard: *Leben und Werk des Arztes und Sozialanthropologen Ludwig Boltmann*, Diss. mschr. Uni v. Mainz 1979
- Hammerich, Angul: »Studien über die altnordischen Luren im Nationalmuseum zu Kopenhagen«, in: *Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft* 10 (1894), S. 1–32
- Hammerich, Angul: »Studien über Isländische Musik«, in: *Sammelbände der Internationalen Musikgesellschaft* 1 (1900), S. 341–371
- Hannemann, Carl: »Der Jazz als Kampfmittel des Judentums und des Amerikanismus«, in: *Musik in Jugend und Volk* (1943), S. 57–59
- Harrandt, Andrea: »Die Lehrtätigkeit von Egon Wellesz am Institut für Musikwissenschaft der Universität Wien«, in: *Wiener Musikgeschichte. Annäherungen – Analysen – Ausblicke. Festschrift für Hartmut Krones*, hg. von Julia Bungart u. a., Wien 2009, S. 611–624
- Harten, Hans-Christian; Neirich, Uwe; Schwerendt, Matthias: *Rassenhygiene als Erziehungsideologie des Dritten Reichs. Bio-bibliographisches Handbuch*, Berlin 2006
- Hartung, Günter: »Völkische Ideologie«, in: *Handbuch zur »Völkischen Bewegung« 1871–1918*, hg. von Uwe Puschner, Walter Schmitz und Justus H. Ulbricht, München 1999, S. 22–41
- Hartwich, Wolf-Daniel: *Deutsche Mythologie. Die Erfindung einer nationalen Kunstreligion*, Berlin und Wien 2000
- Haug, Andreas: »Noch einmal: Roms Gesang und die Gemeinschaften im Norden«, in: »*Nationes*«, »*Gentes*« und die Musik im Mittelalter, hg. von Frank Hentschel und Marie Winkelmüller, Berlin 2014, S. 103–145
- Haupts, Leo: *Die Universität zu Köln im Übergang vom Nationalsozialismus zur Bundesrepublik*, Köln u. a. 2007
- Hauser, Otto: *Genie und Rasse (Italien)*, Weimar 1922
- Hausmann, Frank-Rutger: *Die Geisteswissenschaften im »Dritten Reich«*, Frankfurt am Main 2011
- Heiden, Konrad: *Adolf Hitler. Das Zeitalter der Verantwortungslosigkeit. Eine Biographie*, Zürich 1936
- Hein, Annette: »Es ist viel ›Hitler‹ in Wagner«. Rassismus und antisemitische Deutschtumsideologie in den »*Bayreuther Blättern*« (1878–1938), Berlin 1996
- Hein, Bastian: *Elite für Volk und Führer? Die Allgemeine SS und ihre Mitglieder 1925–1945*, München 2012
- Heinitz, Wilhelm: *Neue Wege der Volksmusikforschung*, Hamburg 1937
- Heinitz, Wilhelm: »Anfang und erste Entfaltung der nordischen Musik«, in: *Die nordische Welt. Geschichte, Wesen und Bedeutung der nordischen Völker*, hg. von Hans Friedrich Blunck, Berlin 1937, S. 287–304

- Heinitz, Wilhelm: *Die Erforschung rassischer Merkmale in der Volksmusik*, Hamburg 1938
- Heinitz, Wilhelm: »Probleme des biologischen Stils in fränkischer Musik- und Klanggestaltung«, in: *Beiträge zur Runenkunde und nordischen Sprachwissenschaft*, hg. von Kurt Helmut Schlottig, Leipzig 1938, S. 119–133
- Heinitz, Wilhelm: »Musik des Nordens« oder »Nordische Musik«, in: *Hansische Hochschul-Zeitung* 20 (1939), Heft 10, S. 1–9
- Heinitz, Wilhelm: »Rassische Merkmale an afrikanischem Musikgut«, in: *Zeitschrift für Rassenkunde und die gesamte Forschung am Menschen* 12 (1941), S. 9–19
- Heinitz, Wilhelm: »Hamburg und die Vergleichende Musikwissenschaft«, in: *Bericht über den internationalen Musikwissenschaftlichen Kongress Hamburg 1956*, hg. von Walter Gerstenberg u. a., Kassel 1957, S. 109–111
- Hentges, Gudrun: »Die Erfindung der ›Rasse‹ um 1800 – Klima, Säfte und Phlogiston in der Rassentheorie Immanuel Kants«, in: *Colors 1800 / 1900 / 2000 – Signs of Ethnic Difference*, hg. von Birgit Tautz, Amsterdam und New York 2004, S. 47–66
- Hentschel, Frank: *Bürgerliche Ideologie und Musik. Politik der Musikgeschichtsschreibung in Deutschland 1776–1881*, Frankfurt am Main und New York 2006
- Henze-Döhring, Sabine: »Er lebte nur seiner Musik ...« – Hermann Stephani als Gründer des Marburger Musikwissenschaftlichen Seminars und Collegium musicum«, in: *Germanistik und Kunsthistorien im »Dritten Reich«. Marburger Entwicklungen 1920–1950*, hg. von Kai Köhler, Burghard Dedner und Waltraud Strickhausen, München 2005, S. 83–95
- Hering Torres, Max Sebastián: *Rassismus in der Vormoderne. Die »Reinheit des Blutes« im Spanien der Frühen Neuzeit*, Frankfurt am Main 2006
- Hertz, Friedrich: *Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien*, Leipzig 1915
- Hertz, Friedrich: *Hans Günther als Rassenforscher*, Berlin 1930
- Heschel, Suzannah: *The Aryan Jesus. Christian Theologians and the Bible in Nazi Germany*, Princeton 2008
- Hofmeister, Hermann: *Germanenkunde und nationale Bildung*, Braunschweig 1934
- Holmes, Peter: »The Scandinavian Bronze Lurs«, in: *Second Conference of the ICTM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 51–125
- Holmes, Peter; Stanbury, Nik: »Presentation and discussion of a project: The replication of late bronze-age lurs«, in: *Second Conference of the ICTM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 151–186

- Hornbostel, Erich von: »Phonographierte isländische Zwiegesänge«, in: *Deutsche Islandforschung* 1 (1930), S. 300–320
- Hossfeld, Uwe: »Kopf, Schädel und Rassenkunde«, in: *Schädelkult. Kopf und Schädel in der Kulturgeschichte des Menschen*, hg. von Alfried Wieczorek und Wilfried Rosendahl, Regensburg 2011, S. 309–317
- Huber, Kurt: »Wo stehen wir heute?«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 73–87
- Huber, Wolfgang: *Die Weiße Rose. Kurt Hubers letzte Tage*, München 2018
- Hucke, Helmut: »Zu einigen Problemen der Choralforschung«, in: *Die Musikforschung* 11 (1958), S. 385–414
- Hutten, Kurt: *Kulturbolschewismus. Eine deutsche Schicksalsfrage*, Stuttgart 1932
- Idelsohn, Abraham Zvi: *Hebräisch-orientalischer Melodienschatz. Band 1: Gesänge der jemenitischen Juden*, Leipzig 1914
- Jammers, Ewald: »Neue Bücher: Schriften zur Gregorianik«, in: *Archiv für Musikforschung* 7 (1942), S. 233–237
- John, Eckhard: »Der Mythos vom Deutschen in der deutschen Musik: Musikwissenschaft und Nationalsozialismus«, in: *Die Freiburger Universität in der Zeit des Nationalsozialismus*, hg. von Eckhard John u. a., Freiburg und Würzburg 1991, S. 163–190
- John, Eckhard: *Musik-Bolschewismus. Die Politisierung der Musik in Deutschland 1918–1945*, Stuttgart 1994
- John, Eckhard: »Deutsche Musikwissenschaft. Musikforschung im ›Dritten Reich«, in: *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin. Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung*, hg. von Anselm Gerhard, Stuttgart und Weimar 2000, S. 257–279
- John, Eckhard: »Zehn Thesen zur Musikforschung im NS-Staat«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 461–470
- Johner, Domenicus: *Wort und Ton im Choral. Ein Beitrag zur Ästhetik des gregorianischen Gesanges*, Leipzig 1940
- Jütte, Robert: *Leib und Leben im Judentum*, Berlin 2016
- Justin, Eva: *Lebensschicksale artfremd erzogener Zigeunerkindern und ihrer Nachkommen*, Diss. mschr. Berlin 1943
- Kailer, Thomas: *Die Vermessung des Verbrechers. Die Kriminalbiologische Untersuchung in Bayern*, Bielefeld 2011
- Karstädt, Georg: »Entwicklung und musikalische Bedeutung der altgermanischen Bronzeluren«, in: *Nationalsozialistische Monatshefte* 12 (1941), Heft 136, S. 596–604

- Kater, Michael: *Das »Ahnenerbe« der SS 1935–1945. Ein Beitrag zur Kulturpolitik des Dritten Reiches*, München ⁴2006
- Kattmann, Ulrich: »Warum und mit welcher Wirkung klassifizieren Wissenschaftler Menschen?«, in: *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften*, hg. von Heidrun Kaupen-Haas und Christian Saller, Frankfurt und New York 1999, S. 65–83
- Kautsky, Karl: *Rasse und Judentum*, Ergänzungshefte zur Neuen Zeit Nr. 20, Berlin und Stuttgart 1914
- Kempff, Wilhelm: *Unter dem Zimbelstern. Jugenderinnerungen eines Pianisten*, Laaber ²1978
- Kershaw, Ian: *Der Hitler-Mythos. Führerkult und Volksmeinung*, Stuttgart 1999
- Kinderman, William: »Das Institut für Musikwissenschaft in der NS-Zeit. Der Fall des Wagner-Forschers Alfred Lorenz«, <https://lmuwi.hypotheses.org/alfred-lorenz-2> (besucht am 8. Dezember 2017)
- Kipper, Rainer: *Der Germanenmythos im Deutschen Kaiserreich. Formen und Funktionen historischer Selbstthematisierung*, Göttingen 2002
- Klee, Ernst: *Das Kulturlexikon zum Dritten Reich. Wer war was vor und nach 1945*, Frankfurt am Main 2007
- Klee, Ernst: *Das Personenlexikon zum Dritten Reich*. Frankfurt am Main 2007
- Kleinschmidt, Harald: *Menschen in Bewegung. Inhalte und Ziele historischer Migrationsforschung*, Göttingen 2002
- Klemperer, Victor: *LTI. Notizbuch eines Philologen*, Stuttgart ²²2007 [Berlin 1947]
- Knüssmann, Rainer: *Vergleichende Biologie des Menschen. Lehrbuch der Anthropologie und Humangenetik*, Stuttgart 1980
- Köck, Julian: »Ludwig Schemann und die Gobineau-Vereinigung«, in: *Zeitschrift für Geschichtswissenschaft* 59 (2011), S. 723–741
- Köck, Julian: »Joseph Arthur de Gobineau – Rezeption in Deutschland und Umdeutung zum Propheten der völkischen Bewegung«, in: *Jahrbuch der Hambach-Gesellschaft* 19 (2011 / 2012), S. 117–135.
- Köck, Julian: »Die Geschichte hat immer Recht.« *Die Völkische Bewegung im Spiegel ihrer Geschichtsbilder*, Frankfurt am Main 2015
- Körndl, Franz: »Das ›germanische Tonsystem‹. Musikwissenschaft und Mittelalterforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 197–209
- Körndl, Franz: »Warum sich Himmler für den gregorianischen Choral interessierte«, in: *Aspekte historischer und systematischer Musikforschung. Zur Symphonie im 19. Jahrhundert, zu Fragen der Musiktheorie, der Wahrnehmung*

- von Musik und anderes*, hg. von Christoph-Hellmut Mahling und Kristina Pfarr, Mainz 2002, S. 339–347
- Kompisch, Kathrin: *Täterinnen. Frauen im Nationalsozialismus*, Köln und Weimar 2008
- Korte, Werner: »Die Aufgaben der Musikwissenschaft«, in: *Die Musik* 27 (1934 / 35), S. 338–344
- Korte, Werner: »Die Grundlagenkrise der deutschen Musikwissenschaft«, in: *Die Musik* 30 (1938), S. 668–674
- Kossinna, Gustaf: *Die Herkunft der Germanen. Zur Methode der Siedlungsarchäologie*, Würzburg 1911
- Kossinna, Gustaf: *Die deutsche Vorgeschichte, eine hervorragend nationale Wissenschaft*, Leipzig 1934 (Erstausgabe 1912)
- Krebs, Christopher B.: *Ein gefährliches Buch. Die Germania des Tacitus und die Erfindung des Deutschen*, München 2012
- Kretschmer, Ernst: *Körperbau und Charakter. Untersuchungen zum Konstitutionsproblem und zur Lehre von den Temperaturen*, Berlin 1921
- Kröner, Hans-Peter: *Von der Rassenhygiene zur Humangenetik. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik nach dem Kriege*, Stuttgart 1998
- Kroll, Oskar: »Die Musikinstrumente germanischer Vorzeit«, in: *Germanien. Blätter für Freunde germanischer Vorgeschichte* 2 (1930), S. 32–34, 89–94
- Kühl, Stefan: »Die soziale Konstruktion von Wissenschaftlichkeit und Unwissenschaftlichkeit in der internationalen eugenischen Bewegung«, in: *Wissenschaftlicher Rassismus. Analysen einer Kontinuität in den Human- und Naturwissenschaften*, hg. von Heidrun Kaupen-Haas und Christian Saller, Frankfurt am Main und New York 1999, S. 111–121
- Kühl, Stefan: *Die Internationale der Rassisten. Aufstieg und Niedergang der internationalen eugenischen Bewegung im 20. Jahrhundert*, Frankfurt am Main 2014
- Kühn, Walter: *Führung zur Musik. Voraussetzungen und Grundlagen einer einheitlichen völkischen Musikerziehung*, Lahr / Baden 1939
- Kuithan, Johann Wilhelm: *Die Germanen und Griechen, Eine Sprache, Ein Volk, eine auferweckte Geschichte*, Hamm 1822
- Lach, Robert: »Das Rassenproblem in der vergleichenden Musikwissenschaft«, in: *Berichte des Forschungsinstitutes für Osten und Orient* 3 (1923), S. 107–122
- Lanz von Liebenfels, Jörg: *Die Blonden als Musik-Schöpfer* (Ostara, 73), Wien-Mödling 1913
- Lapouge, Georges Vacher de: *L'Aryen. Son Rôle Social*, Paris 1899
- Lavater, Johann Caspar: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*, Bd. 1, Leipzig u. a. 1775

- Lehmann, Julius Friedrich: *Vierzig Jahre Dienst am Deutschtum 1890–1930*, München 1930
- Lehmann, Melanie: *Verleger J. F. Lehmann. Ein Leben für Deutschland*, München 1935
- Leifs, Jón: »Isländische Volksmusik und germanische Empfindungsart«, in: *Die Musik* XVI / 1 (1923), S. 43–52
- Leifs, Jón: »Nationalmusik und Germanentum«, in: *Deutsches Musikjahrbuch* 3 / 4 (1924 / 25), S. 11–21
- Leifs, Jón: »Das Nordische in der Musik«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 8 (1931), S. 433–438
- Leifs, Jón: »Nordisches in der Musik«, in: *Mitteilungen der Islandfreunde* XIX (1931 / 32), S. 70–73
- Leitmeir, Christian: »Ein ›Mann ohne Eigenschaften? – Theodor Kroyer als Ordinarius für Musikwissenschaft in Köln (1932–1938)«, in: *Musikwissenschaft im Rheinland um 1930*, hg. von Klaus Pietschmann und Robert von Zahn, Kassel 2012, S. 93–131
- Leutzsch, Martin: »Karrieren des arischen Jesus zwischen 1918 und 1945«, in: *Die völkisch-religiöse Bewegung im Nationalsozialismus. Eine Beziehungs- und Konfliktgeschichte*, hg. von Uwe Puschner und Clemens Vollnhals, Göttingen 2012, S. 195–217
- Levy, Simon: *Das Judentum in der Musik. Eine historisch-kritische Betrachtung*, Erfurt 1930
- Lilienthal, Georg: »Die jüdischen ›Rassenmerkmale‹ Zur Geschichte der Anthropologie der Juden«, in: *Medizinhistorisches Journal* 28 (1993), S. 173–198
- Linné, Carl von: *Systema Naturae. Sive Regna Tria Naturae Systematice Proposita Per Classes, Ordines, Genera Et Species*, Halle ³1740
- Lohff, Brigitte: »Das Buch als Tat in Deutschland Namen.« Die Medienpolitik des Verlegers Julius Friedrich Lehmann«, in: *Die »rechte Nation« und ihr Verleger. Politik und Popularisierung im J. F. Lehmanns Verlag 1890–1979*, hg. von Sigrid Stöckel, Berlin 2002, S. 241–258
- Longerich, Peter: *Heinrich Himmler. Biographie*, München 2008
- Lorenz, Alfred: »Richard Wagner, ein Meister des musikalischen Aufbaues«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für Nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 10 (1933), Heft 2, S. 63–69
- Lorenz, Alfred: *Der musikalische Aufbau von Richard Wagners »Parsifal«*, Berlin 1933
- Lorenz, Alfred: »Musikwissenschaft und Judenfrage«, in: *Die Musik* XXXI / 3 (1938 / 1939), S. 177–179
- Lorenz, Alfred: »Musikwissenschaft im Aufbau«, in: *Zeitschrift für Musik* 106 (1939), S. 367–370

- Lütteken, Laurenz: »Das Musikwerk im Spannungsfeld von ›Ausdruck‹ und ›Erleben‹: Heinrich Besslers musikhistoriographischer Ansatz«, in: *Musikwissenschaft – eine verspätete Disziplin. Die akademische Musikforschung zwischen Fortschrittsglauben und Modernitätsverweigerung*, hg. von Anselm Gerhard, Stuttgart und Weimar 2000, S. 213–232
- Lund, Allan A.: *Germanenideologie im Nationalsozialismus. Zur Rezeption der »Germania« des Tacitus im »Dritten Reich«*, Heidelberg 1995
- Lund, Cajsa S.: »The ›Phänomenal‹ Bronze Lurs: Data, Problems, Critical Discussion«, in: *Second Conference of the ICM Study Group on Music Archaeology, Volume II: The bronze Lurs*, hg. von Cajsa S. Lund, Stockholm 1986, S. 9–50
- Luschan, Felix von: *Völker, Rassen, Sprachen*, Berlin 1922
- Lutzhöft, Hans-Jürgen: *Der nordische Gedanke in Deutschland 1920–1940*, Stuttgart 1971
- Maerker, Bruno: »Gregorianischer Choral und Deutsches Volkslied – einander ergänzende Quellen unserer musikalischen Ur- und Frühgeschichte«, in: *Jahrbuch für Volksliedforschung* 7 (1941), S. 71–127
- Malkiewicz, Michael: »Personalentscheidungen an musikwissenschaftlichen Lehrstühlen nach 1945. Zur Bewertung von Publikationen am Beispiel von Karl Blessinger und Werner Korte«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 323–349
- Maron, Gottfried: »Luther und die ›Germanisierung des Christentums‹. Notizen zu einer fast vergessenen These«, in: *Zeitschrift für Kirchengeschichte* 93 (1983), S. 313–337
- Marx, Karl; Engels, Friedrich: *Werkausgabe*, hg. vom Institut für Marxismus-Leninismus des ZK der SED, Band 30, Berlin 1974
- Matter, Michael: *Niels W. Gade und der »nordische Ton«. Ein musikalischer Präzedenzfall*, Kassel 2015
- Matzke, Hermann: *Ueber deutschen Musikausdruck und deutsche Musikpflege*, Breslau 1933
- Matzke, Hermann: »Von den alten Luren. Betrachtungen anlässlich des Neubaus von Ventilluren«, in: *Zeitschrift für Instrumentenbau* 56 (1935 / 36), S. 150–152
- Matzke, Hermann: »Von der instrumentalen Leistung der germanisch-deutschen Musikbegabung«, in: *Zeitschrift für Instrumentenbau* 57 (1936 / 37), S. 213–214
- Meiners, Christoph: *Untersuchungen über die Verschiedenheiten der Menschennaturen*, 3 Bände, Tübingen 1811–1815
- Meischein, Burkhard: »Der erste musikwissenschaftliche Lehrstuhl Deutschlands. Vorgänge um die Nachfolge Arnold Scherings«, in: *Die Berliner Universität in der*

- NS-Zeit. Band II: *Fachbereiche und Fakultäten*, hg. von Rüdiger vom Bruch unter Mitarbeit von Rebecca Schaarschmidt, Stuttgart 2005, S. 165–178
- Meischein, Burkhard: »Gespenstische Varianten. Friedrich Blumes Projekt ›Das Rasseproblem in der Musik‹ und seine Fassungen«, in: »Vom Erkennen des Erkannten. *Musikalische Analyse und Editionsphilologie. Festschrift für Christian Martin Schmidt*«, hg. von Friederike Wissmann u. a., Wiesbaden 2007, S. 441–454
- Merkenschlager, Fritz: *Götter, Helden und Günther*, Nürnberg 1927
- Metzler, Fritz: »Dur, Moll und ›Kirchentöne‹ als musikalischer Rassenausdruck«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 1–27
- Metzler, Fritz: »Rassische Grundkräfte im Volkslied«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 68–101
- Moser, Hans Joachim: »Die Entstehung des Durgedankens, ein kulturgeschichtliches Problem«, in: *SIMG 15 (1913 / 14)*, S. 270–295
- Moser, Hans Joachim: *Geschichte der deutschen Musik von den Anfängen bis zum Beginn des Dreißigjährigen Krieges*, Stuttgart und Berlin 1921
- Moser, Hans Joachim: *Die Epochen der Musikgeschichte im Überblick*, Stuttgart und Berlin 1930
- Moser, Hans Joachim: *Geschichte der deutschen Musik*, 2 Bände, Stuttgart und Berlin 1930
- Moser, Hans Joachim: *Erklungenes Traumland. Ein Roman von der deutschen Oper*, Leipzig 1937
- Moser, Hans Joachim: *Die Musikfibel*, Leipzig 1937
- Moser, Hans Joachim: »Giuseppe Verdi«, in: *Deutsche Musikkultur 3 (1938 / 39)*, S. 365–375
- Moser, Hans Joachim: »Deutsche Musik im polnischen Raum«, in: *Deutsche Musikkultur 4 (1939 / 40)*, S. 155–157
- Moser, Hans Joachim: »Die Entdeckung der Germanenmusik«, in: *Germanien. Monatshefte für Germanenkunde 12 (1940)*, S. 401–407
- Moser, Hans Joachim: *Musiklexikon*, Berlin ²1943
- Moser, Hans Joachim: *Lehrbuch der Musikgeschichte*, Berlin und Wunsiedel ¹³1959
- Mosse, George L.: *Ein Volk, ein Reich, ein Führer. Die völkischen Ursprünge des Nationalsozialismus*, Königstein / Taunus 1979
- Müller-Blattau, Joseph: *Geschichte der deutschen Musik*, Berlin 1938
- Müller-Blattau, Joseph: *Germanisches Erbe in deutscher Tonkunst*, Berlin 1938
- Müller-Blattau, Joseph: »Tonarten und Typen im deutschen Volkslied«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938

- Müller-Blattau, Joseph: »Die Sippe Bach«, in: *Rasse und Musik*, hg. von Guido Waldmann, Berlin 1939, S. 49–67
- Müller-Hill, Benno: *Tödliche Wissenschaft. Die Aussonderung von Juden, Zigeunern und Geisteskranken 1933–1945*, Reinbek bei Hamburg 1984
- Münch, Paul: »Italiener – Volkscharakter und Rassetypr«, in: *Das Bild der italienischen Oper in Deutschland*, hg. von Sebastian Werr und Daniel Brandenburg, Münster 2004, S. 21–47
- Nagel, Anne Chr. (Hg.): *Die Philipps-Universität Marburg. Dokumente zu ihrer Geschichte*, Stuttgart 2000
- Nagel, Günter: *Georges Vacher de Lapouge (1854–1936). Ein Beitrag zur Geschichte des Sozialdarwinismus in Frankreich*, Freiburg 1975
- Neubert, Paul: »Der nordische Anteil an der deutschen Musik«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 4 (1937), Heft 1, S. 16–22
- Nordau, Max: *Entartung*. Herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Karin Tebben, Berlin und Boston 2013
- Norden, Eduard: *Die germanische Urgeschichte in Tacitus' Germania*, Leipzig und Berlin 1920
- Nussbaumer, Thomas: *Alfred Quellmalz und seine Südtiroler Feldforschungen (1940–42). Eine Studie zur musikalischen Volkskunde unter dem Nationalsozialismus*, Innsbruck u. a. 2001
- O'Callaghan, Donal: »The Brudevælte Lur Re-examined: The Evidence for Ritual Music in the Scandinavian Late Bronze Age«, in: *Galpin Society Journal* 36 (1983), S. 104–108
- Osterhammel, Jürgen: *Die Verwandlung der Welt. Eine Geschichte des 19. Jahrhunderts*, München 2013
- Osthoff, Helmuth: *Johannes Brahms und seine Sendung*, Bonn 1942
- Pape, Matthias: »Erich Schenk – ein österreichischer Musikwissenschaftler in Salzburg, Rostock und Wien. Musikgeschichtsschreibung zwischen großdeutscher und kleinösterreichischer Staatsidee«, in: *Die Musikforschung* 53 (2000), S. 413–431
- Pasdzierny, Matthias; Wendorf, Johann Friedrich; Haken, Boris von: »Der ›Fall Eggebrecht. Verzeichnis der Veröffentlichungen in chronologischer Folge 2009–2013«, in: *Die Musikforschung* 66 (2013), S. 265–269
- Pastor, Willy: *Die Geburt der Musik: Eine Kulturstudie*, Leipzig 1910
- Pessenlehner, Robert: *Vom Wesen der deutschen Musik*, Regensburg 1937
- Petersen, Peter: »Musikwissenschaft in Hamburg 1933 bis 1945«, in: *Hochschulalltag im ›Dritten Reich‹. Die Hamburger Universität 1933 bis 1945*, hg. von Eckart Krause u. a., Berlin und Hamburg 1991, S. 625–640
- Petersen, Peter: »Wissenschaft und Widerstand. Über Kurt Huber (1893–1943)«, in: *Die dunkle Last. Musik und Nationalsozialismus*, hg. von Brunhilde Sonntag u. a., Köln 1999, S. 111–129

- Picker, Henry: *Hitlers Tischgespräche im Führerhauptquartier*, Frankfurt am Main 1989
- Poliakov, Léon: *Der arische Mythos. Zu den Quellen von Rassismus und Nationalismus*, Wien u. a. 1977 [Französische Erstausgabe 1971]
- Potter, Pamela: »Did Himmler Really Like Gregorian Chant? The SS and musicology«, in: *Modernism/modernity* 2 (1995), S. 45–68
- Potter, Pamela: *Most German of the Arts. Musicology and Society from the Weimar Republic to the End of Hitler's Reich*, New Haven und London 1998 [dt. als *Die deutscheste der Künste. Musikwissenschaft und Gesellschaft von der Weimarer Republik bis zum Ende des deutschen Reichs*, Stuttgart 2000]
- Potter, Pamela: »Deutsche Musikwissenschaft im Nationalsozialismus aus amerikanischer Sicht«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Helmut Mahling, Mainz 2001, S. 89–97
- Potter, Pamela: »Musikwissenschaft und Nationalsozialismus«, in: *Nationalsozialismus in den Kulturwissenschaften. Band 1: Fächer – Milieus – Karrieren*, hg. von Hartmut Lehmann und Otto Gerhard Oexle, Göttingen 2004, S. 129–141
- Potter, Pamela: »Wissenschaftler im Zwiespalt«, in: *Das verdächtige Saxophon. »Entartete Musik« im NS-Staat- Dokumentation und Kommentar*, hg. von Albrecht Dümling, Regensburg 2015, S. 155–161
- Pretzsch, Paul: »Musik und Rassenforschung«, in: *Fränkisches Volk vom 31. Dezember 1932*
- Prieberg, Fred K.: *Musik im NS-Staat*, Frankfurt am Main 1982
- Prieberg, Fred K.: *Handbuch Deutsche Musiker 1933–1945*, Kiel 2009 [CD-ROM]
- Priester, Karin: *Geschichte der Langobarden. Gesellschaft – Kultur – Alltagsleben*, Stuttgart 2004
- Probst-Effah, Gisela: »Der Einfluß der nationalsozialistischen Rassenideologie auf die deutsche Volksliedforschung«, in: *Musikalische Volkskultur und die politische Macht*, hg. von Günther Noll, Essen 1994, S. 382–401
- Proctor, Robert N.: *Racial Hygiene. Medicine under the Nazis*, Cambridge und London 1988
- Przyrembel, Alexandra: »Rassenschande«. *Reinheitsmythos und Vernichtungslegitimation im Nationalsozialismus*, Göttingen 2003
- Pulzer, Peter P. J.: *Die Entstehung des politischen Antisemitismus in Deutschland und Österreich 1967–1914*, Göttingen 2004 [Englische Erstausgabe 1964]
- Puschner, Uwe: *Die völkische Bewegung im Kaiserreich. Sprache – Rasse – Religion*, Darmstadt 2001

- Puschner, Uwe: »Die Germanenideologie im Kontext der völkischen Weltanschauung«, in: *Göttinger Forum für Altertumswissenschaft* 4 (2001), S. 85–97
- Puschner, Uwe: »Völkische Geschichtsschreibung. Themen, Autoren und Wirkungen völkischer Geschichtsideologie«, in: *Geschichte für Leser. Populäre Geschichtsschreibung in Deutschland im 20. Jahrhundert*, hg. von Wolfgang Hardtwig, Stuttgart 2005, S. 287–308
- Randhofer, Regina: »Hebräisch-orientalischer Melodienschatz«, in: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*, hg. von Dan Diner, Stuttgart und Weimar 2012, Band 3, S. 18–24
- Rauschenberger, Walter: »Richard Wagners Abstammung und Rassenmerkmale«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 14 (1937), S. 161–171.
- Reitzenstein, Julien: *Himmlers Forscher. Wehrwissenschaft und Medizinverbrechen im »Ahnenerbe« der SS*, Paderborn 2014
- Reitzenstein, Julien: *Das SS-Ahnenerbe und die »Straßburger Schädelssammlung«. Fritz Bauers letzter Fall*, Berlin 2018
- Richter-Ibáñez, Christina: »... für das Fach verloren? Musikwissenschaft an der Universität Tübingen 1935 bis 1960«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 265–319
- Richter-Ibáñez, Christina: »[...] ganz besonders deutsch: Karl Hasses Karriere als Musikwissenschaftler in Tübingen und die (Um-)Habilitation seines Assistenten Otto zur Nedden«, *Beitrag zur Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung Halle/Saale 2015 – »Musikwissenschaft: die Teildisziplinen im Dialog«*, Online-Publikation: https://schott-campus.com/wp-content/uploads/2016/09/richter-ibanez_hasse-zur-nedden.pdf
- Rieger, Paul: »Antisemitismus und Wissenschaft. Ein Mahnralf an die deutschen Juden«, in: *Im deutschen Reich. Zeitschrift des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens* 8 (1902), S. 473–480
- Roelcke, Volker: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutungen im bürgerlichen Zeitalter (1790–1914)*, Frankfurt am Main und New York 1999
- Rosenberg, Alfred: *Der Sumpf. Querschnitte durch das »Geistes«-Leben der November-Demokratie*, München 1927
- Rothkamm, Jörg: »Terror der Avantgarde oder vorwärtsweisend zu Schönberg? Kontinuitäten und Brüche in der fachgeschichtlichen Rezeption der Neuen Musik in Deutschland 1945–1955/60«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 27–59

- Rothkamm, Jörg; Schilling, Jonathan: »Zweiundvierzig Persilscheine und die Neue Musik. Hans Engels Weg an die Universität Marburg und sein Wirken in der frühen Nachkriegszeit«, in: *Musikwissenschaft und Vergangenheitspolitik. Forschung und Lehre im frühen Nachkriegsdeutschland*, hg. von Jörg Rothkamm und Thomas Schipperges, München 2015, S. 123–173
- Rupnow, Dirk: *Judenforschung im Dritten Reich. Wissenschaft zwischen Politik, Propaganda und Ideologie*, Baden-Baden 2011
- Ruf, Wolfgang: »Oskar Fleischer (1856–1933). Pionier und Außenseiter einer institutionalisierten Wissenschaft«, in: *Musikwissenschaft 1900–1930. Zur Institutionalisierung und Legitimierung einer jungen akademischen Disziplin*, hg. von Wolfgang Auhagen, Wolfgang Hirschmann und Tomi Mäkela, Hildesheim 2017, S. 91–110
- Rusinek, Bernd-A.: »Von Schneider zu Schwerte: Anatomie einer Wandlung«, in: *Verwandlungspolitik. NS-Eliten in der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft*, hg. von Wilfried Loth und Bernd-A. Rusinek, Frankfurt am Main 1998, S. 143–180
- Rutkowski, Karl: »Germanische Musikinstrumente«, in: *Ludendorff's Halbmonatsschrift* vom 20.12.1934, zitiert nach dem Wiederabdruck in: *Die Musik* XXVII / 4 (Januar 1935), S. 310f.
- Rutz, Ottmar: *Musik, Wort und Körper als Gemütsausdruck*, Leipzig 1911
- Rutz, Ottmar: *Menschheitstypen und Kunst*, Jena 1921
- Rutz, Ottmar: *Grundlagen einer psychologischen Rassenkunde*, Tübingen 1934
- Rutz, Ottmar: »Die Rutz-Sieversche Schallanalyse«, in: *Schweizerische Musikzeitung* 88 (1948), S. 422–425
- Sachs, Curt: *Reallexicon der Musikinstrumente*, Berlin 1913
- Sayers, William C. B.: *Samuel Coleridge-Taylor, Musician. His Life and Letters*, London u. a. 1915
- Schemann, Ludwig: *Gobineau: Eine Biographie*, Leipzig 1913
- Schemann, Ludwig: *Die Rasse in den Geisteswissenschaften. Studien zur Geschichte des Rassengedankens*, 3 Bände, München 1928ff.
- Schering, Arnold: »Musikwissenschaft und Kunst der Gegenwart«, in: *Bericht über den I. Musikwissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 9–20
- Schipperges, Thomas: *Die Akte Heinrich Besseler: Musikwissenschaft und Wissenschaftspolitik in Deutschland 1924 bis 1949*, München 2005
- Schleich, Karl Ludwig: *Vom Schaltwerk der Gedanken. Neue Einsichten und Betrachtungen über die Seele*, Berlin 1928
- Schmid, Manfred Hermann: »»Vivat Musika et urbs Monacensis scilicet Bavariae!« Ernst Fritz Schmid in Bayern«, in: *Musik in Bayern* 68 (2004), S. 139–146

- Schmidt, Hubert: »Die Luren von Daberkow, Kr. Demmin. Ein Beitrag zur Geschichte von Formen und Technik in der Bronzezeit«, in: *Prähistorische Zeitschrift* 7 (1915), S. 85–177
- Schmidt-Gibichenfels, Otto: »Die Rassenlehre und die Völkischen«, in: *Hammer. Blätter für deutschen Sinn* 21 (1922), Heft 469, S. 7f.
- Schmitt, Stephan: »Die Staatliche Hochschule für Musik – Akademie für Tonkunst in der Zeit des Nationalsozialismus«, in: *Geschichte der Hochschule für Musik und Theater München von den Anfängen bis 1945*, hg. von Stephan Schmitt, Tutzing 2005, S. 313–390
- Schmitz, Eugen: »Deutsche Musikforschung im Kriege«, in: *Jahrbuch der deutschen Musik* 1 (1943), S. 71–77
- Schmitz-Berning, Cornelia: *Vokabular des Nationalsozialismus*, Berlin 2007
- Schmuhl, Hans-Walter: *Rassenhygiene, Nationalsozialismus, Euthanasie. Von der Verhütung zur Vernichtung »lebensunwerten Lebens«, 1890–1945*, Göttingen 1987
- Schmuhl, Hans-Walter: »Rasse, Rassenforschung, Rassenpolitik. Annäherungen an das Thema«, in: *Rassenforschung an Kaiser-Wilhelm-Instituten vor und nach 1933*, hg. von Hans-Walter Schmuhl, Göttingen 2003, S. 7–37
- Schmuhl, Hans-Walter: *Grenzüberschreitungen. Das Kaiser-Wilhelm-Institut für Anthropologie, menschliche Erblehre und Eugenik 1927–1945*, Göttingen 2004
- Schmuhl, Hans-Walter: *Zwischen Göttern und Dämonen – Martin Stephan und der Nationalsozialismus*, München 2019
- Schnaase, Carl: *Geschichte der bildenden Künste*, Band 7, Düsseldorf 1864
- Schneider, Marius: *Geschichte der Mehrstimmigkeit, Historische und phänomenologische Studien. 1. Teil: Die Naturvölker*, Berlin 1934
- Schneider, Marius: »Ethnologische Musikforschung«, in: *Lehrbuch der Völkerkunde*, hg. von Konrad Theodor Preuss, Stuttgart 1937, S. 135–171
- Schöbel, Gunter: »Hans Reinerth. Forscher – NS-Funktionär – Museumsleiter«, in: *Prähistorie und Nationalsozialismus. Die mittel- und osteuropäische Frühgeschichtsforschung in den Jahren 1933–1945*, hg. von Achim Leube in Zusammenarbeit mit Morten Hegele, Heidelberg 2002, S. 321–396
- Schreiber, Maximilian: *Walther Wüst. Dekan und Rektor der Universität München 1935–1945*, München 2008
- Schüler, Winfried: *Der Bayreuther Kreis von seiner Entstehung bis zum Ausgang der Wilhelminischen Ära. Wagnerkult und Kulturreform im Geiste völkischer Weltanschauung*, Münster 1971
- Schuler, Manfred: »Zum völkisch-nationalen Denken in der Musikwissenschaft«, *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 319–327

- Schultze-Naumburg, Paul: *Kunst und Rasse*, München und Berlin ³1938 [Erstausgabe 1928]
- Schumann, Otto: *Geschichte der deutschen Musik*, Leipzig 1940
- Schumann, Rosemarie: *Leidenschaft und Leidensweg. Kurt Huber im Widerspruch zum Nationalsozialismus*, Düsseldorf 2007
- Schwalbe, Gustav: »Genie und Rasse. Mozart«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für nordische Weltanschauung und Lebensgestaltung* 4 (1927), S. 139f.
- Schween, Joachim: »Verehrt und mißbraucht. Zur Rezeptionsgeschichte der bronzezeitlichen Luren im 19. und 20. Jahrhundert«, in: *Music-Archaeological Sources: Finds, Oral Transmission, Written Evidence*, hg. von Ellen Hickmann und Ricardo Eichmann, Rahden / Westfalen 2004, S. 193–220
- Schween, Joachim: »Luren und Irische Hörner der Bronzezeit. Nordeuropäische Meisterwerke der Klangerzeugung«, in: *Musikarchäologie. Klänge der Vergangenheit. Sonderheft 7/2015 von Archäologie in Deutschland*, S. 38–50
- See, Klaus von: *Barbar, Germane, Arier. Die Suche nach der Identität der Deutschen*, Heidelberg 1994
- Seeliger, Hermann: »Deutsch oder Nordisch? Musik oder Rasse?«, in: *Bayreuther Blätter* 58 (1935), S. 8–13, 71–77, 120–127, 170–182; 59 (1936), S. 18–24
- Seifert, Adolf: *Volkslied und Rasse. Ein Beitrag zur Rassenkunde*, Reichenberg und Berlin-Lichterfelde ²1943
- Sökefeld, Martin: »Problematische Begriffe: ›Ethnizität, ›Rasse‹, ›Kultur, ›Minderheit‹«, in: *Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder*, hg. von Brigitta Schmidt-Lauber, Berlin 2007, S. 31–50
- Sonner, Rudolf: »Die Musik der alten Germanen«, in: *Die Musik XXVIII / 1* (Oktober 1935), S. 19–26
- Sonner, Rudolf: »Kultur – Rasse – Musik«, in: *Die Musik XXVIII / 6* (März 1936), S. 402–407
- Spiro, Jonathan Peter: *Defending the Master Race: Conservation, Eugenics, and the Legacy of Madison Grant*, Burlington 2009
- Sponheuer, Bernd: »Über das ›Deutsche‹ in der Musik. Versuch einer idealtypischen Rekonstruktion«, in: *Deutsche Meister – böse Geister? Nationale Selbstfindung in der Musik*, hg. von Hermann Danuser und Herfried Münkler, Schliengen 2001, S. 123–150
- Stanzel, Franz K.: *Europäer. Ein imagologischer Essay*, Heidelberg ²1998
- Stauff, Philipp: *Das deutsche Wehrbuch*, Wittenberg 1912
- Stefan, Paul: »Jazz?«, in: *Musikblätter des Anbruch* 7 (1925), S. 187
- Stege, Fritz: »Deutsche und nordische Musik«, in: *Zeitschrift für Musik* 101 (1934), S. 1269–1270
- Stege, Fritz: »Zukunftsaufgaben der Musikwissenschaft«, in: *Zeitschrift für Musik* 100 (1933), S. 489–490.

- Steglich, Rudolf: »Rezension von *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*«, in: *Archiv für Musikforschung* 4 (1939), S. 120–124.
- Stengel, Theo; Gerigk, Herbert: *Lexikon der Juden in der Musik. Mit einem Titelverzeichnis jüdischer Werke*, Berlin 1940
- Stenzl, Jürg: »Der Anfang der Musikwissenschaft in der Schweiz als ein ›Sonderfall‹: Peter Wagner und die Folgen in Freiburg i. Ü.«, in: *Schweizer Jahrbuch für Musikwissenschaft* 18 (1998), S. 251–258
- Steuer, Heiko: »Das ›völkisch Germanische in der deutschen Ur- und Frühgeschichtsforschung. Zeitgeist und Kontinuitäten«, in: *Zur Geschichte der Gleichung »germanisch-deutsch«*, hg. von Heinrich Beck u. a., Berlin 2004, S. 357–502
- Stoddard, Lothrop: *Der Kulturumsturz. Die Drohung des Untermenschen*, München 1925 [Amerikanische Erstausgabe 1922]
- Stoecker, Holger: *Afrikawissenschaften in Berlin von 1919 bis 1945. Zur Geschichte und Topographie eines wissenschaftlichen Netzwerks*, Stuttgart 2008
- Stollberg, Arne: »Auf der Suche nach einer musikalischen Physiognomik«, in: *Dirigenten-Bilder. Musikalische Gesten – verkörperte Musik*, hg. von Arne Stollberg, Jana Weißenfeld und Florian Besthorn, Basel 2015, S. 347–384
- Storck, Karl: *Geschichte der Musik*, Stuttgart 1904
- Stumpf, Carl: *Die Anfänge der Musik*, Leipzig 1911
- Tacitus, Cornelius Publius: *Germania*, dt. von Anton Baumstark, Freiburg 1876
- Taschwer, Klaus: »Geheimsache Bärenhöhle. Wie ein antisemitisches Professorenkartell der Universität Wien nach 1918 jüdische und linke Forscherinnen und Forscher vertrieb«, in: *Alma mater antisemitica: Akademisches Milieu, Juden und Antisemitismus an den Universitäten Europas zwischen 1918 und 1939*, hg. von Regina Fritz, Grzegorz Rossoliński-Liebe und Jana Starek, Wien 2016, S. 221–242
- Tirala, Lothar Gottlieb: »Rassentypen und musikalische Begabung. Antwort an Richard Eichenauer«, in: *Rasse. Monatsschrift der Nordischen Bewegung* 1 (1934), Heft 8, S. 322–330
- Tirala, Lothar Gottlieb: *Rasse, Geist und Seele*, München 1935
- Treitschke, Heinrich von: *Luther und die deutsche Nation*, Berlin 1883
- Ulbrich, K.: »Altpreußische Militärmusik als Ausdruck nordischen Wesens«, in: *Rasse. Monatsschrift für den nordischen Gedanken* 6 (1939), S. 225f.
- Ulbricht, Walter: *Zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Aus Reden und Aufsätzen*, Band 4, Berlin 1953
- Ursprung, Otto: *Die katholische Kirchenmusik*, Potsdam 1931
- Vetter, Walther: »Zur Erforschung des Deutschen in der Musik«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 101–107

- Vetter, Walther: »Dem Gedenken an Wilhelm Heinitz«, in: *Die Musikforschung* 16 (1963), S. 313–315
- Virchow, Rudolf: »Gesammtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlassten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland«, in: *Archiv für Anthropologie* 16 (1886), S. 275–466
- Vries, Willem de: *Sonderstab Musik. Organisierte Plünderungen in Westeuropa*, Köln 1998
- Wagner, Friedrich August: *Aegypten in Deutschland oder die germanisch-slavischen wo nicht rein germanischen Alterthümer an der schwarzen Elster*, Leipzig 1833
- Wagner, Peter: *Einführung in die gregorianischen Melodien. Ein Handbuch der Choralwissenschaft. Ursprung und Entwicklung der liturgischen Gesangsformen bis zum Ausgange des Mittelalters*, Leipzig ³1911
- Wagner, Peter: [Rezension] Oskar Fleischer, *Die germanischen Neumen als Schlüssel zum altchristlichen und gregorianischen Gesang*, in: *Zeitschrift für Musikwissenschaft* 5 (1922 / 23), S. 560–568
- Wagner, Peter: »Germanisches und Romanisches im frühmittelalterlichen Kirchengesang«, in: *Bericht über den I. Musikwissenschaftlichen Kongreß der Deutschen Musikgesellschaft in Leipzig vom 4. bis 8. Juni 1925*, Leipzig 1926, S. 21–34
- Waldmann, Guido; Stumme, Wolfgang: »Vorwort«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 111f.
- Waldmann, Guido: »Tonalitätsfragen im Volkslied der deutschen Sprachinseln«, in: *Zur Tonalität des deutschen Volkslieds*, hg. im Auftrag der Reichsjugendmusikführung von Guido Waldmann, Wolfenbüttel und Berlin 1938, S. 61–72
- Walter, Michael: »Thesen zur Auswirkung der dreißiger Jahre auf die bundesdeutsche Nachkriegs-Musikwissenschaft«, in: *Musikforschung. Faschismus. Nationalsozialismus. Referate der Tagung Schloss Engers*, hg. von Isolde von Foerster, Christoph Hust und Christoph-Hellmut Mahling, Mainz 2001, S. 489–509
- Wedemeyer-Kolwe, Bernd: *Aufbruch. Die Lebensreform in Deutschland*, Darmstadt 2017
- Weingart, Peter [u. a.]: *Rasse, Blut und Gene. Die Geschichte der Eugenik und Rassenhygiene in Deutschland*, Frankfurt am Main 1988
- Weissmann, Adolf: »Rasse und Nation in der Musik«, in: *25 Jahre Neue Musik. Jahrbuch 1926 der Universal-Edition*, hg. von Hans Heinsheimer und Paul Stefan, Wien u. a. 1926, S. 86–105
- Wellek, Albert: *Typologie der Musikbegabung im deutschen Volke. Grundlegung einer psychologischen Theorie der Musik und Musikgeschichte. Mit*

- allgemeinpsychologischen Beiträgen zur »Tonhöhen«-Unterschiedsempfindlichkeit*, München 1939
- Werfel, Franz: *Verdi. Roman der Oper*, Berlin u. a. 1924
- Werr, Sebastian: »Die Bayreuther Festspiele – eine ›jüdische Angelegenheit? Winifred Wagner gegen wagnerfeindliche Tendenzen im Nationalsozialismus«, in: *Die Musikforschung* 65 (2012), S. 254–265
- Werr, Sebastian: *Heroische Weltsicht. Hitler und die Musik*, Köln u. a. 2014, S. 193–204.
- Werr, Sebastian: »Anspruch auf Deutungshoheit. Friedrich Blume und die musikwissenschaftliche ›Rassenforschung‹«, in: *Die Musikforschung* 69 (2016), S. 361–379
- Werr, Sebastian: »Von germanischem Blute? Verdi aus der Perspektive deutscher Rassentheorien«, in: *Verdi-Perspektiven* 2 (2017), S. 107–135
- Werr, Sebastian: »Zwischen völkischer Bewegung und Nationalsozialismus. Oskar Fleischer und die ›germanische Kontinuität‹ in der Musikgeschichte«, in: *Archiv für Musikwissenschaft* 77 (2020), S. 49–65
- Werr, Sebastian: »Choralforschung als Politikum. Heinrich Himmler und die Germanisierung mittelalterlicher Musik im Nationalsozialismus«, in: *Gedenkschrift für Wolfgang Horn*, hg. von Michael Braun u. a. (Druck in Vorbereitung).
- Westermann, Diedrich: *Kindheitserinnerungen des Togonegers Bonifatius Foli*, Berlin 1931
- Westermann, Diedrich: *Afrikaner erzählen ihr Leben. Elf Selbstdarstellungen afrikanischer Eingeborener aller Bildungsgrade und Berufe und aus allen Teilen Afrikas*, Essen 1938
- Westemeier, Jens: *Hans Robert Jauß. Jugend, Krieg und Internierung*, Konstanz 2016
- Whitman, James Q.: *Hitler's American Model. The United States and the Making of Nazi Race Law*, Princeton 2017
- Wiora, Walter: »Die Tonarten im deutschen Volkslied«, in: *Deutsche Musikkultur* 3 (1938 / 39), S. 428–440
- Wiora, Walter: »Das Alter der deutschen Volksliedweisen«, in: *Deutsche Musikkultur* 4 (1939 / 40), S. 15–32
- Wiora, Walter: *Die deutsche Volksliedweise im Osten*, Wolfenbüttel und Berlin 1940
- Wissmann, Friederike: *Hanns Eisler. Komponist, Weltbürger, Revolutionär*, München 2012
- Wissmann, Friederike: *Deutsche Musik*, Berlin 2015
- Wiwjorra, Ingo: »Willy Pastor (1867–1933). Ein völkischer Vorgeschichtspublizist«, in: »... trans Albitum fluvium«. *Forschungen zur vorrömischen, kaiserzeitlichen und mittelalterlichen Archäologie. Festschrift für Achim Leube zum 65. Geburtstag*, hg. von Michael Meyer, Rahden / Westfalen 2001, S. 11–24

- Wiwjorra, Ingo: *Der Germanenmythos. Konstruktion einer Weltanschauung in der Altertumsforschung des 19. Jahrhunderts*, Darmstadt 2006
- Woltmann, Ludwig: *Die Darwinsche Theorie und der Sozialismus*, Düsseldorf 1899
- Woltmann, Ludwig: *Die Germanen und die Renaissance in Italien*, Leipzig 1905
- Woltmann, Ludwig: *Die Germanen in Frankreich. Eine Untersuchung über den Einfluss der germanischen Rasse auf die Geschichte und Kultur Frankreichs*, Leipzig 1907
- Wulf, Joseph: *Musik im Dritten Reich. Eine Dokumentation*, Frankfurt am Main u. a. 1983
- Young, Earl J.: *Gobineau und der Rassismus. Eine Kritik der anthropologischen Geschichtstheorie*, Meisenheim am Glan 1968
- Ziegler, Hans Severus: *Entartete Musik – Eine Abrechnung von Staatsrat Dr. H. S. Ziegler*, Düsseldorf o. J. [1938]
- Zimmermann, Reinhold: »Rasse und Rhythmus«, in: *Die Sonne. Monatsschrift für Rasse, Glauben und Volkstum* 13 (1936), S. 386–393
- Zimmermann, Reinhold: »Ein Wort zu César Franck«, in: *Zeitschrift für Musik* 105 (1938), S. 71f.
- Zimmermann, Reinhold: »Rasse und Musik«-Forschung wie sie nicht sein soll«, in: *Zeitschrift für Musik* 105 (1938), S. 243–247
- Zimmermann, Reinhold: *César Franck. Ein deutscher Musiker in Paris*, Aachen 1942
- Zur Mühlen, Patrik von: *Rassenideologien. Geschichte und Hintergründe*, Berlin und Bonn ²1979

Abbildungsnachweis

1. / 3. Hans F. K. Günther, *Rassenkunde Europas. Mit besonderer Berücksichtigung der Rassengeschichte der Hauptvölker indogermanischer Sprache*, München ³1929
2. / 9. Privatbesitz
4. / 10. Deutsches Historisches Museum
5. / 6. Richard Eichenauer, *Musik und Rasse*, München 1932
7. Kreismuseum Wewelsburg
8. Ullsteinbild
11. / 12. Ottmar Rutz, *Grundlagen einer psychologischen Rassenkunde*, Tübingen 1934
13. Wilhelm Heinitz, »Dritter Bericht der Gesellschaft zur wissenschaftlichen Erforschung musikalischer Bewegungsprobleme«, in: *Vox. Mitteilungen aus dem Phonetischen Laboratorium der Hansischen Universität zu Hamburg* 21 (1935), S. 70–74

Namensregister

- Abert, Anna Amalie 27, 30
Abert, Hermann 59, 124
Ademar von Chabannes 156
Adler, Guido 34, 103, 123, 148
Adler, Karl 36
Albert, Richard M.
Albertus Magnus 82
Albrecht, Hans 27
Algermissen, Konrad 144
Alt, Michael 137, 189
Ambros, August Wilhelm 72
Archenholz, Johann Wilhelm von 66
Auber, Daniel F.E. 79, 99
Bach, Johann Sebastian 61, 99, 101, 171, 177, 183
Baser, Friedrich 84
Bauer, Erwin 93
Bauer, Moritz 40
Bebel, August 81
Bebermeyer, Gustav 36
Beethoven, Ludwig van 59, 63, 67, 83, 85, 115, 118, 171, 172, 182
Behn, Friedrich 137
Beichert, Eugen 160
Bekker, Paul 25, 66, 103, 104, 171, 176
Bellini, Vincenzo 83, 84
Benga, Ota 94
Berl, Heinrich 138
Berlioz, Hector 79, 83, 84, 99
Besseler, Heinrich 10, 18, 27, 45, 46, 79, 149, 187, 188
Besser, Max 54, 81
Birtner, Herbert 27, 49, 50
Bismarck, Otto von 63
Bizet, Georges 79, 83, 106
Blaukopf, Kurt 19, 101, 181, 188
Blessinger, Karl 9, 19, 23, 26, 27, 32, 33, 65, 75, 121, 145, 156, 161, 187
Blume, Friedrich 12, 16, 19, 20, 21, 27, 28, 30, 41, 42, 48, 50, 78, 82, 91, 116, 117, 118, 119, 141, 142, 157, 159, 161, 167, 183, 185, 186, 187, 188
Blume, Gustav 93
Blumenbach, Johann Friedrich 57
Boas, Franz 60, 114
Bobbio, Norberto 17
Boetticher, Wolfgang 9, 27, 40
Boito, Arrigo 76
Borgia, Lucrezia 83
Bose, Fritz 14, 23, 27, 39, 40, 60, 88, 91, 104, 130, 131, 161, 162, 163, 165, 166, 185, 187, 188
Boulainvilliers, Henri de 77
Brahms, Johannes 29, 84, 106, 182
Brecht, Bertolt 63
Broches, Raphael 49
Brod, Max 184
Bruckner, Anton 21, 34, 99, 106, 109
Bücken, Ernst 27, 44, 65, 66, 91, 101, 123, 138, 176, 187
Bülow, Bernhard von 73
Buxtehude, Dietrich 183
Capelle, Wilhelm 70
Carstens, Peter 48
Cerff, Karl 132
Cervantes, Miguel de 83
Chamberlain, Houston S. 34, 53, 55, 73, 81, 90, 93, 111, 112, 113, 143, 144
Cherubini, Luigi 99
Chopin, Frédéric 83, 99
Clausen, Frits 128
Clauß, Ludwig Ferdinand 29, 93, 96, 97, 102, 110, 112, 116, 167
Coleridge-Taylor, Samuel 85
Cornaro, Catharina 83
Cornelius, Peter 99

- Dahn, Felix 71
Danckert, Werner 27, 35, 50, 187
Dante Alighieri 83
Darré, R. Walter 55, 102, 103, 143
Dent, Edward 45
Dollfuß, Engelbert 34
Donizetti, Gaetano 79, 83, 84
Duckart, Joachim 65
Duns Scotus, Johannes 82
Eggebrecht, Hans Heinrich 9
Eggen, Erik 67
Ehmann, Wilhelm 26, 27, 45, 60, 61, 187
Ehrenfels, Christian von 184
Eichenauer, Richard 14, 23, 28, 30, 36, 37, 41, 43, 47, 88, 91, 92, 93, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 108, 112, 113, 115, 146, 149, 150, 157, 183, 185, 186
Eickstedt, Egon von 88, 89
Einstein, Alfred 188
Eisler, Hanns 63
Emerson, Ralph Waldo 82
Engel, Hans 15, 17, 19, 27, 28, 29, 42, 79, 104, 150, 157, 179, 180, 183, 187, 188
Fellerer, Karl Gustav 27, 28, 35, 46, 82, 138, 150, 153, 154, 155, 187, 188
Ferdinand II. von Aragon 57
Fétis, François-Joseph 136
Ficker, Rudolf von 136, 188
Filz, Anton 91
Fink, Gottfried Wilhelm 121
Finscher, Ludwig 11, 117
Fischer, Eugen 86, 93, 95, 114
Fleischer, Oscar 20, 33, 34, 123, 124, 125, 126, 128, 132, 135, 136, 137, 138, 140, 146, 151
Foli, Bonifatius 165, 166
Fontane, Theodor 127
Forkel, Johann Nikolaus 74
Franck, César 85, 99, 102
Frey, Walter Hermann 154
Freytag, Gustav 70
Frick, Wilhelm 95
Friedrich II. von Preußen, 38
Frotscher, Gotthold 27, 30, 36, 49, 139, 187
Gade, Niels 182, 183
Gall, Franz Joseph 61
Galton, Francis 87
Garth, Thomas Russell 22
Gauch, Hermann 69
Georgiades, Thrasybulos 188
Gerber, Rudolf 22, 24, 27, 29, 30, 35, 45, 101, 187, 188
Gerigk, Herbert 35, 43, 105, 186
Gerstenberg, Walter 27
Geulen, Christian 54
Gibbon, Edward 79, 80
Gluck, Christoph Willibald 29, 171, 183
Gobineau, Arthur de 51, 75, 76, 77, 90, 106
Goebbels, Joseph 30, 132
Goethe, Johann Wolfgang von 53, 61, 83, 176
Gounod, Charles 83
Graener, Paul 179
Graevell, Harald 72, 73
Grainger, Percy 94
Grant, Madison 94
Grant, Ulysses 82
Grieg, Edvard 183
Grimm, Jakob 143
Groß, Walter 90, 96
Grunsky, Karl 108, 110, 112
Gudewill, Kurt 27, 28
Guido von Arezzo 83
Günther, Hans F. K. 14, 16, 18, 19, 22, 37, 56, 82, 88, 91, 92, 93, 95, 96, 97, 99, 100, 101, 102, 103, 104, 105, 106, 107, 110, 111, 112, 115, 116, 118, 149, 150, 161, 170, 171, 173, 182, 183, 184

- Günther, Siegfried 22, 23, 30, 36, 102, 105
Gurlitt, Willibald 15, 38, 45, 104
Haas, Robert 34
Händel, Georg Friedrich 49, 101, 171, 183
Hahne, Hans 130
Haiser, Hans 18
Hammerich, Angul 127, 128, 129, 130, 135
Handschin, Jacques 18, 45
Hasse, Martin Karl 27, 50
Haug, Andreas 152
Hausegger, Siegmund von 32
Hauser, Otto 83
Hausmann, Frank-Rutger 7
Hawthorne, Nathaniel 82
Haydn, Joseph 61, 63, 99, 115, 118
Heinitz, Wilhelm 14, 27, 48, 49, 70, 88, 89, 119, 121, 167, 176, 177, 178, 179, 180, 182, 183, 187, 188
Herodot 73
Hertz, Friedrich 53, 97
Herzl, Theodor 66
Heß, Rudolf 16, 68
Heydrich, Reinhard 38, 158, 159
Himmler, Heinrich 23, 37, 38, 39, 55, 68, 69, 73, 74, 128, 130, 133, 158, 159
Hirschbach, Hermann 41
Hirt, Andreas 130
Hitler, Adolf 26, 85, 94, 95, 111, 120
Hofmeister, Heinrich 122
Hornbostel, Erich Moritz von 39, 161, 162
Huber, Kurt 27, 28, 30, 42, 47, 117, 139, 140, 187
Hucbald 146
Humperdinck, Engelbert 106
Husserl, Edmund 96
Hutten, Kurt 168
Hutten, Ulrich von 69
Ibsen, Henrik 66
Idelsohn, Abraham Zvi 148, 149, 150
Isabella d'Este 83
Isabella I. von Kastilien 57
Istel, Edgar 103
Jackson, Andrew 82
Jammers, Ewald 147, 159
Jauß, Hans Robert 8
Jefferson, Thomas 82
Johannes Diaconus 152, 153, 155, 156
John, Eckhard 11
Johner, Domenicus 160
Justin, Eva 31
Kafka, Franz 184
Kaminski, Heinrich 179
Kant, Immanuel 57
Karstädt, Georg 130
Kautsky, Karl 113, 114
Kempff, Wilhelm 127
Kern, Frida 30
Kestenberg, Leo 43
Kleist, Heinrich von 71
Klemperer, Victor 29
Kinger, Gottlieb Kala 166
Knox, Robert 170
Korte, Werner 21, 22, 27, 44, 104, 181, 187, 188
Kossinna, Gustaf 120, 122, 123, 125, 126
Kraus, Karl 67
Kretschmer, Ernst 116
Kretzschmar, Hermann 123, 124
Kroll, Oskar 131
Kühn, Walter 145, 151
Kuithan, Johann Wilhelm 150
Kurtz, Heinrich 131
Lach, Robert 26, 34, 35, 88
Lachmann, Robert 88
Landé, Margarete 96
Lanz von Liebenfels, Jörg 85

- Laplace, Pierre-Simon 63
Lapouge, Georges Vacher de 78
Lassalle, Ferdinand 170
Lavater, Johann Caspar 61
Lehmann, Julius Friedrich 93, 94, 95, 96, 102
Leifs, Jón 67, 182, 183
Lenz, Fritz 93
Levy, Simon 24
Lindbergh, Charles 82
Linné, Carl von 57
Liszt, Franz 15, 42, 43, 76, 99, 106, 109
Longfellow, Henry W. 82
Lorenz, Alfred 23, 26, 32, 104, 150, 186
Ludwig der Fromme 145
Luschan, Felix von 168
Luther, Martin 63, 143
Maerker, Bruno 142, 160
Magnussen, Karin 31
Mahler, Gustav 24, 93, 107, 108, 189
Malcolm X 85
Marr, Wilhelm 92, 93
Marx, Karl 170
Matzke, Hermann 21, 27, 33, 34, 145
Meiners, Christoph 57
Meinhof, Carl 178
Mendelssohn Bartholdy, Felix 24, 107, 189
Mengele, Josef 31, 86
Merkenschlager, Fritz 110
Merula, Claudio 83
Metzler, Fritz 30, 35, 64, 91, 139
Meyerbeer, Giacomo 23, 107
Moniuszko, Stanisław 15
Monteverdi, Claudio 83
Monroe, James 82
Morel, Bénédict Augustin 66
Moser, Hans Joachim 15, 20, 24, 27, 43, 44, 84, 90, 103, 110, 123, 126, 127, 136, 138, 140, 151, 170, 185, 187, 188, 189
Mottl, Felix 32
Mozart, Wolfgang Amadeus 42, 99, 109, 175, 176
Müller-Blattau, Joseph 20, 27, 28, 29, 30, 36, 45, 48, 120, 139, 143, 156, 187, 188
Münch, Paul 55, 58
Napoleon I. 63
Nauman, Hans 73
Nedden, Otto zur 27, 50, 65
Neubert, Paul 78
Nietzsche, Friedrich 66
Nordau, Max 66, 67
Norden, Eduard 73
Notker 82
Ockeghem, Johannes 183
Offenbach, Jacques 107
Orel, Alfred 34
Osthoff, Hellmuth 27, 29, 182
Osterhammel, Jürgen 58
Paganini, Nicolò 99
Paisiello, Giovanni 83
Palestrina, Giovanni Pierluigi da 79, 83, 84, 105
Pascal, Blaise 63
Pastor, Willy 123, 124, 146
Pergolesi, Giovanni Battista 83
Peri, Jacopo 83, 107
Pessenlehner, Robert 40, 83, 142
Petersen, Peter 47
Petrus Lombardus 82
Pfitzner, Hans 106
Pius X. 145
Porpora, Nicola 83
Pretzsch, Paul 111
Price, Leontyne 163
Prieberg, Fred K. 8
Priso, Wolfgang Katto 166
Pulikowski, Julian von
Quellmalz, Alfred 27, 31, 38, 39, 43, 45, 142, 158, 159, 160, 187
Raffaello Sanzio da Urbino 63

- Rameau, Jean-Philippe 105
Rauschenberger, Walter 63, 115
Reger, Max 106, 108, 171
Retzius, Anders Adolf 63
Richter, Franz Xaver 91
Rieger, Paul 7
Riemann, Hugo 123
Riethof, Annie
Ritter, Robert 31
Rosenbaum, Josef Carl 61
Rosenberg, Alfred 40, 45, 92, 120, 133, 144, 170
Rossi, Salomone 24
Rossini, Gioachino 79, 83
Rutz, Joseph 173
Rutz, Ottmar 167, 171, 172, 173, 174, 175, 176, 177
Sachs, Curt 44, 88, 124, 128, 130, 136
Sandberger, Adolf 32
Scarlatti, Alessandro 83
Schemann, Ludwig 77, 83, 110, 111
Schemm, Hans 16
Schenk, Erich 35, 89, 158
Schering, Arnold 25, 124
Schlegel, Friedrich 75, 143
Schleich, Karl Ludwig 65
Schmid, Ernst Fritz 188
Schmidt, Hubert 132, 134
Schmidt-Garre, Helmut 127, 155
Schmidt-Gibichenfels, Otto 17
Schmitz, Eugen 27, 49
Schmuhl, Hans-Walter 186
Schnaase, Carl 80
Schneider, Hans Ernst 9
Schneider, Marius 28, 47, 48, 161, 187
Schönberg, Arnold 65, 171
Schoeck, Othmar 179
Scholl, Hans 37, 47
Scholl, Sophie 37, 47
Schreiber, Georg 46
Schreker, Franz 66
Schubert, Franz 63, 101, 115, 161
Schünemann, Georg 30, 35, 139
Schultze-Naumburg, Paul 64, 78, 93
Schumann, Erich 35
Schumann, Otto 54
Schumann, Robert 117, 182
Schwiedetzky, Ilse 31, 88
Seeliger, Hermann 111, 112
Seifert, Adolf 36, 64, 69, 181, 184
Seiffert, Max 27
Selle, Thomas 36
Shakespeare, William 83
Sieglin, Wilhelm 81
Sievers, Eduard 176
Sievers, Wolfram 39, 40, 89, 90, 131, 158
Singelmann, Max 49
Sökefeld, Martin 52
Sonner, Rudolf 68, 144, 166
Specht, Richard 25
Spitta, Philipp 123
Stael, Germaine de 74
Stamitz, Johann 91
Stauff, Philipp 75
Stein, Heinrich Friedrich Karl von und zum 69
Stefan, Paul 25, 169
Stege, Fritz 31, 90, 105, 182
Stengel, Theophil 35, 105
Stephani, Hermann 27, 49, 50
Stephani, Martin 50
Stoddard, Lothrop 94
Storck, Karl 151
Strauss, Richard 106
Stuckenschmidt, Hans Heinz 188
Stumpf, Carl 39, 125, 137
Tacitus, Cornelius Publius 71, 72, 73, 74, 182
Tartini, Giuseppe 99
Thegan 145

- Thomsen, Christian Jürgensen 127, 133
Till, Rudolf 74
Tirala, Lothar Gottlieb 112, 113
Tolstoi, Leo 66
Treitschke, Heinrich von 143
Tschaikowsky, Peter
Ulbricht, Walter 168
Ursprung, Otto 148
Vacher de Lapouge, Georges 78
Verdi, Giuseppe 79, 83, 84, 99
Verschuer, Ottmar von 31, 86, 87
Vetter, Walther 48, 188
Vinci, Leonardo da 80
Virchow, Rudolf 16
Vogl, Heinrich 173
Vollerthun, Georg 179
Voltaire 83
Wagner, Cosima 15, 111
Wagner, Friedrich August 122
Wagner, Peter 125, 147, 152, 153, 156
Wagner, Richard 21, 23, 32, 63, 66, 70,
 73, 76, 77, 83, 99, 106, 110, 112, 113,
 115, 173, 175, 182, 183, 184
Waldmann, Guido 30, 36, 48, 139, 140
Weber, Carl Maria von 99, 101, 116
Weber, Friedrich 94
Weill, Kurt 63
Weissmann, Adolf 59
Wellek, Albert 87
Wellesz, Egon 34
Werfel, Franz 84
Westermann, Diedrich 165, 166
Whitman, James Q. 95
Wilhelm II. 78
Willigut, Karl Maria 39, 40
Wiora, Walter 27, 48, 69, 140, 141, 157,
 187, 188
Wolf, Hugo 24
Woltmann, Ludwig 59, 81, 82, 107
Wulf, Joseph 8
Wüst, Walter 37, 40
Zarnow, Gottfried 94
Zenck, Hermann 27
Ziegler, Hans Severus 64, 65
Zimmermann, Reinhold 31, 35, 54, 85,
 102, 110, 167, 168, 170
Zola, Émile 66
Zur Mühlen, Patrik von 17

